

A woman with reddish-brown hair in a bun, wearing a long green dress with a white collar and a large bow at the back, stands on a dirt path in a grassy field. She is looking out over a vast, rolling landscape under a blue sky with light clouds. Green leaves from a tree are visible in the top corners of the frame.

Karin Seemayer

Der
Himmel über
Amerika

Leahs Traum

Roman

atb



Karin Seemayer

Der
Himmel über
Amerika

Leahs Traum

Roman

atb

Über das Buch

Leah ist die Tochter einer Amisch-Familie, doch durch ihre Freundin lernt sie auch das Leben außerhalb der Gemeinschaft kennen. Entgegen dem Wunsch ihrer Eltern will sie in der Stadt arbeiten. Zum ersten Mal trägt Leah farbenfrohe Kleidung, fährt im Automobil und hat unbegrenzten Zugang zu Büchern, die Welt erscheint ihr ungeahnt weit. Sie verliebt sich in Richard, den Sohn einer wohlhabenden Familie, entfernt sich jedoch immer weiter von ihrer Familie – Leah ist hin- und hergerissen zwischen ihren Wurzeln und einem freieren Leben. Nur Joshua, ein junger Mann aus ihrer Gemeinde, hat Verständnis für sie, denn auch er verließ einst die Amisch. Leah weiß, früher oder später wird sie sich entscheiden müssen ...

Über Karin Seemayer

Karin Seemayer, geboren 1959, machte eine Ausbildung zur Reiseverkehrskauffrau und war beruflich und privat viel unterwegs. Die meisten ihrer Romanideen sind auf diesen Reisen entstanden. Allerdings musste die Umsetzung warten, bis ihre drei Kinder erwachsen waren. Heute lebt sie im Taunus.

Im Aufbau Taschenbuch sind ihre Romane „Die Tochter der Toskana“, „Das Gutshaus in der Toskana“, „Sterne über der Toskana“, „Die Sehnsucht der Albatrosse“ und „Das Geheimnis des Nordsterns“ sowie die ersten beiden Bände der Amisch-Saga „Der Himmel über Amerika. Rebekkas Weg“ und „Der Himmel über Amerika. Esthers Entscheidung“ lieferbar.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:

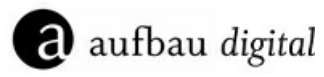
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Karin Seemayer

Der Himmel über Amerika – Leahs Traum

Roman



Inhaltsverzeichnis

[Titelinformationen](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Newsletter](#)

[I. Teil — Aufbruch](#)

[1. Kapitel: Jacobstown, Januar 1917](#)

[2. Kapitel](#)

[3. Kapitel](#)

[4. Kapitel](#)

[5. Kapitel](#)

[6. Kapitel](#)

[7. Kapitel](#)

[8. Kapitel](#)

[9. Kapitel](#)

[10. Kapitel](#)

[11. Kapitel](#)

[12. Kapitel](#)

[13. Kapitel](#)

[14. Kapitel](#)

[15. Kapitel](#)

[16. Kapitel](#)

[17. Kapitel](#)

[18. Kapitel](#)

[19. Kapitel](#)

[20. Kapitel](#)

[21. Kapitel](#)

[22. Kapitel](#)

[II. Teil — Rückkehr](#)

[23. Kapitel](#)

[24. Kapitel](#)

[25. Kapitel](#)

[26. Kapitel: Camp Meade, Winter 1917/18](#)

[27. Kapitel](#)

[28. Kapitel](#)

[29. Kapitel](#)

[30. Kapitel](#)

[31. Kapitel](#)

[32. Kapitel](#)

[33. Kapitel](#)

[34. Kapitel](#)

[35. Kapitel](#)

[Epilog — Jacobstown, Sommer 1925](#)

[Nachwort und Danksagung](#)

[Impressum](#)

[Wer von dieser Saga begeistert ist, liest auch ...](#)

I. Teil

Aufbruch

1. Kapitel

Jacobstown, Januar 1917

Leah, beeile dich. Dein Vater hat schon angespannt.«

Die Stimme ihrer Mutter klang durch das Treppenhaus. Hastig riss Leah die dunkle Haube aus dem Schrank, setzte sie auf und verknötete die Bänder unter dem Kinn. Heute würde sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester Deborah in die Stadt fahren und Stoff kaufen. Deborah brauchte welchen für ihr Hochzeitskleid, und Leah sollte ebenfalls ein neues Kleid bekommen. Sie schlüpfte in die Stiefel, band mit fliegenden Fingern die Schnürsenkel zu und rannte die Treppe hinunter.

Ihre Mutter wartete im Flur auf sie. »Du rennst immer noch, als wärst du ein Kind. Dabei bist du achtzehn Jahre. Und deine Haube hast du auch nicht richtig auf.«

Sie reichte Leah ihren Mantel, dann schob sie einige Locken zurück, die sich aus Leahs Haarknoten gelöst hatten und sich um ihr Gesicht ringelten, und zog die Haube so weit nach vorne, dass Leahs Haaransatz bedeckt war. Leah seufzte. Nur wenige Frauen aus ihrer Gemeinde trugen noch so eine große Haube. Die meisten hatten kleinere Bonnets, die den Haaransatz freiließen. Manche gingen auch nur mit der »Kapp« nach draußen, der leichten weißen Organdy-Haube, die vor allem im Sommer angenehmer zu tragen war. Doch ihr Vater bestand darauf, dass sie ihr Haar in der Öffentlichkeit vollständig bedeckt trug. Denn selbst wenn nur der Haaransatz zu sehen war, zog ihr Haar, das so rot war wie der Ahorn im Indian Summer, zu viele Blicke auf sich, sagte er.

Bei den Amisch von Jacobstown war die Farbe Rot verpönt. Es gab keine roten Häuser, keine roten Stoffe für Vorhänge oder rote Gebrauchsgegenstände, denn es war die Farbe des Blutes, das Jesus für die Sünden der Menschen vergossen hatte. Und außerdem war rotes Haar nicht »schlicht«.

Leah hatte sich oft gefragt, warum Gott sie mit dieser auffälligen Farbe bedacht hatte. Das Blond ihrer Schwester Deborah hatte nur einen rötlichen Schimmer, ebenso wie das dunkelbraune Haar ihrer Brüder. Und nicht nur die Farbe ließ jegliche Schlichtheit vermessen, nein, ihr Haar war so lockig, dass es sich kaum bändigen ließ. Egal, wie straff sie es zurückkämmte und wie fest sie den Knoten schlang, immer wieder lösten sich einzelne Strähnen, mogelten sich unter der Haube hervor und ringelten sich um ihr Gesicht. Es schien, als wehrten die roten Locken sich dagegen, verborgen zu werden.

Ihre Mutter setzte sich neben ihrem Vater auf die vordere Bank des Dachwägeles, Leah und Deborah kletterten auf die hintere Bank und legten sich die Decke über die Beine. Es war ein unangenehmer feuchtkalter Tag. Ihr Vater schnalzte mit der Zunge. »Hopp, Joschi, lauf.«

Das Pferd trabte an. Sie fuhren vom Hof auf eine schmale Straße, die am Mill Creek entlangführte. Die Mühle, die dem Bach den Namen gegeben hatte, lag hinter ihnen. Sie gehörte schon seit fast hundert Jahren der Familie Hochleitner. Leahs Urgroßvater hatte sie 1819 erbaut.

Am Hof der Kauffmanns bogen sie auf die Straße nach Jacobstown ab. Plötzlich wurde das Klappern der Pferdehufe durch ein immer lauter werdendes Rattern übertönt. Leah sah aus dem rückwärtigen Fenster. Auf der Straße näherte sich eines dieser neumodischen

Automobile. Als es direkt hinter ihnen war, ertönte ein Krachen, der Motor heulte auf, dann scherte das Gefährt aus und fuhr an ihrer Kutsche vorbei.

Leah erhaschte einen Blick auf die Insassen. Der Fahrer trug eine eng anliegende Mütze, die Frau neben ihm hatte sich einen Schal um den Kopf geschlungen.

Sie sah zu ihnen herüber, und dann war das Automobil schon neben dem Pferd. Joschi warf den Kopf zurück und scheute, als das Fahrzeug ihn überholte und vor ihm einscherte.

»Hoooh, ganz ruhig«, rief ihr Vater besänftigend und nahm die Zügel kürzer. Joschi machte ein paar Galoppsprünge und fiel dann wieder in seinen üblichen gleichmäßigen Trab.

»Diese Dinger sind eine Plage«, schimpfte ihr Vater. »Sie machen Krach, stinken und kosten unnötig viel Geld für Treibstoff.«

Leah und Deborah wechselten einen Blick. Einige der jungen Leute bei den Amisch dachten anders über Automobile, manche besaßen sogar welche. Erst kürzlich hatte Leah in einer Zeitung einen Artikel über zwei junge Männer aus Mifflin gelesen, über die der Bann verhängt worden war, weil sie sich weigerten, ihre Fahrzeuge abzugeben.

»Ich würde zu gerne einmal in so einem Automobil fahren«, raunte Leah ihrer Schwester zu.

Deborah nickte. »Ich auch. Papa sagt immer, sie wären nicht viel schneller als ein Buggy, aber schau doch nur, wie weit es jetzt schon weg ist.«

Tatsächlich hatte das Fahrzeug einen beträchtlichen Vorsprung.

Leah seufzte. »Wenn wir so etwas hätten, könnten wir viel schneller in die Stadt kommen.«

»Und dort dem Müßiggang frönen.« Deborah kicherte leise. »Vielleicht hat die Gemeindeversammlung die Automobile deswegen verboten. Aus Angst, die Leute hätten dann zu viel Zeit.«

Eine halbe Stunde später zügelte ihr Vater das Pferd vor Peter Landers Stoffladen und ließ sie aussteigen.

»Ich fahre zum Eisenwarenhandel und hole euch danach wieder ab.«

Vor dem Laden stand ein Automobil, aber es sah anders aus als das, das sie überholt hatte.

Als sie eintraten, klingelte ein Glöckchen über der Tür.

Im Laden stand eine Frau in einem Kleid, das ihr nur bis zum Knöchel ging. Ihre Füße steckten in hochhackigen Schuhen aus glänzendem Leder. Auf dem Kopf trug sie einen breitkrepigen Hut, der mit einer künstlichen Blume verziert war. Sie drehte den Kopf, und ihr Blick wanderte von Leahs Haube über ihr schlichtes dunkelgraues Kleid zu ihren einfachen geschnürten Schuhen, die gegen ihre zierlichen Schühchen plump wirkten. Sie hob eine Augenbraue und wandte sich dann wieder dem Tisch zu, auf dem mehrere Ballen gemusterte Stoffe halb ausgerollt lagen.

An der Wand lehnte ein Mann im Anzug und drehte seinen Hut in den Händen. »Du wolltest Stoff für ein Ausgehkostüm kaufen und nicht deinen gesamten Kleiderschrank neu bestücken,

Liebling. Also entscheide dich.«

»Aber ich kann mich nicht entscheiden«, klagte die Frau. »Der gestreifte hier ist wunderschön, aber ich weiß nicht, ob mir dieses Dunkelblau und Weiß steht. Vielleicht sollte ich doch besser den mit dem zartgrünen Karomuster nehmen?« Unschlüssig schob sie die Stoffe zusammen. »Wobei dieser dunkelrote auch sehr schön ist.«

Leah betrachtete die Auswahl an Stoffen, die vor der Frau ausgebreitet lag. Es waren bestimmt zehn verschiedene. Wie lange sie hier wohl schon stand? Wenn sie die Ungeduld in der Miene ihres Begleiters richtig deutete, ziemlich lange.

»Nimm den karierten«, sagte der Mann.

»Wirklich? Aber Streifen sind dieses Jahr viel moderner. Ich könnte aus dem gestreiften Stoff einen Rock machen lassen und aus diesem dunkelblauen die passende Jacke dazu, im Matrosenstil.«

»Kostüme im Matrosenstil sind in dieser Saison der letzte Schrei«, schaltete sich Mr. Landers ein. »Vielleicht möchte die Dame einen Blick in dieses Modemagazin werfen.«

Er holte ein Heft aus einer Schublade unter der Verkaufstheke. Leah warf einen Blick auf das Titelblatt, auf dem eine Frau in einem dunkelgrünen Mantel abgebildet war. *Harper's Bazar* stand in Großbuchstaben darüber.

Mr. Landers legte das Heft auf den Tisch. »Lassen Sie sich Zeit«, sagte er. »Ich bin gleich wieder bei Ihnen.« Dann wandte er sich an Leahs Mutter. »Guten Tag Mrs. Hochleitner. Was kann ich für Sie tun?«

»Wir brauchen Stoff für ein Hochzeitskleid.«

»Oh, herzlichen Glückwunsch. Wer ist denn die Glückliche?«

»Meine Tochter Deborah.« Sie winkte Deborah heran.

»Nun, ich habe ein paar schöne Leinenstoffe hier.« Mr. Landers deutete auf das Regal mit den Ballen. »Welche Farbe darf es denn sein? Vorige Woche war Mrs. Wenger aus Strinestown hier und hat für ihre Tochter diesen schönen taubenblauen Stoff gekauft.« Er griff nach einer Stoffrolle und legte sie auf den Tisch.

Leah bemerkte, wie Deborah ihrer Mutter einen bittenden Blick zuwarf.

»Taubenblau ist doch auch schlicht, Mama«, sagte sie auf Deutsch.

Doch Maria schüttelte den Kopf. »Nicht für ein Hochzeitskleid. Wir möchten einen dunkelblauen bitte.«

Mr. Landers holte zwei Stoffe aus dem Regal und rollte ein paar Ellen ab. Einer war dunkelblau, fast schwarz, der andere indigoblau und hatte einen leichten Schimmer.

Deborah griff nach dem helleren Stoff. »Der gefällt mir!«

»Eine sehr gute Wahl«, sagte Mr. Landers. »Das ist feines Leinen. Es ist etwas leichter als

der andere Stoff und trägt sich sehr schön. Genau richtig für eine besondere Gelegenheit.«

Deborah ließ den Stoff durch die Hände gleiten. »Er fühlt sich auch schön an. Mama, bitte lass uns diesen nehmen.«

Maria wiegte zweifelnd den Kopf. »Ist er denn auch so haltbar wie der andere?«, wandte sie sich an Mr. Landers. »Das Kleid wird zukünftig ihr Sonntagskleid.«

»Nur, weil er leichter ist, ist er nicht von schlechterer Qualität, im Gegenteil. Er wurde aus besonders feinen Fasern gewebt, ist aber ebenso haltbar wie das festere Leinen.«

Leah unterdrückte ein Lächeln. Mr. Landers kannte die Amisch und wusste, wie man sie überzeugen konnte. Nur wenige webten heutzutage noch selbst, die meisten kauften ihre Stoffe in seinem Laden. Er hatte immer eine große Auswahl an Leinen- und Baumwollstoffen in den gedeckten Farben, die die Amisch bevorzugten, vorrätig.

»Nun, dann nehmen wir diesen.«

Deborah strahlte. »Danke, Mama.«

Mr. Landers holte seine Elle und maß den Stoff ab. Anschließend warf er einen kurzen Blick auf die andere Kundin, die immer noch in dem Magazin blätterte.

Maria sah ebenfalls hinüber und schüttelte missbilligend den Kopf.

»Wir brauchen noch einen Stoff für ein Kleid für Leah.«

»Auch für einen besonderen Anlass?«

Leah presste die Lippen zusammen. Wenn es nach ihren Eltern ging, wäre das Kleid tatsächlich für einen besonderen Anlass, nämlich für ihre Taufe. Doch sie wollte sich noch nicht taufen lassen. Nicht, weil sie Zweifel hatte, dass sie der Gemeinde, in der sie aufgewachsen war, beitreten wollte, sondern weil sie noch »rumspringe« wollte.

Ab dem sechzehnten Lebensjahr galt man nicht mehr als Kind, doch vollwertiges Mitglied der Amisch-Gemeinde wurde man erst mit der Taufe. Diese Zeit nannten die Amisch »Rumspringa«. Wie lange sie dauerte, war bei jedem anders. Manche ließen sich mit achtzehn taufen, andere erst mit einundzwanzig. Während der Rumspringa lernten viele junge Leute auch die Welt außerhalb ihrer Gemeinde kennen, manche pflegten Umgang mit Engländern. Sie waren immer noch an den Glauben und die Regeln ihrer Gemeinschaft gebunden, aber kleinere Verstöße gegen die *Ordnung* wurden geduldet. Nicht alle Amisch fanden das richtig, doch die jährliche Dienerversammlung hatte sich dafür ausgesprochen, dass die jungen Leute die moderne Welt mit ihren Verlockungen kennenlernten, bevor sie sich taufen ließen.

Leah wollte unbedingt noch eine Zeit außerhalb der Gemeinde verbringen, mehr von der Welt und ihren wunderbaren Erfindungen sehen, bevor sie sich taufen ließ.

Sie spürte den Blick ihrer Mutter auf sich ruhen und hob den Kopf. »Nein. Für ein Alltagskleid.«

»Ich habe hier einen schönen Stoff. Schauen Sie mal.«

Der Stoff, den er ausrollte, war silbrig-grün wie Salbei. Entzückt strich Leah über das Gewebe. Die Farbe gefiel ihr sehr. Sie war schlicht und trotzdem irgendwie besonders.

Ihre Mutter wiegte zweifelnd den Kopf. »Ich finde die Farbe sehr ungewöhnlich.«

»Nun«, sagte Mr. Landers. »Vor ein paar Tagen hat Mrs. Zook diesen Stoff für ein Kleid gekauft. Und wenn die Frau des Bischofs diese Farbe trägt, ist sie sicher nicht unpassend.«

Das überzeugte ihre Mutter. »Gut. Dann nehmen wir diesen und bitte das passende Nähgarn dazu.«

Die andere Kundin hatte mittlerweile das Modeheft weggelegt und blickte sich gelangweilt um. Sie war nicht so jung, wie Leah zunächst gedacht hatte. Ihre extravagante Kleidung und der Hut ließen sie jünger wirken. Doch um ihre Augen zeigten sich Fältchen, und auch von der Nase zu den Mundwinkeln zogen sich zwei feine Linien. Sie begann, mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln. Ihre Hände waren sehr gepflegt, ihre Fingernägel überaus lang. Unwillkürlich sah Leah auf ihre Hände. Sie waren sauber, die Nägel kurz, aber man sah ihnen an, dass sie damit arbeitete.

»Ich bin sofort wieder für Sie da«, sagte Mr. Landers.

Er legte die passenden Garne zu den Stoffen, schlug sie in Papier ein und reichte sie Leahs Mutter. Sie bezahlte.

»Vielen Dank für Ihre Geduld«, sagte sie höflich zu der Dame. Die riss erstaunt die Augen auf, ihr Begleiter dagegen war sichtlich erheitert und lächelte den drei Frauen zu.

Leah warf einen letzten Blick auf die Stoffe. Für welchen würde die Frau sich wohl entscheiden? Wenn sie selbst die Wahl gehabt hätte, hätte sie den blauweiß gestreiften genommen. Er würde einen wunderbaren Rock ausmachen. Sie seufzte innerlich. Wie es sich anfühlen mochte, Kleider aus solchen fließenden bunten Stoffen zu tragen? Und einen Hut statt die dunkle Haube.

Ihr Vater war noch nicht wieder da, als sie auf die Straße traten. Wahrscheinlich fachsimpelte er wieder mit Mr. Blosser, dem Eisenwarenhändler, über Werkzeuge.

»Leah! Hallo!«

Leah sah auf. Auf der anderen Straßenseite standen ihre Freundin Grace und deren Mutter vor der Bäckerei. Grace überquerte die Straße, gefolgt von ihrer Mutter.

»Guten Tag, Mrs. Hochleitner. Wie schön, dass ich Sie hier treffe. Ich wollte Grace heute zum Mühlenhof schicken. Wir brauchen wieder eine Lieferung von Ihrem köstlichen Ziegenkäse. Meine Gäste lieben ihn.«

Während ihre Mütter über den Ziegenkäse sprachen, zog Grace Leah ein paar Schritte zur Seite.

»Wie geht es dir? Wir haben uns lange nicht mehr gesehen.«

»Es tut mir leid. Es gibt viel Arbeit ...«

Es war zwar keine Lüge, aber auch nicht die ganze Wahrheit. Grace war ihre Freundin, seit sie Kinder waren, und Leah hatte jede Gelegenheit genutzt, um Grace zu treffen. Im letzten halben Jahr hatten sie sich seltener gesehen, weil Leahs Eltern befürchteten, Leahs Zögern, sich taufen zu lassen, läge am schlechten Einfluss ihrer »englischen« Freundin. Was auch zutraf. Mit Grace teilte Leah ihre Träume von der Welt, über die sie so gern mehr wissen wollte. Heimlich las sie die weltlichen Bücher, die Grace ihr lieh. Sie war mit Huckleberry Finn auf dem Mississippi gereist, mit Mowgli durch den indischen Dschungel gelaufen und mit Kapitän Nemo zwanzigtausend Meilen unter dem Meer gefahren.

Grace sah sie nachdenklich an, dann hellte sich ihr Gesicht auf. »Ich habe den dritten Band von ›Anne auf Green Gables‹ zu Hause. Meine Eltern haben ihn mir geschenkt.«

»Oh, und wie ist er?«

»Genauso gut wie die ersten beiden.«

Leah seufzte. Die Geschichte des temperamentvollen Waisenmädchens, das zu Leuten kommt, die eigentlich einen Jungen erwartet hatten, und dann doch deren Herz gewinnt, hatte es ihr angetan. Außerdem erkannte sie in Anne viel von sich selbst. Anne hatte eine blühende Phantasie, sie war verträumt und redete viel. Und sie hatte rote Haare.

»Wenn du willst, leihe ich dir das Buch«, sagte Grace.

In diesem Moment bog der Buggy ihres Vaters um die Ecke. Er zügelte das Pferd und begrüßte Mrs. Halsey und Grace.

»Wäre es recht, wenn ich heute Nachmittag Grace zu Ihnen schicke, um frischen Käse zu holen?«, fragte Mrs. Halsey.

Leahs Mutter nickte. »Wir haben noch Vorräte. Ich packe Ihnen einen Korb.«

»Oh. Darf Leah dann bis heute Nachmittag bei uns bleiben? Wir haben uns so lange nicht gesehen. Ich bringe sie dann nach Hause, wenn ich den Käse hole.«

»Von mir aus gerne. Wenn ihre Eltern einverstanden sind?«

Rasch wandte sich Leah an ihre Eltern. »Ich habe heute Morgen die Ziegen versorgt. Eigentlich ist Deborah am Abend dran, aber wenn ich bleiben darf, übernehme ich das auch.«

»Das wäre mir lieb«, schaltete Deborah sich ein. »Samuel wollte mich zu einer Ausfahrt abholen. Dann hätten wir mehr Zeit.«

Ihr Vater sah von Deborah zu Leah, dann nickte er. »Wenn eure Mutter keine Einwände hat.«

Maria lächelte resigniert. »Ich habe keine.«

Dankbar erwiderte Leah ihr Lächeln. Grace stieß einen kurzen Freundschrei aus.

»Geht schon mal heim und nehmt das Brot mit«, sagte Mrs. Halsey. »Ich muss noch zum Metzger.«

Grace schnappte mit einer Hand den Korb mit den zwei Broten, mit der anderen Leahs Arm.

Lachend liefen sie durch die Straßen bis zum Haus der Halseys.

Graces Mutter war verwitwet und betrieb eine Pension, Grace half ihr dabei.

Um diese Uhrzeit waren keine Gäste im Haus. Grace stellte den Korb mit dem Brot in die Küche, dann gingen sie hinauf in den zweiten Stock, wo Grace ihr Zimmer hatte.

»Hier ist das Buch« sagte Grace und nahm es aus dem Regal. »Ich schlage es dir in eine Zeitung ein.« Sie zwinkerte Leah zu. Es war ein Trick. Grace wickelte alles, was sie Leah gab, in Zeitungen. So konnte Leah nicht nur Bücher, sondern auch englische Zeitungen heimlich lesen.

»Danke schön.«

Leah nahm die Haube ab und legte sie auf eine Kommode.

»Ich finde dein Haar so schön«, sagte Grace. »Zu schade, dass du es immer verstecken musst.«

Leah zuckte mit den Schultern. Es war eben so. Sie erzählte Grace von der Frau im Stoffladen. »Das hättest du sehen sollen. Zehn verschiedene Stoffe vor ihr, einer schöner als der andere.« Sie ahmte die Frau nach. »Ich kann mich nicht entscheiden, soll ich den gestreiften nehmen oder den karierten?«

Grace kicherte. »Die kenne ich. Es sind Gäste von uns. Sie sind vor zwei Tagen angekommen und reisen morgen ab.«

»Was tun sie denn hier?«

»Soweit ich weiß, sind sie auf der Suche nach einem Grundstück auf dem Land, für ein Wochenendhaus.«

»Für was?«

»Ein Wochenendhaus. Sie wohnen in Harrisburg und wollen ihre Wochenenden nicht in der Stadt verbringen.« Jetzt ahmte Grace die Frau nach. »Es ist so laut dort, und die Luft hier auf dem Land ist viel gesünder, nicht wahr, Liebling?«

»Du meine Güte. Ein Haus, in dem man nur die Wochenenden verbringt. So was habe ich noch nie gehört.«

»Das gibt es wohl häufiger. Nicht unbedingt in York County, aber in Kalifornien haben viele reiche Leute Wochenendhäuser.«

»Ach so.«

»Unglaublich, dass sie Stoff kauft. Ich habe in ihren Schrank geschaut, als ich ihre Betten gemacht habe. Der ist voll mit Kleidern, und sie hat bestimmt fünf Paar Schuhe mit.«

Leah riss die Augen auf. Fünf Paar Schuhe! Sie besaß gerade mal zwei. Dicke Stiefel für den Winter, die sie jetzt trug, und einfache Schnürschuhe für den Sommer. Auf dem Mühlenhof ging sie vom Frühling bis in den Herbst barfuß.

»In denen, die sie im Laden getragen hat, könnte ich keinen Schritt laufen.« Leah zeigte mit den Händen die Absatzhöhe und die spitz zulaufende Schuhspitze.

»Ich weiß. Sie hat nur solche spitzen Dinger. Und ihre Hüte ... so was habe ich noch nie gesehen.« Grace hielt inne. »Warte, heute Morgen hat sie eine von diesen Modezeitschriften im Frühstücksraum liegen lassen. Ich schaue nach, ob sie noch da ist.«

Während Grace nach unten lief, sah Leah sich im Zimmer um. Bis vor einem Jahr war sie oft hier gewesen, doch dann waren ihre Eltern der Meinung gewesen, dass sie zu viel Zeit mit dem englischen Mädchen verbrachte und diese ihr Flöhe ins Ohr setzte.

Graces Zimmer war ganz anders als ihr eigenes im Mühlenhof. An den Fenstern hingen bunt gemusterte Vorhänge und an den Wänden Fotografien von Männern und Frauen. »Filmstars« nannte Grace sie. Es waren wunderschöne Menschen. Von einem Mann hatte sie mehrere Bilder aufgehängt.

Im Zimmer stand nicht nur ein einfacher Waschtisch, sondern ein »Toilettentisch«. Er hatte Schubladen, in denen Grace Bürsten, Kämme und Haarbänder aufbewahrte, und auf ihm stand ein Spiegel mit verziertem Rahmen.

Leah setzte sich auf den Stuhl davor und betrachtete sich im Spiegel. Die Sonne schien zum Fenster herein und brachte ihr Haar zum Leuchten. Schon wieder hatten sich einige Locken aus dem festen Dutt gelöst und ringelten sich um ihr Gesicht bis zum Kinn. Eigentlich sah es schön aus. Es machte ihr Gesicht weicher. Ihre Augen waren groß und schimmerten in einer Farbe irgendwo zwischen Grün und Blau.

Als sich die Tür öffnete, zuckte sie unwillkürlich zusammen. Bei den Amisch gab es keine Spiegel, sie galten als eitel. Einzig den Männern war ein kleiner Spiegel zum Rasieren erlaubt. Allerdings gab es auch viele, die sich ohne rasieren konnten, wie ihr Vater.

Grace trat hinter sie und lächelte ihrem Spiegelbild zu. »Du bist wirklich hübsch.«

»Findest du?«

»Ja.« Grace wedelte mit der Zeitung. »Ich habe sie.«

Sie setzten sich nebeneinander auf Graces Bett und blätterten die Zeitschrift durch. Fast alle abgebildeten Kleider ließen die Knöchel frei. Die Frauen trugen ebenso spitze Schuhe wie die Damen in Mr. Landers Laden. Auf einer Seite war eine Frau in einem Kleid aus glänzendem dunkelgrünen Stoff abgebildet, ihr rotes Haar war am Hinterkopf locker hochgesteckt, einige Strähnen waren über den Ohren zu schimmernden Wellen frisiert.

»Das Kleid gefällt mir«, sagte Leah. »Wie ich wohl darin aussehen würde?«

»Bestimmt toll. Mit deiner Figur kannst du alles tragen.«

Leah sah hinüber in den Spiegel und versuchte, sich ihr Gesicht mit der Frisur aus der Zeitung vorzustellen. Wenn sie doch nur einmal so ein Kleid anprobieren könnte. Nur um zu wissen, wie sie darin aussah, wie es sich anfühlte.

»Was habt ihr denn bei Mr. Landers gekauft?«, fragte Grace.

»Einen Stoff für Deborahs Hochzeitskleid und einen für ein Alltagskleid für mich.«

Grace beugte sich vor. »Deborah heiratet? Wen denn?«

»Samuel Wagner. Du hast ihn bestimmt schon mal gesehen. Mittelgroß, kräftig, blond, blaue Augen.«

»Na ja, so sehen viele bei euch aus. Ist irgendetwas Besonderes an ihm?«

Leah dachte nach. Bestimmt war etwas Besonderes an Samuel. Nur kannte sie ihn schon ihr Leben lang, und seine Erscheinung war wirklich nicht auffallend.

Sie lachte. »Deborah würde ihn wohl anders beschreiben als ich. Er hat ein nettes Lächeln und ein Grübchen im Kinn. Und er kann sehr gut mit Pferden umgehen.« Und dann fiel ihr doch noch etwas ein. »Er hat ziemlich abstehende Ohren.«

Grace prustete. »Ich glaube, ich erinnere mich. Ein schüchterner Junge mit einem wirklich netten Lächeln. Ja. Ich hoffe Deborah wird glücklich mit ihm.«

»Das wird sie bestimmt. Sie mag ihn sehr.«

»Sie mag ihn? Sollte sie nicht verrückt nach ihm sein?«

»So ist das bei uns nicht. Wir zeigen unsere Gefühle nicht so deutlich, selbst wenn wir verliebt sind. Das ist weltlich.«

Grace hob die Augenbrauen. »Wenn man wirklich verliebt ist, dann kann man es doch gar nicht verbergen. Ich wünsche mir einen Mann, bei dem mein Herz klopft, wenn ich ihn sehe, der meine Träume und meine Gedanken mit mir teilt und der ebenso wenig ohne mich leben kann wie ich ohne ihn.«

»Nun.« Leah lachte. »Es wäre schlecht um dich bestellt, wenn dein Herz nur dann schlägt, wenn du verliebt bist.«

»Ach du.« Grace boxte sie leicht gegen den Arm. »Du weißt genau, wie ich es meine.«

Ja, das wusste sie. Und trotz ihres Lachens hatten Graces Worte etwas in ihr berührt. *Jemand, der meine Träume und meine Gedanken mit mir teilt*. Konnte sie so einen Mann in ihrer Gemeinde finden?

»Wie ist es mit dir?«, fragte Grace. »Du gehst doch schon länger zum Singen. Gibt es keinen, der dich interessiert?«

Leah schüttelte den Kopf. »Ich bin mit diesen Jungen aufgewachsen. Die meisten sind wie Brüder für mich. Ich kann mir nicht vorstellen, mich in einen von ihnen zu verlieben. Wie ist das denn bei dir?«

Grace errötete und biss sich auf die Unterlippe. »Auf dem Markt ist seit einiger Zeit ein neuer Händler. Er hat einen Sohn ...«

»Ja? Erzähl! Wie alt ist er, wie heißt er, wie sieht er aus?«

»Er heißt Antonio, ist neunzehn Jahre alt und hat dunkle, lockige Haare und braune Augen.

Er hat mich immer angelächelt, wenn wir dort einkaufen waren. Irgendwann hat er angefangen, mir jedes Mal eine Kleinigkeit zu schenken. Einen Apfel oder so. Vor drei Wochen bin ich kurz vor Marktende erst hingegangen, und wir haben uns unterhalten. Seine Großeltern sind aus Italien hierhergekommen.«

»Antonio. Das ist ein schöner Name.«

»Seine Freunde nennen ihn Tony.« Grace senkte die Stimme. »Er hat gesagt, ich hätte so schöne blonde Haare und dass er demnächst mit mir ausgehen möchte. Meine Mutter weiß nichts davon. Sie findet, der Sohn eines Obst- und Gemüsehändlers ist keine passende Partie.«

Das Klappern der Hautür unterbrach ihr Gespräch.

»Ich bin wieder da!«, rief Graces Mutter nach oben. »Habt ihr Hunger?«

»Ich habe Hunger, und du?«, fragte Grace. Leah nickte.

Rasch liefen sie hinunter in die Küche. Mrs. Halsey packte Kuchen aus. Nach dem Essen spannten die Mädchen den Wagen an, und Grace brachte Leah nach Hause.

An diesem Abend ging Leah früher auf ihr Zimmer als sonst. In dem Raum, den sie mit Deborah teilte, zündete sie die Lampe an und schloss die Vorhänge. Rasch zog sie sich aus, wusch sich und streifte ihr Nachtgewand über. Dann holte sie das Buch aus der Schublade, in der sie ihre Unterwäsche aufbewahrte. Die Zeitung ließ sie dort. Sie kuschelte sich in ihr Bett und schlug es auf. Endlich Zeit zum Lesen. Darauf hatte sie sich schon den ganzen Nachmittag gefreut.

Die Ernte ist eingebracht, und der Sommer ist vorbei.

Im Schein der Lampe las Leah die ersten Kapitel, begleitete Anne auf das College nach Kingsport.

Als sich die Tür öffnete, schreckte sie auf und schob das Buch hastig unter die Decke. Es war nicht verboten, die Bücher der Englischen zu lesen, aber ihre Eltern sahen es nicht gerne, und gerade jetzt wollte sie Streit vermeiden. Ihr Entschluss, sich erst im nächsten Jahr taufen zu lassen, und ihr Wunsch, vorher einige Zeit woanders zu verbringen, stieß vor allem bei ihrem Vater auf Unverständnis.

Doch es war nur Deborah. »Du bist noch wach?«

»Ja, ich habe noch gelesen.« Sie zog das Buch unter der Decke hervor. »Grace hat es mir geliehen. Wie war deine Fahrt mit Samuel?«

Deborah lächelte, während sie ihre Kapp abnahm und die Nadeln aus dem Haarknoten zog. »Sehr schön. Wir sind wieder zu dem Stück Land gefahren, das er von seinem Vater bekommt, und haben uns an die Stelle gesetzt, wo das Haus später stehen wird. Man hat einen schönen Blick über das Tal. Wir wollen Pfirsichbäume entlang der Zufahrt pflanzen.«

Sie griff nach der Bürste und kämmte sich das Haar. Dabei blickte sie verträumt aus dem Fenster.

Leah freute sich für sie. Samuel war vielleicht nicht besonders aufregend, aber er und Deborah verstanden sich sehr gut, und Samuels Eltern waren nicht so streng in ihren Ansichten. Sie hatten ein Automobil besessen, als diese noch erlaubt gewesen waren, und in seinem Elternhaus hatte es sogar noch ein Telefon gegeben, als Telefone von den Ältesten schon »gebannt« worden waren. Erst als der Bischof sich eingeschaltet hatte, hatten sie die Leitung herausreißen lassen. Samuel selbst war in seiner Rumspringezeit auf dem elterlichen Hof geblieben und hatte nur ein paar Ausflüge in die Stadt gemacht. Doch sein jüngerer Bruder, Joshua, war im letzten Herbst nach Harrisburg gegangen und lebte dort bei entfernten Verwandten der Wagners, die den mennonitischen Glauben angenommen hatten.

2. Kapitel

Eine Woche später bat ihr Vater sie zu einem Gespräch in die Stube.

»Nun, Tochter ...«

Unwillkürlich setzte sich Leah gerade hin und nahm die Schultern zurück. Wenn ihr Vater so anfang, wollte er über etwas Wichtiges sprechen, und sie glaubte zu wissen, worüber.

Er strich über seinen blonden Bart und sah ihr in die Augen. Sie erwiderte seinen Blick. Ihre Augen glichen sich, sagten die Leute.

»Deine Mutter sagte mir, du hättest dich immer noch nicht dazu entschieden, dich taufen zu lassen. Zweifelst du an unserem Glauben?«

»Nein, das tue ich nicht«, sagte sie langsam. Wie sollte sie ihrem Vater ihre Unruhe verständlich machen, diese vage Sehnsucht nach der Welt außerhalb der Amischgemeinde? Sie wusste ja selbst kaum, wonach sie sich sehnte. Sie glaubte an Gott, sie glaubte an die Gemeinschaft, und doch wollte sie mehr. Mehr wissen, mehr sehen, mehr erfahren, bevor sie sich taufen ließ.

»Ich zweifle nicht am Glauben. Trotzdem möchte ich die Zeit der Rumspringa nutzen, um ein wenig mehr vom Leben außerhalb der Gemeinde kennenzulernen.«

Sie wusste, dass sie es durfte. Doch wenn ihr Vater es verbot, würde sie ihr Recht vor dem Bischof einfordern müssen, und das würde unweigerlich zu einem Zerwürfnis mit ihren Eltern führen. Eine ungehorsame Tochter war keine gute Tochter.

»Wozu? Wenn du doch weißt, dass du dich für ein Leben in der Gemeinde entscheiden wirst?«

»Ich hätte ein besseres Gefühl dabei. Das Leben draußen mit all seinen Verlockungen zu kennen und sich dann zu entscheiden, ist etwas anderes, als nichts davon zu wissen«, sie zögerte, »und es dann vielleicht zu bereuen.«

Ihr Vater zog die Brauen zusammen. »Also bist du deiner doch nicht so sicher?«

»Doch, aber wenn ich das andere Leben kennen würde, dann hätte ich Gewissheit. Jonas durfte nach Philadelphia gehen. Warum sollen für mich andere Regeln gelten?«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht ihres Vaters, er nickte bedächtig. »Eine gute Frage. Wenn ich ehrlich bin, fürchte ich ein wenig deinen Lebenshunger und deine Wissbegier. Deine Schwestern wollten nie von hier fort. Du bist anders.«

Hatte er Angst, dass sie nicht zurückkommen würde?

»Meine Schwestern haben sich auch hier verliebt. Ich weiß nicht, ob ich mich in einen Mann aus unserer Gemeinde verlieben könnte. Ich gehe seit einem Jahr zum Singen, und die jungen Männer sind alle wie Brüder für mich. Vielleicht treffe ich in einer anderen Gemeinde jemanden. Ich will ja gar nicht nach Philadelphia.«

Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, sie würde nur zu gern dorthin, doch das würden ihre Eltern nicht erlauben.

»Nun gut, was hältst du davon, wenn du Caleb in Lancaster besuchst?«

Leah unterdrückte ein Seufzen. Davon hielt sie gar nichts. Ihr ältester Bruder war ebenso streng wie ihre Eltern, und seine Farm in Lancaster County lag sehr abgelegen. Etwas anderes als im Garten zu arbeiten und auf ihre Nichten und Neffen aufzupassen, würde sie dort nicht tun können. Da konnte sie genauso gut auf dem Mühlenhof bleiben.

»So weit weg wollte ich gar nicht.«

Die Miene ihres Vaters hellte sich auf. »Ach so. Was wolltest du denn dann tun?«

Jetzt war die Gelegenheit, ihm ihre Idee zu unterbreiten.

»Ich habe gedacht, ich könnte vielleicht Tante Rachel im Laden helfen. Du weißt doch, Mattie bekommt demnächst ihr Kind und fällt dann für eine Weile aus, und Tante Rachel möchte keine Englische anstellen, hat sie gesagt.«

Rachel Gerber war eine Cousine ihres Vaters. Sie war verwitwet und verdiente ihren Lebensunterhalt mit einem Laden in einem neuen Viertel von Jacobstown, wo viele Englische wohnten. Ihnen verkaufte sie amische Produkte, Backwaren, Gemüse und Obst, aber auch Quilts, bestickte Tischdecken und Taschentücher, Kerzen und handgeflochtene Körbe. Dass sie Hilfe für den Laden suchte, hatte sie bei der letzten Gemeeh erzählt, und Leah hatte sofort die Möglichkeit für sich gesehen. Der Laden lag im Norden von Jacobstown. Die Arbeit würde ihr bestimmt Spaß machen, sie konnte andere Leute kennenlernen und tat auch noch ein gutes Werk.

Hoffnungsvoll sah sie ihren Vater an. Er wiegte unschlüssig den Kopf. »Du müsstest bei Rachel wohnen. Es ist zu weit, um jeden Tag hin und her zu fahren.«

»Ich weiß. Aber Tante Rachel hat Platz. Ich könnte in Matties altem Zimmer wohnen.«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht ihres Vaters. »Du hast dir schon alles genau überlegt, was? Ich rede mit deiner Mutter darüber.«

Erleichtert atmete sie auf. Ihre Mutter würde es bestimmt nicht ablehnen. Ihr Vater war der Strengere in der Familie.

Sie lächelte ihn an. »Ich danke dir.«

Eigentlich hatte sie erwartet, dass ihre Eltern ihr gleich am nächsten Morgen sagen würden, ob sie in die Stadt gehen durfte, aber beim Frühstück wurde über alles Mögliche gesprochen, nur nicht darüber.

Sie saß am Tisch, stocherte in ihrem Rührei herum und versuchte, ihre Ungeduld nicht zu zeigen. Hatte ihr Vater noch gar nicht mit ihrer Mutter gesprochen? Oder waren sie sich nicht einig? Auch wenn bei den Amisch das Wort des Mannes in den meisten Fällen galt, mussten sich bei wichtigen Angelegenheiten wie einer Heirat oder auch der Rumspringa beide Elternteile einig sein. Allerdings hatte Leah noch nie erlebt, dass ihre Mutter eine andere Meinung vertreten hatte als ihr Vater.

Auch am Abend wurde nicht über Leahs Rumspringa gesprochen.

»Ich dachte, ich hätte ihn überzeugt«, sagte Leah enttäuscht zu Deborah, als sie zu Bett gingen.

»Möglicherweise zögert er wegen Joshua.«

»Wegen Joshua?«

Joshua verbrachte seine Rumspringa in Harrisburg und arbeitete in einem Eisenwerk. Was hatte das mit ihr zu tun?

»Es heißt, dass er sich ein gebrauchtes Automobil gekauft hat und mit Engländerinnen ausgeht. Samuels Eltern sind wohl ein wenig besorgt deswegen.«

»Nur ein wenig?«

Leah stellte sich vor, wie ihre Eltern reagiert hätten, wenn Jonas sich während seines Aufenthalts in Philadelphia ein Auto gekauft hätte. Ihr Vater hätte ihn umgehend nach Hause beordert.

»Nun ja, sie sagen, er sei jung und neugierig und solle sich ruhig die Hörner abstoßen. Aber in der Gemeinde wird darüber gesprochen, und andere sehen es nicht so gelassen. Vor allem Eli Weaver hat ziemlich deutlich gesagt, dass man so etwas nicht dulden soll, selbst wenn Joshua noch nicht getauft ist. Bestimmt hat Papa auch davon gehört.«

Herrje, da hatte sie den Grund. Das Leben außerhalb der Gemeinde kennenzulernen war eine Sache, gegen die Ordnung zu verstoßen eine andere, auch wenn Joshua deswegen nicht gebannt werden konnte. Warum musste diese Geschichte ausgerechnet jetzt in der Gemeinde die Runde machen? Und sich dann auch noch Eli Weaver dazu äußern. Er war einer der drei Ältesten und legte die Ordnung besonders streng aus. Bei der letzten Gemeeh hatte er gegen »selbstverliebt Lockendrehe« gewettert und dabei Leah angesehen. Als könne sie etwas dafür, dass sich ihr Haar lockte und sich immer wieder aus dem Knoten löste.

»Meinst du, Joshua verkauft sein Automobil wieder und kommt zurück?«

»Samuel sagt ja. Er hat erzählt, Joshua habe sich schon immer für die Technik der Englichen interessiert und ihm erzählt, dass er mal ein Automobil fahren wolle, um herauszufinden, ob es wirklich besser sei als unsere Buggys.«

Ruben Wagner, der Vater von Samuel und Joshua, baute Wagen und Buggys, er hatte es von seinem Onkel gelernt, der es wiederum von seinem Vater gelernt hatte. Joshua hatte vor seiner Rumspringa ebenfalls Wagen gebaut.

Leah hatte Joshua nie besonders beachtet. Wie alle jungen Männer in der Gemeinde kannte sie ihn von klein auf.

Am nächsten Morgen spannte ihr Vater den Braunen vor den Wagen und fuhr weg. Nach zwei Stunden kehrte er zurück, bat ihre Mutter, in die Stube zu kommen, und schloss die Tür.

Leah und Deborah bereiteten die Samstagssuppe vor. Über den Küchentisch hinweg blickten sie sich an. Was hatte das zu bedeuten?

Kurze Zeit später rief ihr Vater Leah in die Stube.

»Setz dich.«

Sie nahm am Tisch gegenüber ihren Eltern Platz und legte die Hände in den Schoß.

»Ich war beim Bischof, um über deine Rumspringa zu reden. Eigentlich hatte ich mit deiner Mutter schon besprochen, dass du für ein paar Monate zu Rachel ziehen kannst und ihr im Laden hilfst, doch was man über Joshua Wagner hört, hat mich doch zweifeln lassen, ob es das Richtige ist.«

Leah knetete den Stoff ihres Kleides. Das hatte sie befürchtet.

Ihr Vater fuhr fort: »Du hast sicher auch von den beiden jungen Männern gehört, die sich Automobile gekauft und dann lieber die Meidung auf sich genommen haben, als ihre Wagen wieder herzugeben.«

Sie nickte stumm. Es hatte sogar in der Zeitung gestanden, und natürlich hatte die Geschichte die Runde durch die Amischgemeinde von Jacobstown gemacht.

»Bischof Zook meint, solche Sachen passieren, und man könne sie auch nicht verhindern, indem man den jungen Leuten verbietet, weltliche Erfahrungen zu machen. Er ist der Meinung, dass überwundene Versuchungen stark machen, und glaubt fest daran, dass Joshua nicht abtrünnig werden wird. Kurz: Er ist der Meinung, wir sollten dich zu Rachel schicken.«

Zitternd atmete Leah ein. Ihre Fingergelenke schmerzten, so fest hatte sie die Hände in den Stoff gekrallt. In ihrem Herzen dankte sie Bischof Zook für sein Verständnis.

»Morgen bei der Gemeeh werden wir Rachel fragen, ob sie einverstanden ist.«

Der Gottesdienst fand diesmal bei den Wagners statt. Am Ende erhob sich Bischof Zook und trat vor die Gemeinde.

»In den letzten Tagen ist darüber geredet worden, dass die jungen Leute in der Rumspringa Versuchungen ausgesetzt werden, denen sie vielleicht erliegen könnten. Ihr habt alle von den beiden jungen Männern in Kansas gehört. Deswegen möchten einige, dass die jungen Leute während der Rumspringa nicht mehr von zu Hause fortgehen dürfen.«

Leah riss die Augen auf. Neben ihr stieß ihre Freundin Anna Yoder heftig die Luft aus. Sie war siebzehn Jahre alt. Ein Verbot würde sie genauso treffen wie Martha Graber, Jacob Fischer oder Leahs Bruder Gideon.

Vor ihr nickte die alte Katharina Wyse heftig mit dem Kopf, und auch manche Männer murmelten zustimmend.

»Ich habe einen Sohn im Rumspringa-Alter und kann die Bedenken sehr gut verstehen«, fuhr Bischof Zook fort. »Trotzdem bin ich dagegen, es zu verbieten.«

Wieder zog Geflüster durch die Scheune. Der Bischof hob die Hände.

»Vor vierhundert Jahren haben unsere Vorfahren beschlossen, ihre neugeborenen Kinder nicht mehr taufen zu lassen, weil man erst als Erwachsener in der Lage ist, eine Wahl zu

treffen und sich für oder gegen den Glauben zu entscheiden. Dafür wurden sie verfolgt, aber sie hielten daran fest und tun es bis heute. Wir alle finden es richtig so.« Er machte eine Pause und ließ seinen Blick über die Köpfe der Versammelten schweifen. »Aber damals ging es nur um das Bekenntnis zum Glauben, die Lebensweise der Amisch unterschied sich kaum von der anderer einfacher Menschen. Seit einiger Zeit hat sich das geändert. Es gibt viele neue Erfindungen. Manche nutzen wir, andere lehnen wir ab. Wenn sich heutzutage junge Menschen entscheiden sollen, unserer Gemeinde beizutreten, geht es nicht mehr nur um die Glaubensfrage. Sie müssen wählen, ob sie auf die Vorteile, die der Fortschritt ihnen bietet, verzichten, weil unser Glaube das verlangt. Doch man kann nur wählen, wenn man die Wahl hat, wenn man weiß, wofür oder wogegen man sich entscheidet. Und deshalb plädiere ich für die Rumspringa.«

»Gott segne Bischof Zook«, flüsterte Anna kaum hörbar. Leah nickte.

3. Kapitel

Tante Rachel war einverstanden, dass Leah für drei Monate zu ihr ziehen und ihr im Laden helfen würde. »Ich freue mich sehr. Du kannst in Matties altem Zimmer wohnen.«

Sie kam nach der Gemeeh mit auf den Mühlenhof und besprach mit Leahs Vater die Einzelheiten. Leah würde von Montag bis Samstag im Laden arbeiten und dafür zehn Dollar die Woche bekommen, einen Nachmittag in der Woche hatte sie frei.

Und so packte Leah zwei Tage später ihre Taschen, und ihr Vater brachte sie nach Jacobstown.

Vor Rachels Haus hielt er an und half Leah, ihre Tasche abzuladen. Rachel trat aus der Haustür.

»Guten Tag, ihr beiden. Kommt herein. Mattie ist im Laden.«

»Guten Tag, Rachel. Ich fahre gleich wieder«, sagte ihr Vater. Er legte Leah die Hand auf die Schulter. »Ich wünsche dir eine gute Zeit. Lass sie nicht zu lange dauern.« Dann drückte er ihr einen Zehn-Dollar-Schein in die Hand. »Ein bisschen Geld. Du wirst es brauchen, bis du deinen ersten Lohn bekommst. Gott sei mit dir.«

Er kletterte wieder in den Buggy und wendete. Leah blickte ihm hinterher, bis er um die Ecke gefahren war. Dann wandte sie sich um und trat in den Hausflur.

Rachel lächelte sie an. »Komm, ich zeige dir dein Zimmer.« Sie deutete auf eine Tür links von ihnen. »Hier geht es zum Laden. Und hier«, sie wies auf eine Tür rechts, »ist die Küche. Wir haben fließendes Wasser aus der Leitung, weil es keine Brunnen in der Nähe gibt. Bischof Zook hat es ausnahmsweise erlaubt.«

Leah folgte ihr die Treppe hinauf. »Im ersten Stock sind mein Zimmer und die Stube.« Sie gingen weiter in den zweiten Stock.

»Hier ist dein Zimmer.«

Leah trat ein und sah sich um. Es war ein Dachzimmer mit schrägen Wänden und einer Gaube, in der sich ein Fenster befand. Die Vorhänge waren zurückgebunden und ließen die Strahlen der Mittagssonne ins Zimmer. Die Möbel waren schlicht wie auf dem Mühlenhof. Trotzdem wirkte das Zimmer einladend und gemütlich. Auf dem Bett lag ein wunderschöner Quilt, neben dem Fenster stand ein Schaukelstuhl. Es gab eine Kommode mit drei Schubladen, einen schmalen Schrank und den üblichen Waschtisch.

»Gefällt es dir?«, fragte Rachel.

»Ja sehr.«

»Es war Matties Zimmer, bis zu ihrer Hochzeit.« Sie legte den Kopf schief und lauschte. »Ich glaube, die Ladenglocke hat geklingelt. Pack deine Sachen aus, und wenn du fertig bist, zeige ich dir den Laden.«

Leah nickte. Sie schloss die Tür hinter ihrer Tante, stellte sich in die Mitte des Raumes und

drehte sich einmal um sich selbst. Das also war für die nächsten Monate ihr Zuhause. Etwas mulmig war ihr nun doch zumute. Wie würde sie mit Tante Rachel auskommen? Wenn sie sich bei der Gemeeh oder auf Familienfeiern begegnet waren, hatte sie immer nett und herzlich gewirkt, doch im Grunde wusste Leah nicht viel über sie. Den Laden hatten ihr Mann Eli und sie aufgebaut, als Jacobstown am Ende des vorigen Jahrhunderts gewachsen war und viele Englische in die Stadt gezogen waren. Eli hatte sofort die Möglichkeiten erkannt. Die Englischen waren keine Bauern, sie arbeiteten in Büros oder Läden und waren darauf angewiesen, ihre Lebensmittel zu kaufen.

Eli fuhr mit seinem Wagen zu den Bauernhöfen und kaufte ein, seine Söhne begleiteten ihn, während Rachel und ihre Töchter im Laden halfen. Zu den Lebensmitteln kamen später Handarbeiten. Handgeflochtene Körbe, gestrickte Schals und nachdem eine Englische einen der Quilts gesehen hatte und begeistert war, verkaufte Rachel auch die farbenprächtigen Quilts, die sie und ihre Töchter nähten.

Rachels sieben Kinder waren inzwischen alle erwachsen und lebten woanders, nur ihre jüngste Tochter Mattie und ihr Mann Lukas waren in Jacobstown geblieben. Nach Elis Tod vor fünf Jahren hatte Lukas die Einkaufsfahrten übernommen, und Mattie half ihrer Mutter im Laden.

Mehr wusste Leah nicht über Rachel.

Sie hängte ihre beiden Kleider in den Schrank. Außer dem dunkelgrauen, das sie trug, hatte sie noch ihr neues grünes und ein dunkelblaues mitgenommen. Ihre Schürzen verstaute sie zusammen mit der Unterwäsche und den Socken in der Kommode. Sie band die weiße Schürze um und strich sie glatt, überprüfte den Sitz ihrer Haube und stieg die Treppe hinunter. An der Tür zum Laden hielt sie kurz inne und lauschte. Es war still, also hatte Rachel wohl gerade keine Kunden. Sie öffnete die Tür und trat ein. Leah befand sich in einem kleinen Raum, der wohl als Lager diente. An den Wänden standen Regale. Eine weitere Tür führte in den Laden. Rachel stand mit dem Rücken zu ihr an der Theke, vor ihr zählte eine Englische Münzen aus ihrer Geldbörse. Sie sah auf, und ihr Blick fiel auf Leah. Lächelnd nickte sie ihr zu. Etwas verlegen erwiderte Leah den Gruß.

Rachel wandte sich um. »Hallo Leah.« Sie winkte sie heran.

»Das ist meine Nichte. Sie wird einige Zeit hier im Laden aushelfen. Leah, das ist Mrs. Miller, eine unserer Stammkundinnen.«

»Guten Tag, Mrs. Miller«, sagte Leah höflich.

Rachel wandte sich wieder ihrer Kundin zu. »Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag. Auf Wiedersehen.«

Sie lächelte, aber irgendwie wirkte sie verändert. Ihre Augen blieben vom Lächeln unberührt.

Sie wartete, bis Mrs. Miller den Laden verlassen hatte, dann wandte sie sich an Leah. »Heute und morgen schaust du am besten erst einmal nur zu. Versuche, dir möglichst schnell die Namen und Gesichter unserer Stammkunden zu merken, sie mögen es, wenn man sie mit Namen begrüßt.«

Leah nickte, doch insgeheim wurde ihr bange. Sie hatte kein gutes Namensgedächtnis.

»Und leg die Haube ab«, fuhr Rachel fort. »Hier im Laden reicht es, wenn du die Kapp trägst.«

Langsam löste Leah die Bänder der Haube und legte sie auf ein Regal. Wie immer hatten sich einige Locken aus ihrem Haarknoten gelöst. Sie strich sie zurück.

Sie verbrachte ihren ersten Nachmittag im Laden damit, sich im Hintergrund zu halten und zu beobachten. Wenn jemand durch die Eingangstür trat, setzte Rachel ihr Lächeln auf und begrüßte denjenigen. Wenn keine Kunden im Laden waren, zeigte sie Leah, wo welche Waren lagen, wie viel was kostete. In Leahs Kopf schwirrten Preise und Kundennamen durcheinander. Wie sollte sie sich das alles bloß merken?

»Mach dir darum keine Gedanken«, sagte Rachel, als sie ihre Bedenken äußerte. »Das geht schneller, als du glaubst.«

Der Nachmittag verging wie im Flug. Um sechs Uhr schloss Rachel die Ladentür und zeigte ihr, wie sie die Kasse machte.

Mattie hatte in der Zwischenzeit das Abendessen vorbereitet. Lukas und sie blieben zum Essen, ehe sie nach Hause gingen. Sie lebten einige Straßen weiter am Stadtrand.

Am nächsten Nachmittag fragte Leah, ob sie vor dem Abendessen zu den Halseys gehen konnte, um Grace zu treffen.

»Halsey? Ist das die Frau, die die Pension im alten Viertel hat?«

»Ja. Grace ist meine Freundin.«

»Nun, dann geh. Aber sei bitte nicht zu spät zurück.«

Leah nahm ihren Mantel vom Haken und lief los. Erst als sie um die Ecke bog und der Wind überraschend kühl über ihren Kopf strich, merkte sie, dass sie ihre Haube nicht aufgesetzt hatte. Sie hielt inne. Sollte sie umkehren und sie holen? Nein. Sie trug die Kapp, das war genug.

Vor einem Laden in der Nähe der Pension standen vier Frauen und unterhielten sich. Als Leah vorbeiging, spürte sie ihre Blicke. Eine der Frauen zeigte mit dem Finger auf sie. »Schau, Mary-Ann, das ist eine von diesen Deutschen, die hier leben.«

Die Frau starrte Leah an. »Eine Deutsche?«, sagte sie laut. »Warum hat sie so komische Sachen an?«

»Vielleicht trägt man das in Deutschland so.«

Leah senkte den Kopf. Dass sie von den Neubürgern in Jacobstown angestarrt wurde, daran war sie mittlerweile gewöhnt. Obwohl die Siedlung vor zweihundertfünfzig Jahren von deutschen Auswanderern, Amischen, gegründet worden war, lebten mittlerweile viele Englische in der Stadt. Aber warum bezeichnete diese Frau sie als Deutsche? Ihre Urgroßeltern waren 1818 nach Jacobstown gekommen. Ihre Familie lebte mit Sicherheit länger hier als diese Frauen.

Rasch ging sie weiter und bog in die Straße ein, in der sich die Pension der Halseys befand.

Die Tür war offen, also trat sie ein. Mrs. Halsey stand hinter dem Schreibtisch, an dem sie die Gäste begrüßte, und sah auf. Ihre Augen weiteten sich.

»Leah! Was machst du denn hier?«

»Guten Abend, Mrs. Halsey. Ich werde die nächsten Monate in der Stadt sein und im Laden meiner Tante arbeiten. Ich wollte Grace sehen.«

»Oh, also darfst du deine Rumspringa hier verbringen. Wie schön.«

»Was?« Grace eilte aus der Küche. »Deine Eltern haben es dir erlaubt?« Sie fiel Leah um den Hals. »Wohnst du auch hier, oder musst du jeden Abend nach Hause?«

»Ich wohne bei meiner Tante Rachel.«

»Das ist wundervoll, dann können wir zusammen ausgehen. Komm in die Küche, ich muss noch Geschirr abtrocknen, dann habe ich Zeit.«

Leah folgte ihr in die geräumige Küche, holte ein Handtuch vom Haken und half Grace.

»Ich wollte am Samstagabend ins Bingham Café«, sagte Grace und polierte ein Glas. »Hast du Lust mitzukommen?«

»Was tut man denn da?«

»Leute treffen. Tanzen.«

Tanzen?

»Ich weiß nicht ... ich kann nicht tanzen. Und es ist auch nicht erlaubt.«

Grace räumte das Glas weg, dann drehte sie sich um und stemmte die Hände auf die Hüften. »Komm, Leah. Es ist deine Rumspringa. Da darfst du alles probieren, auch das, was sonst verboten ist. Das hast du mir selbst erzählt.«

Das war zwar richtig, aber irgendwie ging Leah das alles zu schnell. Sie wollte sich erst einmal in der Welt der Englischen zurechtfinden, sich umschauen.

»Wir müssen ja nicht tanzen. Wir trinken etwas und sehen zu. Ja? Und wenn es dir nicht gefällt, gehen wir wieder.«

Leah gab sich einen Ruck. Worauf wollte sie warten? »Ja, so machen wir das.«

Als sie an diesem Abend nach Hause ging, bemerkte sie, dass ihr Schatten sich veränderte. Er wanderte von vorne nach hinten und tauchte dann wieder vor ihr auf. Verwundert sah sie auf. Die Sonne war untergegangen, Abenddämmerung lag über der Stadt. Ihr Schatten kam von den Straßenlaternen, die jetzt leuchteten. Sie waren ihr nie aufgefallen. Und noch etwas war anders als draußen im alten Teil von Jacobstown: Auf jedem Dach standen Vorrichtungen, die aussahen wie Kerzenleuchter. Von einem Hausdach zum anderen waren schwarze Schnüre gespannt, die an diesen »Leuchtern« festgemacht waren. Das mussten die Leitungen sein, die den Strom in die Häuser brachten. Graces Mutter hatte sehr bedauert, dass in ihrem Viertel noch keine Stromleitungen verlegt waren.

Mit lautem Geknatter fuhr ein Automobil an Leah vorbei. Darin saßen zwei junge Männer. O ja, das Leben hier unterschied sich schon an ihrem ersten Tag sehr von dem auf dem Mühlenhof.

In den nächsten Tagen lernte sie, wo sie welche Waren im Laden fand, was sie kosteten, wie man die Registrierkasse bediente und dass ihre Tante auf zwei Arten lächelte. Es gab das Lächeln, das sie aufsetzte, sobald Englische den Laden betraten, und das einer Maske glich. Auch ihre Stimme klang dann anders als sonst. Freundlich, höflich, doch ohne die Herzlichkeit, mit der sie Leah begrüßt hatte.

Und es gab das Lächeln, das sie ihrer Familie, Leah oder amischen Kunden schenkte. Ein echtes, herzliches Lächeln, das ihre Augen strahlen ließ.

»Sei immer nett und höflich«, sagte sie zu Leah. »Aber lass die Englischen nicht zu nahe an dich heran. Sie leben in ihrer Welt, wir in unserer.«

Es dauerte nicht lange, bis Leah die Kunden kannte und sie mit Namen begrüßen konnte.

Mrs. H. Shoemaker war eine große schlanke Frau mittleren Alters. Leah erkannte sie nach kurzer Zeit an ihren stets herabgezogenen Mundwinkeln. Sie sprach sehr schnell, und wenn sie ihre Wünsche äußerte, geschah es im Befehlston. Die Worte »Bitte« und »Danke« schien sie nicht zu kennen.

Mrs. A. Wilson dagegen war klein und rundlich und ausgesprochen höflich. »Höflichkeit ist ja so wichtig«, pflegte sie bei jedem Einkauf zu sagen. »Die jungen Leute heutzutage wissen gar nicht mehr, was das ist. Keine Manieren. Aber ich sage Ihnen, das liegt an den Eltern. Die verwöhnen ihre Kinder zu sehr. Ich musste noch jeden Tag auf dem Feld arbeiten. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Und heute? Gucken Sie sich die jungen Menschen an. Die wissen gar nicht mehr, was Arbeit ist. Finden Sie nicht auch?«

Leah schüttelte innerlich den Kopf, stimmte ihr aber höflich zu. Mrs. Wilson redete um des Redens willen, wie Leah schnell merkte.

Dann gab es noch Mrs. McCorkle. Als Leah ihr das erste Mal begegnete, war sie alleine im Laden, Tante Rachel verstaute gerade neue Ware im Lager. Eine ältere weißhaarige Dame betrat mit einem fröhlichen »Guten Morgen« den Laden, dann blinzelte sie. »Oh, Sie sind neu hier? Wo ist denn Mrs. Gerber?«

»Im Lager.«

Die Dame trat an die Ladentheke. »Wie bitte?«

»Mrs. Gerber ist im Lager«, wiederholte Leah etwas lauter.

Die Dame runzelte die Stirn und sah sich suchend um, dann zuckte sie mit den Schultern. »Ich hätte gerne zwei Stück von Ihrer Rosenseife.«

Leah öffnete die Schublade, in der die Seifen aufbewahrt wurden. »Ich habe leider nur noch eine.«

»Wie bitte?«

Leah wiederholte ihre Antwort. Die Dame beugte sich über die Theke. »Ich kann Sie nicht hören.«

Leah holte die Seife heraus und deutete darauf. »Ich habe nur eine!«, sagte sie jetzt sehr laut.

»Das ist die richtige. Aber ich möchte noch eine.«

Ratlos sah Leah die alte Dame an. War sie vielleicht nicht nur schwerhörig, sondern auch begriffsstutzig? Erleichtert hörte sie, dass ihre Tante hereinkam, und drehte sich um. »Du musst mir helfen. Sie versteht nicht, dass wir nur noch eine Rosenseife haben.«

Tante Rachel nickte. »Guten Tag, Mrs. McCorckle«, schrie sie die Dame an. »Wo ist denn Ihr Hörrohr?«

Die Dame stutzte, dann kramte sie in ihrer Tasche, holte ein Hörrohr heraus und hielt es ans Ohr.

»Sie ist bald neunzig und hört fast gar nichts mehr«, erklärte Tante Rachel, als Mrs. McCorckle gegangen war. »Sie vergisst aber immer, ihr Hörrohr zu benutzen.

Die Englischen, die in den Laden kamen, mochten schrullig sein, doch sie waren fast alle freundlich, viele kauften schon seit vielen Jahren dort ein.

Aber auf der Straße erlebte Leah öfter, dass sie abfällig gemustert wurde und Bemerkungen über rückständige Deutsche fielen. Sie konnte sich nicht daran erinnern, bei früheren Fahrten in die Stadt Ähnliches erlebt zu haben. Vielleicht hatte es etwas mit dem Krieg zu tun.

Am Freitag betrat ein Paar den Laden. Leah erkannte sie sofort. Es waren die Leute aus Mr. Landers Stoffladen. Die Frau trug dieses Mal einen Hut mit schillernden Federn.

Rachel begrüßte sie und fragte nach ihren Wünschen.

»Ich weiß es nicht so genau«, sagte die Frau. »Ich möchte einige schöne Dinge zur Dekoration. Haben Sie auch Blumenvasen?«

Rachel bedauerte. »Aber ich habe hier sehr schöne Kerzen aus Bienenwachs.« Sie zeigte auf ein Regal.

»Ja, Kerzen kann ich gut gebrauchen. Und was ist das?«

Die Frau hatte den Quilt entdeckt, der über einer Stange hing.

»Das ist ein Quilt. Eine Steppdecke, handgearbeitet.«

Rachel holte den Quilt und breitete ihn auf der Theke aus.

»Der ist wundervoll. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Sie sind nicht von hier?«, fragte Rachel.

»Wir leben in Harrisburg, aber wir haben uns hier ein Landhaus gekauft. In der Stadt ist es immer so hektisch und laut, nicht wahr?« Sie erwartete wohl keine Antwort auf ihre Frage, denn sie sprach weiter. »Den möchte ich haben, Henry. Er wird wunderbar auf dem Bett

aussehen.«

»Sicher, Liebling.« Henry wirkte nicht besonders interessiert.

»Wenn Sie ein Haus einrichten, dann schauen sie sich doch einmal unsere Tischdecken an«, sagte Rachel und holte mehrere bestickte Decken aus einer Schublade.

Als das Paar ging, hatte die Frau den Quilt, eine Tischdecke, mehrere bestickte Deckchen, fünf Kerzen und vier von Susanna Grabers selbstgemachten Seifen gekauft.

»Ein gutes Geschäft«, sagte Rachel.

4. Kapitel

Am Samstag zog Leah ihr grünes Kleid an und bürstete ihr Haar, bevor sie es aufsteckte und die Kapp über dem Knoten befestigte. Dann schlüpfte sie in ihre Schuhe. Schließlich verabschiedete sie sich von Tante Rachel. Sie hatte ihr gesagt, dass sie mit Grace in ein Café gehen würde. Dass dort heute Tanz war, hatte sie nicht erwähnt.

Grace erwartete sie bereits an der Tür. »Hallo Leah! Komm rein.«

Leah starrte sie an. Grace trug eine hochgeschlossene weiße Bluse aus einem schimmernden Stoff, die mit weißen Stickereien verziert war, und einen dunkelblauen Rock mit zwei dünnen weißen Streifen über dem Saum. Er endete oberhalb des Knöchels. Dazu schwarze Strümpfe aus einem seidig wirkenden Material und schwarze schmale Schuhe mit einem kleinen Absatz.

Grace lächelte. »Mama und ich waren kürzlich in York einkaufen. Gefällt es dir?« Sie drehte sich einmal im Kreis.

Leah nickte. Ja, es gefiel ihr. Grace wirkte anders darin, wie eine Dame. Der Rock, oben schmal und unten ausgestellt, schwang um ihre Beine und betonte ihre schlanke Taille. Und sie bewegte sich auch ganz anders.

»Du siehst wunderbar aus.«

Grace blicke Leah an, und ihr Lächeln wirkte plötzlich ein wenig gezwungen. »Ähm, hast du kein anderes Kleid?«

»Du weißt doch, wie unsere Kleidung aussieht«, gab Leah schärfer zurück, als sie es eigentlich gewollt hatte.

»Ja, schon. Ich dachte nur ... vielleicht hätten dir deine Eltern für die Rumspringa ein oder zwei ›englische‹ Kleider gekauft.«

Leah schüttelte den Kopf. »Wenn es dir unangenehm ist, dich so mit mir zu zeigen, gehe ich wieder.«

»Aber nein«, sagte Grace hastig. »Das ist es nicht. Komm doch erst einmal rein.«

»Entschuldige bitte, ich wollte dich nicht so anfahren«, sagte Leah. »Ich bin ein wenig gereizt, weil die Leute auf der Straße mich immer so anstarren. Wenn ich mit meinen Eltern früher zum Einkaufen hierhergefahren bin, war das nie so. Oder es ist mir nicht aufgefallen.«

»Vielleicht liegt es daran, dass du mit deinen Eltern im alten Teil von Jacobstown unterwegs warst. Die Leute wohnen schon lange hier und kennen Amische. In dem Viertel, wo der Laden deiner Tante liegt, leben hauptsächlich neu Hinzugezogene. Viele habe bisher kaum Amische gesehen.«

»Kann sein. Sie starren mich an und reden über mich, als wäre ich ein Ausstellungsstück. Sie sind sehr unhöflich.«

Grace räusperte sich. »Deshalb habe ich wegen der Kleider gefragt. Ich dachte, wenn du das

Leben der Englischen kennenlernen willst, solltest du dich auch wie eine Englische fühlen können. Wenn dich ständig jemand angafft, ist das bestimmt schwierig.«

Da hatte Grace recht. Durch ihre Kleidung fiel sie auf, die Leute behandelten sie anders. Sie gehörte nicht dazu.

»Was soll ich machen? Ich habe nichts anderes.«

»Du könntest etwas von mir anziehen.«

Leah riss die Augen auf. »Du meinst, einen Rock, bei dem man die Knöchel sehen kann?«

Ihren Vater würde der heilige Zorn packen, wenn sie ihre Beine zeigte.

»Probier es doch einfach mal aus, wie du dich darin fühlst. Du musst sie ja nicht anbehalten. Komm.«

Grace lief vor ihr die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer. Leah folgte ihr. Grace sah wirklich hübsch aus in diesen Sachen. Und niemand aus der Gemeinde würde erfahren, wenn Leah die englische Kleidung einfach nur anprobierte.

Grace öffnete die Tür zu ihrem Kleiderschrank, holte einen dunkelgrünen Rock heraus und reichte ihn Leah. »Der müsste lang genug sein.«

Leah hielt ihn an. Er ging bis zu ihren Knöcheln und war schlicht geschnitten, ohne Muster oder Verzierungen.

»Dann brauchen wir noch ein Oberteil«, murmelte Grace. »Ich trage immer die dazu.« Sie griff nach einer zartrosa Bluse, dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, die passt nicht zu deinen Haaren. Aber die hier.«

Leah starrte auf das Gebilde, das Grace ihr hinhielt. Es bestand aus einem dünnen Stoff, dessen Farbe an frischen Rahm erinnerte, und hatte feine grüne Streifen.

»Los, probier sie an.«

Leah zog die Nadeln heraus, die ihr Kleid zusammenhielten, und legte sie auf die Kommode. Unter dem Kleid trug sie ein schlichtes langes Hemd aus Baumwolle.

Grace kniff die Augen zusammen. »Das Hemd ist nicht weit genug ausgeschnitten für diese Bluse. Ich gebe dir eines von meinen.«

Leah zog ihr Hemd aus und streifte das über, das Grace ihr reichte. Es hatte keine Ärmel, sondern Träger und einen eckigen Ausschnitt, der mit Stickerei verziert war. Es reichte ihr bis zu den Knien. Dann schlüpfte sie in die Bluse. Sie hatte vorne eine Reihe kleiner Knöpfe. Leah brauchte etwas, bis sie sie geschlossen hatte. Überrascht stellte sie fest, dass die Bluse sich nicht bis zum Hals schließen ließ, es blieb ein v-förmiger Ausschnitt.

Grace half ihr, den Rock anzuziehen, und schloss den Gürtel hinten. Sie trat zurück und musterte Leah. »Beneidenswert.«

»Was ist beneidenswert?«

»Dass dir die Sachen so gut passen, obwohl du kein Korsett trägst.«

»Du trägst doch auch keines.«

»Doch. Ein modernes, das vorne geschnürt wird und nicht so steif ist wie die alten Dinger.«

Sie zog Leah vor den Spiegel. »Komm, schau dich an.«

Leah schluckte. Aus dem Spiegel blickte ihr eine Englische entgegen. Eine sehr hübsche Englische. Der spitze Ausschnitt der Bluse war ungewohnt, aber höchst kleidsam, der Stoff floss weich bis zur Taille, die von dem schmalen Schnitt des Rocks und dem Gürtel betont wurde. War das wirklich sie? Sie drehte sich ein wenig und beobachtete, wie der Rock um ihre Beine schwang.

»Und? Wie fühlst du dich?«

»Gut. Anders, aber gut.«

»Dann behalt die Sachen doch an.«

Leah nickte. »Vielen Dank, dass du sie mir leihst.«

»Mache ich gerne, aber ...«

»Aber?«

»Du solltest die Kapp abnehmen. Sie passt wirklich nicht dazu.«

»Meine Kapp?« Keine amische Frau zeigte sich jemals ohne Kapp. Nur im Schlafzimmer wurde sie abgelegt. Bis vor Kurzem war sie noch nicht einmal ohne die dunkle Haube aus dem Haus gegangen. Andererseits, wenn sie heute Abend eine Englische sein wollte, dann gehörte es wohl dazu.

Sie zog die Klammern aus ihrem Haar und legte die Kapp auf die Kommode. Wie immer hatten sich einige Locken aus dem Haarknoten gelöst.

Grace nickte beifällig. »Lass es so. Es steht dir gut.«

Sie brachen auf. Leah ging neben Grace und hielt den Blick auf den Boden gesenkt. Hoffentlich traf sie niemanden, der sie kannte. Aber um diese Uhrzeit war das unwahrscheinlich, die Amischen aus der Umgebung gingen meist vormittags zum Einkaufen, wenn es nötig war. Und die Amischen, die in der Stadt wohnten, hatten sie noch nie ohne Haube gesehen, sie würden sie bei einem flüchtigen Blick gar nicht erkennen.

Nach einigen Minuten erreichten sie das Café. Grace zögerte kurz, dann trat sie ein. Leah folgte ihr.

Es war kein Café wie das auf der Charlotte Street, sondern viel größer. Tische und Stühle standen nur entlang der Wände, der Platz in der Mitte war frei.

Ein Mann in schwarzer Jacke eilte auf sie zu. »Guten Tag, die Damen. Einen Platz für zwei Personen?«

Grace räusperte sich. »Ja, bitte.«

Der Mann führte sie zu einem kleinen Tisch, an dem zwei Stühle standen. »Was darf ich Ihnen bringen?«

»Zwei Wasser und zwei Kaffee bitte«, sagte Grace.

»Sehr wohl.« Er neigte den Kopf und hastete davon.

Leah sah sich um. Auf einem kleinen Podest an der Stirnseite des Raums saßen vier Männer mit Instrumenten.

Es saßen fast nur Paare an den Tischen. Grace blickte sich neugierig um. War sie etwa auch das erste Mal hier?

Leah fragte sie, und Grace errötete. »Ich war vor einiger Zeit mal mit einer Bekannten hier, aber wir sind gegangen, bevor getanzt wurde. Ich wollte schon immer wieder hierherkommen, aber alleine habe ich mich nicht getraut.«

Eine junge Frau brachte ihnen Kaffee und Wasser und kassierte auch gleich. Leah war etwas erschrocken, wie teuer es war.

Die Musiker auf dem Podest fingen an zu spielen. Solche Töne hatte Leah noch nie gehört. Zuerst konnte sie keine Melodie ausmachen, alle schienen durcheinander zu spielen. Die Instrumente klangen schrill und blechern. Doch den anderen schien es zu gefallen, die freie Fläche in der Mitte füllte sich mit tanzenden Paaren. Leah musste an sich halten, um nicht die Hand vor den Mund zu schlagen. Männer und Frauen umschlangen einander höchst unanständig und hüpfen auf absurde Weise durch den Raum. Wie schafften sie es nur, einander nicht auf die Zehen zu treten? Woher wussten sie, wann man welchen Schritt machte und wohin? Nach einiger Zeit hörte sie eine Melodie und auch einen Rhythmus aus den Klängen heraus. Offenbar folgten die tanzenden Paare diesem Rhythmus, denn sie bewegten sich alle im gleichen Takt.

Grace beugte sich zu ihr. »Das nennt sich Türkentrott. Ein moderner Tanz. Er ist ganz einfach.«

Einfach? So sah es nicht aus. Die Musik wurde leiser und hörte dann ganz auf. Einige Paare gingen zurück zu ihren Plätzen, andere blieben stehen. Die Musiker stimmten das nächste Stück an.

Immer mehr Paare kamen auf die Tanzfläche. Fassungslos starrte Leah sie an. Unter Tanzen hatte sie sich etwas anderes vorgestellt als dieses wilde Rumgehüpfe und unter Musik etwas Schöneres als dieses schräge Geklimper und die schrillen Töne, die ihr in den Ohren weh taten.

Grace stieß Leah unter dem Tisch mit dem Fuß an. »Drei Tische weiter sitzt ein junger Mann, der schaut schon die ganze Zeit zu uns her.«

Leah sah in die Richtung und begegnete dem Blick eines Mannes. Er lächelte ihr zu. Erschrocken wandte sie den Kopf ab. Was sollte er von ihr denken? Angelegentlich beobachtete sie die Tanzenden. Bloß nicht wieder dort hinsehen. Irgendwann wagte sie dann doch einen verstohlenen Blick aus den Augenwinkeln. Er hatte sich abgewandt und unterhielt

sich mit einem Mann, der am Tisch hinter ihm saß. Leah nutzte die Gelegenheit, um ihn genauer zu betrachten. Er hatte ein schmales Gesicht mit einer geraden Nase. Sein Haar war zurückgekämmt, und er trug einen dünnen Schnurrbart. Er war nicht allein. Neben ihm saß eine junge Frau. Ihr Haar leuchtete hell im Lampenschein und – Leah verschluckte sich beinahe – es war kurz geschnitten. In silbrig schimmernden Wellen lag es um ihren Kopf und endete am Kinn. In der Hand hatte sie ein schmales Röhrchen, das sie jetzt zum Mund führte, während sie sich sichtlich gelangweilt umblickte. Kurz danach stieg Rauch von ihren Lippen auf. Eine Frau, die rauchte und die Haare kurz trug? Sie war eine Sünderin. Der Mann an ihrem Tisch wandte sich wieder um, und Leah sah rasch in eine andere Richtung.

Als die Musiker ein neues Stück anstimmten, kam ein junger Mann an ihren Tisch und deutete vor Grace eine Verbeugung an. »Darf ich Sie zum Tanz auffordern?«

Überrascht lächelte Grace. »Gerne.«

Sie ergriff seine Hand und folgte ihm auf die Tanzfläche. Leah beobachtete sie. Wie ungezwungen Grace war. Sie legte ihre linke Hand auf die Schulter des Mannes und reichte ihm die rechte, als hätte sie es schon oft getan.

Eine leise Stimme riss sie aus ihren Betrachtungen. »Möchten Sie tanzen?«

Vor ihr stand der junge Mann, der sie vorhin angelächelt hatte. Seine Augen waren blaugrau, sein Gesicht leicht gebräunt.

»Nein«, sagte sie hastig und schüttelte den Kopf.

»Das ist schade«, erwiderte er. Doch statt zu gehen, setzte er sich auf Grades Stuhl. »Ich beobachte Sie schon länger. Sie sind das schönste Mädchen hier im Raum.«

Vor Verblüffung vergaß Leah ihre Verlegenheit und starrte ihn unverhohlen an. Sie wusste nicht, was sie mehr erstaunte, seine Dreistigkeit oder seine Behauptung, sie sei die Hübscheste hier. Was sagte man auf so eine Bemerkung? Was würde eine Engländerin jetzt tun? Wenn doch nur Grace hier wäre. Hilfesuchend sah sie zur Tanzfläche, doch Grace hatte nur Augen für ihren Tanzpartner.

Der junge Mann lächelte sie an und schien auf eine Antwort zu warten.

»Das ist ziemlich dreist, und außerdem stimmt es nicht«, sprach sie das Erste aus, was ihr durch den Kopf schoss.

Er lachte unbefangen. »Ja, dass ich dreist bin, hat man mir schon öfter gesagt. Aber ich finde wirklich, dass Sie das schönste Mädchen hier sind.«

Das konnte doch wohl nicht wahr sein. Er saß hier und machte ihr Komplimente, dabei war er mit einer Frau hier.

Rasch sah sie hinüber zu seinem Tisch. Die Frau nippte an einem Glas und schaute den Tanzenden zu.

Er folgte ihrem Blick, dann lachte er. »Das ist meine Schwester. Wollen Sie deshalb nicht mit mir tanzen, weil Sie dachten, sie wäre meine Freundin?«

Seine Schwester also. Deshalb machte es ihr nichts aus, dass er fremde Frauen hofierte.

»Nein. Ich kann nicht tanzen.«

»Sie können nicht? Jedes Mädchen kann tanzen. Das ist angeboren. Kommen Sie, wir probieren es.«

Leah presste ihre Hände im Schoß zusammen. »Ich kann es wirklich nicht, und ich möchte es auch nicht probieren«, antwortete sie scharf.

Prüfend sah er sie an, sein Blick glitt von ihrem Gesicht zu ihren Füßen. Unwillkürlich sah auch sie nach unten. Ihre Schuhe! Sie passten überhaupt nicht zu ihrem Rock. Niemand hier trug Bauernschuhe. Hastig zog sie die Füße zurück unter ihren Stuhl. Falls er es bemerkt hatte, verbarg er es.

»Entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht drängen.« Wieder lächelte er sie an. Zögernd erwiderte Leah sein Lächeln. Er schien wirklich nett zu sein. Und er sah sehr gut aus. Wer er wohl war?

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, sagte er: »Wir haben einander noch gar nicht vorgestellt: Ich bin Richard Bellamy, und wer sind Sie?«

»Leah Hochleitner.«

Er neigte den Kopf. »Miss Hochleitner, ich bin erfreut, Sie kennenzulernen. Leben Sie in Jacobstown?«

»Nein, etwas außerhalb. Aber ich wohne zurzeit bei meiner Tante hier in der Stadt.«

»Das ist ja wunderbar. Ich komme aus Harrisburg. Meine Eltern haben vor einigen Wochen hier in der Nähe ein Haus gekauft, und wir verbringen die Wochenenden auf dem Land.«

Verblüfft sah sie ihn an. Waren seine Eltern etwa das Paar aus Mr. Landers Stoffladen, das kürzlich bei Tante Rachel eingekauft hatte?

Grace kam von der Tanzfläche zurück. Mr. Bellamy stand auf, schob ihr den Stuhl zurecht und zog für sich einen Stuhl von einem anderen Tisch heran.

»Danke schön«, sagte Grace und blickte Leah fragend an.

Leah räusperte sich. »Grace, das ist Mr. Bellamy, Mr. Bellamy, das ist meine Freundin Grace Halsey.«

Wieder neigte er den Kopf. »Ich bin erfreut, Sie kennenzulernen.«

Grace lächelte entzückt. »Ganz meinerseits.«

»Haben Sie etwas dagegen, wenn meine Schwester und ich uns zu Ihnen setzen?«

»Aber nein«, sagte Grace.

Er wandte sich um und winkte seiner Schwester. Sie erhob sich und kam zu ihrem Tisch, oder besser, sie schwebte herüber. Ihre Bewegungen waren so fließend, so graziös, wie Leah es

noch nie bei jemandem gesehen hatte. Ihr Kleid war aus einem schimmernden hellblauen Stoff, der ihr ätherisches Aussehen unterstrich. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Unwirkliches. Ihre Haut war sehr hell, ihre Lippen ungewöhnlich rot. Ihre Augen wirkten groß in dem schmalen Gesicht, die Brauen waren nur dünne Linien. Sie musste sie ausgezupft haben. Eine Frau wie sie hatte Leah noch nie gesehen. Sie konnte kaum den Blick von ihr wenden.

Sie nickte ihnen verhalten zu und wandte sich an ihren Bruder. »Was gibt es denn, Richard?«

»Komm, setz dich zu uns.« Er winkte einem Kellner. »Bringen Sie uns bitte noch einen Stuhl.« Dann stellte er sie vor. »Das ist meine Schwester Lillian. Lillian, diese beiden Damen sind Leah Hochleitner«, wie alle Englischen tat er sich mit der Aussprache ihres Familiennamens schwer, »und Grace Halsey.«

Lillian musterte sie ebenso gelangweilt, wie sie den Tanzenden zugesehen hatte.

»Sehr erfreut«, murmelte sie wenig begeistert und sank auf den Stuhl, den der Kellner brachte. »Bringen Sie mir bitte noch ein Glas Champagner.«

Richard schüttelte den Kopf. »Nein, bringen Sie eine Flasche und vier Gläser.« Er wandte sich an Leah und Grace. »Sie trinken doch ein Glas Champagner mit uns?«

»Aber sicher«, sagte Grace rasch.

Leah fühlte sich überrumpelt. Es ging ihr alles viel zu schnell. Dass ein Fremder sie ansprach, sich einfach zu ihr setzte und sie jetzt zu Champagner einlud. Aber sie war auch neugierig. Wie mochte Champagner schmecken?

Der Kellner kam mit einem silbernen, eisgefüllten Kübel und Gläsern. Aus dem Eis ragte ein Flaschenhals heraus. Er stellte die Gläser ab, dann holte er die Flasche aus dem Eis und hantierte am Verschluss.

Es knallte. Leah fuhr zusammen. Lillian hob ihre schmalen Augenbrauen, um ihre Mundwinkel zuckte es. Der Kellner legte den Korken auf den Tisch, dann füllte er die Gläser mit einer schäumenden Flüssigkeit.

Richard hob sein Glas. »Zum Wohl. Auf zwei ganz bezaubernde Damen.« Dabei sah er Leah an.

Sie spürte seinen Blick wie eine Berührung. Noch nie hatte ein Mann sie so angeschaut. Bewundernd, geradezu hingerissen. Es verunsicherte und verwirrte sie.

Sie machte es den anderen nach, hob ebenfalls ihr Glas und trank dann vorsichtig einen Schluck. Der Geschmack war ungewohnt, eine Mischung aus sauer und süß, nicht schlecht, doch es war eher das Prickeln in ihrem Mund, das das Getränk besonders machte, nicht der Geschmack.

Grace wandte sich an Lillian. »Leben Sie hier in Jacobstown?«

»Gott bewahre, nein. Wir sind nur vorübergehend hier. Unsere Eltern haben hier in der Nähe ein Haus gekauft, und wir verbringen nun die Ferien hier. Mutter meint, die Luft sei besser als in Harrisburg. Sie macht sich Sorgen um meine Gesundheit, findet mich zu dünn.

Wahrscheinlich hofft sie, dass ich auf dem Land bei frischer Luft und gutem Essen dick und rotbäckig werde wie die Frauen dieser seltsamen, einfältigen Menschen, die hier leben. Ämisch, oder wie sie heißen.«

Graces Wangen färbten sich rot, sichtlich verlegen warf sie Leah einen Blick zu, dann griff sie nach ihrem Glas und trank einen großen Schluck.

Leahs Gesicht glühte ebenfalls, jedoch nicht vor Verlegenheit, sondern vor Zorn.

»Sie heißen ›Amisch‹«, sagte sie laut und deutlich. »Nicht alle sind dick und rotbäckig. Und einfältig sind sie auch nicht.«

Lillian hob die Schultern. »Wenn Sie meinen«, antwortete sie gleichmütig. »Ich hatte noch nicht viel mit ihnen zu tun.«

»Und trotzdem erlauben Sie sich ein Urteil?«

Überraschung malte sich in Lillians Gesicht. Sie hob die Brauen. »Du meine Güte, warum echauffieren Sie sich so? Jeder weiß, dass diese Leute total rückständig sind. Sie leben wie die Bauern vor zweihundert Jahren. Und wie sie rumlaufen! Die Frauen in diesen altmodischen unförmigen Kleidern und die Männer ...« Sie kicherte. »Diese fusseligen Bärte und die Strohhüte.«

Leahs Zorn wuchs. Diese gelangweilte, verwöhnte Stadtgöre in ihrem teuren Kleid wusste nichts über ihre Gemeinschaft und ihre Lebensweise.

»Sie sind nicht rückständig. Sie haben sich bewusst für diese Lebensweise entschieden. Sie wollen nicht wahllos alles annehmen, nur weil es modern ist.«

»Nun«, erwiderte Lillian herablassend. »Ich möchte nicht mit Ihnen streiten. Sie scheinen sich ja sehr gut mit diesen Leuten auszukennen. Haben Sie Verwandte dort?«

»Ja, ich habe Verwandte dort. Meine Eltern und meine Geschwister. Ich bin eine Amisch.«

Hätte sie gesagt, sie sei ein gefallenes Mädchen, hätte die Wirkung nicht stärker sein können. Lillian starrte Leah aus großen Augen an. Richard dagegen musterte sie mit einer Mischung aus Neugier und Respekt. »Sie sind Amisch? Sie sehen gar nicht so aus.«

»Bis auf die Schuhe«, sagte Lillian und warf einen demonstrativen Blick unter den Tisch. »Die haben Sie bei Ihrer Verkleidung wohl vergessen.«

»Lilli!« Richard funkelte sie an. »Das ist sehr unhöflich.«

Leah schob ihre Füße nach vorne. »Ja, die Schuhe gehören mir. Ich habe keine anderen.«

»Ich hatte gleich das Gefühl, dass Sie etwas Besonderes sind«, sagte Richard und lächelte sie an. Unwillkürlich erwiderte sie sein Lächeln, um gleich darauf die Augen niederzuschlagen. Was machte sie da? Er schäkerte mit ihr, und sie ging darauf ein, anstatt ihn in die Schranken zu weisen.

Lillians zur Schau getragene Langeweile war verschwunden, sie blickte Leah mit unverhohlener Neugier an. »Es tut mir leid, meine Bemerkung war taktlos. Wie kommt es,

dass Sie anders gekleidet sind?»

Wie sprunghaft sie war. Eben noch hochnäsiger und herablassend, nun neugierig.

»Das möchte ich auch gerne wissen«, sagte Richard.

Leah sah von Lillian zu Richard. Warum sollte sie es nicht erzählen. Die Rumspringa war kein Geheimnis.

Sie trank noch einen Schluck Champagner. Jetzt schmeckte er schon besser. »Ich habe vorhin gesagt, dass wir uns bewusst für unsere Lebensweise entscheiden. Damit das möglich ist, müssen wir natürlich auch das Leben der Engländer kennenlernen. Und das ist es, was ich jetzt mache. Ich lebe für einige Zeit in eurer Welt. Danach werde ich mich taufen lassen, und erst dann gehöre ich wirklich zur Gemeinde der Amisch.«

»Und wenn Ihnen das Leben hier besser gefällt?«, fragte Lillian.

»Ich glaube nicht, dass das passieren wird. Manches ist bestimmt nützlich. Ich mag Automobile und Telefone, und ich würde zu gerne mal in so einer Flugmaschine sitzen. Aber wichtig sind diese Dinge für mich nicht. Und oft finde ich die Engländer genauso merkwürdig wie Sie die Amischen.«

»Wen meinen Sie mit ›Engländer‹?«, fragte Richard.

»Alle, die nicht Amisch sind.«

»Aber wir sind doch keine Engländer, wir sind Amerikaner.«

»Ja, aber ihr sprecht Englisch, und wir sprechen Deutsch.«

»Sie sprechen doch auch Englisch«, stellte Lillian fest.

»Ja, aber untereinander sprechen wir Deutsch. Ihr Engländer nennt es Pennsylvania Dutch.«

Richard runzelte die Stirn. »Und warum? Fühlen sich die Amisch als Deutsche?«

»Nein, das nicht. Ich denke, wir sprechen aus demselben Grund Deutsch, aus dem ihr Englisch spricht. Es ist die Sprache unserer Vorfahren. Meine Familie ist vor hundert Jahren hierher gekommen. Ich kenne niemanden in Deutschland.«

»Das ist gut«, sagte Richard. »Die Deutschen sind nicht mehr besonders beliebt hier, seit sie die Lusitania versenkt haben. Ist denn Ihre Tante, bei der Sie arbeiten, auch Amisch?«

»Ja.«

Lillian sah sie fragend an. »Sie arbeiten bei Ihrer Tante?«

»Nur vorübergehend. Ich helfe ihr in ihrem Laden.« Sie wollte nicht mehr über sich reden.
»Sie beide kommen aus Harrisburg?«

»Ja, meinem Vater gehört Bell-Steel.«

Leah sagte der Name nichts, doch Grace schien ihn zu kennen, sie nickte beinahe ehrfürchtig.

»Die Stahlwerke.«

»Ja. Wir produzieren den besten Stahl in Pennsylvania.«

Unüberhörbarer Stolz klang in seiner Stimme. »Nächstes Jahr, wenn ich mit dem College fertig bin, werde ich dort anfangen und später die Nachfolge meines Vater antreten.«

Er war im College. Ob es wohl so war, wie es in »Anne in Kingsport« beschrieben wurde?

»Auf welchem College sind Sie?«, fragte Grace.

»Auf dem Penn State. Meine Mutter hätte mich lieber nach Havard geschickt, doch im Bereich Ingenieurwesen ist Penn State tatsächlich besser.«

Leah hatte ihr Glas leergetrunken. Der Champagner hatte eine seltsame Wirkung, sie fühlte sich ein wenig schwindelig und gleichzeitig sehr leicht. Durch die Fensterscheiben sah sie, dass es dunkel wurde. Sie räusperte sich und sah Grace an. »Es wird Zeit.«

Grace nickte, allerdings mit deutlichem Bedauern in ihrer Miene. »Wir müssen leider aufbrechen«, sagte sie und stand auf.

»Schon? Es ist doch noch nicht spät.« Richard sah Leah an.

»Ich habe meiner Tante versprochen, nicht so spät zu kommen. Vielen Dank für den Champagner, Mr. Bellamy.«

»Nennen Sie mich doch bitte Richard«, sagte er und erhob sich ebenfalls.

Leah lächelte und wandte sich zum Gehen.

»Warten Sie!« Er griff nach ihrem Arm. »Ich würde Sie gerne wiedersehen, Miss Hochleitner.«

Besser nicht. Er passte nicht in ihre Welt und sie nicht in seine. Auch wenn er ihr gefiel.

»Vielleicht begegnen wir uns ja noch mal«, entgegnete sie unverbindlich.

Er ließ sie los und lächelte. »Bestimmt.«

Wie selbstsicher er war. Als würde er immer bekommen, was er wollte.

Sie ging zum Ausgang. Grace folgte ihr. Draußen packte sie Leah am Arm. »Du meine Güte! Richard Bellamy hier in Jacobstown. An unserem Tisch!«

»Was ist daran so besonders?«

»Sein Vater ist einer der reichsten Männer in Pennsylvania. Hast du noch nie von Bell-Steel gehört?«

»Doch, ich glaube, ich habe mal was in der Zeitung gelesen. Also ist er reich. Vielleicht ist er deshalb so dreist.«

Grace hakte sich bei ihr unter, gemeinsam gingen sie die Straße entlang. »Dreist?«

»Ja, er kam an unseren Tisch und hat mich zum Tanzen aufgefordert. Ich habe gesagt, dass ich nicht tanze, und daraufhin hat er sich einfach einen Stuhl genommen und sich zu mir gesetzt.«

»Du scheinst ihm gefallen zu haben, so wie er dich angeschaut hat. Ich finde ihn nett. Seine Schwester allerdings ist wirklich taktlos.«

»Na ja, sie konnte nicht wissen, dass ich Amisch bin. Ich glaube, sie weiß gar nichts über uns, sie erzählt nur nach, was sie irgendwo gehört hat. Findest du nicht auch, dass sie seltsam aussieht? Dieses helle Haar und dazu die roten Lippen.«

»Ich bin sicher, dass sie sich die Haare gefärbt hat. Und sie hat sich die Lippen angemalt. Aber ihr Bruder ...«, Grace seufzte. »Er sieht aus wie Douglas Fairbanks.«

»Wie wer?«

»Douglas Fairbanks. Ein Schauspieler. Ich habe Fotos von ihm in meinem Zimmer.«

»Ach der.« Leah erinnerte sich. Eine gewisse Ähnlichkeit war durchaus vorhanden.

Sie hatten die Pension erreicht. Leah zog sich um und setzte die Haube auf. Dann verabschiedete sie sich und lief nach Hause.

Ihre Tante war noch auf, sie saß im Schein der Kerosinlampe am Tisch und stickte.

»Ah, da bist du ja«, sagte sie, als Leah eintrat. »War es nett?«

»Ja. Wir waren in einem Café und haben uns die Leute angeguckt.« Das entsprach der Wahrheit. Mehr wollte ihre Tante auch gar nicht wissen. Sie gähnte und legte die Stickarbeit zur Seite. »Ich gehe jetzt ins Bett.«

»Ja, ich bin auch müde.«

Später lag Leah im Bett und dachte an den Nachmittag. Sie schloss die Augen und rief sich die Tanzenden in Erinnerung, die Musik, die Kleider der Frauen. Dann verdrängte das Gesicht eines Mannes die Bilder. Blaue Augen unter dichten blonden Brauen, eine schmale Nase, ein Kinn mit einem Grübchen darin. Richard. Er lächelte sie an. *Sie sind etwas Besonderes.*

Unwillig öffnete sie die Augen wieder. Sie wollte nicht an ihn denken. Wahrscheinlich machte er jedem Mädchen solche Komplimente.

5. Kapitel

Zwei Tage später ließ Rachel Leah zum ersten Mal im Laden alleine. Sie wollte kurz bei Mattie vorbeischaun und auf dem Rückweg Lebensmittel einkaufen. Leah staubte die Regale und die Waren ab, als sie das Knattern eines Motors durch die geöffnete Tür hörte. Neugierig spähte sie hinaus. Vor der Tür hielt ein Automobil. Das Verdeck war zurückgeschlagen, und hinter dem Steuer saß Richard Bellamy. Mit einem letzten Tuckern erstarb der Motor.

Hastig wich Leah zurück in den Laden. Was machte er hier in der Gegend? Durch das Fenster beobachtete sie, wie er ausstieg und sich prüfend umsah. Er trug keinen Hut, sein Haar war vom Fahrtwind zerzaust. Sein Blick fiel auf die Eingangstür des Ladens. Er lächelte und schritt darauf zu.

Leah huschte hinter die Verkaufstheke. Mit Sicherheit war es kein Zufall, dass er hier auftauchte. Wenn doch nur Tante Rachel da wäre. Dann hätte sie sich mit einer Ausrede zurückziehen können. Doch nun musste sie bleiben. Rasch prüfte sie den Sitz ihrer Kapp. Immerhin hatten sich noch keine Locken aus ihrer Frisur gelöst. Sie atmete tief durch und blickte zur Tür.

Er blinzelte, als er aus dem Sonnenlicht hinein in den Laden trat.

»Guten Tag, Mr. Bellamy«, sprach sie ihn an.

Er musterte sie mit einem Blick, der alle Einzelheiten zu erfassen schien. Das straff zurückgebundene Haar, die weiße Kapp, ihr grünes Kleid und die weiße Schürze.

»Guten Tag, Miss Hochleitner.« Er strahlte sie an. »Ich habe gehofft, Sie hier zu finden.«

»Und wie haben Sie mich gefunden?«

Selbstsicher wie auch schon im Café kam er zur Theke und beugte sich vor. »Es war gar nicht so schwer. Meine Eltern haben von einem Laden erzählt, in dem sie einen amischen Quilt gekauft haben. Und da dachte ich mir, dass es wohl dieser Laden sein muss. Und hier bin ich.«

In der Tat, hier war er. Nur warum?

»Ich wollte Sie wiedersehen«, erklärte er, obwohl sie ihre Frage nur gedacht hatte, und betrachtete sie mit unverhohlener Bewunderung. »Wie schön Sie sind. In dieser Kleidung sehen Sie aus, wie einem Gemälde entstiegen. Ich glaube, Sie würden sogar in einem Mehlsack hinreißend aussehen.«

Leah lachte. »Wohl kaum.«

Dass sie schön sei, hatte ihr noch keiner gesagt. Seine Bemerkung im Café, sie sei das hübscheste Mädchen dort, hatte sie als Schmeichelei abgetan. Doch jetzt war er ernst und seine Miene beinahe andächtig. Sie schwankte zwischen Freude darüber und Verwunderung, dass er ihrem Aussehen so viel Gewicht beimaß. Da ihr keine passende Antwort einfiel, schwieg sie. Auch das brachte ihn nicht in Verlegenheit.

»Ich würde Sie gerne zu einer Ausfahrt abholen, wenn Sie mit Ihrer Arbeit hier fertig sind.«

»Zu einer Ausfahrt?«

»Ja.« Er wies auf den Wagen, der vor der Tür stand. »Oder dürfen Sie nicht mit einem Automobil fahren?«

»Doch, schon ...«

Das Automobil war nicht das Problem. Man durfte keines besitzen, aber mitfahren war erlaubt. Nur was bedeutete seine Einladung?

»Warum?«, fragte sie.

»Warum?« Er lachte kurz auf. »Nun, weil ich Sie sehr interessant finde. Ich habe noch nie eine junge Frau wie Sie getroffen. Eine, mit der man sich unterhalten kann, ohne dass sie an ihren Haaren oder ihren Kleidern herumzupft. Sie sind nicht im Geringsten kokett. Ich möchte Sie näher kennenlernen.«

»Ich glaube, das ist keine gute Idee. Wir kommen aus völlig unterschiedlichen Welten.«

»Aber Sie wollen doch unsere Welt kennenlernen.«

»Ja, aber das heißt nicht, dass ich mit einem Englischen ausfahre.«

»Warum denn nicht? Ich tue Ihnen nichts.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das verstehen Sie nicht. Bei uns hat es eine Bedeutung, wenn ein Mann ein Mädchen in seinen Wagen einlädt, um es nach Hause zu fahren. Es heißt, dass er dem Mädchen den Hof macht. Und wenn das Mädchen einwilligt, erklärt sie sich damit einverstanden.«

Er strich sich über das Kinn. »Verstehe. Wie ist es, wenn der Mann und das Mädchen einfach nur spazieren fahren?« Seine Augen funkelten mutwillig.

Sie musste lachen. »Niemand von uns fährt einfach so spazieren. Das ist Zeitverschwendung. Es gibt immer etwas zu tun.«

»Nun, dann muss ich mir etwas anderes einfallen lassen, um Sie zu treffen.«

»Sie geben nicht so leicht auf, wie?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich nicht.«

Wahrscheinlich nicht? Sollte das heißen, dass noch keine Frau seine Einladungen abgelehnt hatte? Das würde sein selbstsicheres Auftreten erklären. Nun ja, er war nicht nur ausgesprochen gut aussehend und charmant, sondern auch reich. Sicher war er das, was man eine »gute Partie« nannte.

Das Bimmeln der Türglocke unterbrach sie. Eine Frau mittleren Alters trat ein.

Richard deutete eine Verbeugung vor Leah an. »Dann verabschiede ich mich für *heute* von Ihnen, Miss Hochleitner. Auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen.«

Sie blickte ihm nach. Ob er wirklich versuchen würde, sie wiederzusehen? Sie musste zugeben, dass der Gedanke ihr gefiel. Mehr noch, Richard gefiel ihr auch, und irgendwie schmeichelte es ihr, dass er so hartnäckig war. Von den jungen Männern in ihrer Gemeinde hatte sich bisher noch keiner um sie bemüht.

Sie riss sich von seinem Anblick los und begrüßte die Kundin.

Die nächsten Tage vergingen ohne besondere Ereignisse. Leah arbeitete im Laden und ertappte sich dabei, auf das Rattern eines Automobils zu lauschen. Doch das einzige Mal, dass sie eines hörte, war es der Wagen von Dr. Mitchell, dem Arzt, der in Notfällen auch die Amisch besuchte. Sie ärgerte sich über sich selbst. Was war los mit ihr? Richard war ein Engländer, sie sollte nicht an ihn denken. Doch auch abends vor dem Einschlafen wanderten ihre Gedanken zu ihm, sie sah sein Lächeln vor sich, seinen verträumten Blick, als er ihr gesagt hatte, sie sei schön. Sei nicht so eine Närrin, schalt sie sich. Das hat er bestimmt schon vielen Mädchen gesagt.

Am Freitag nach der Arbeit kam Grace vorbei. Leah holte eine Flasche von Tante Rachels selbst gemachtem Apfelsaft und zwei Becher, und dann gingen sie in Leahs Zimmer.

»Das ist hübsch«, sagte Grace. »Gemütlich. Der Schaukelstuhl gefällt mir.«

»Setz dich.«

Grace setzte sich in den Schaukelstuhl, Leah füllte die Becher und reichte ihr einen. Sie hockte sich auf den Stuhl vor dem Tisch.

»Ich habe heute auf dem Markt Antonio getroffen«, erzählte Grace. »Morgen ist wieder Tanz im Bellingham, und wir wollen uns dort treffen. Magst du mitkommen?«

Leah schüttelte den Kopf. Am Sonntag war Gemeeh, und irgendwie schien es ihr nicht passend, am Tag vorher in ein Tanzcafé zu gehen. »Ich habe morgen keine Zeit. Aber ich wünsche euch viel Freude.«

»Hast du keine Lust, Richard Bellamy wiederzusehen?«

»Ich weiß ja gar nicht, ob er kommt. Und außerdem«, Leah senkte die Stimme, »habe ich ihn wiedergesehen.« Sie erzählte Grace von seinem Besuch im Laden.

»Er will dich zu einer Ausfahrt einladen? Oh, du musst ihn wirklich beeindruckt haben. Wann trifft ihr euch?«

»Gar nicht. Ich habe abgelehnt. Ich kann nicht mit einem Mann, den ich nur einmal getroffen habe, alleine ausfahren.«

Grace nickte. »Das verstehe ich.« Dann lächelte sie verschmitzt. »Ich könnte mir vorstellen, dass er nicht so schnell aufgibt.«

»Mag sein. Ich glaube, er ist es nicht gewöhnt, abgewiesen zu werden.«

6. Kapitel

Am Sonntagmorgen fuhr Leah mit Tante Rachel, Mattie und deren Mann zum Hof der Wagners, wo die Gemeeh stattfinden würde.

Ihre Familie war schon dort. Leah stieg aus der Kutsche und lief zu ihnen hinüber.

Ihre Mutter lächelte sie an. Ihr Vater begrüßte sie ebenfalls. »Du trägst keine Haube?«, sagte er anschließend.

»Ich trage die Kapp. Das tun viele.« Sie sah hinüber zu den Töchtern der Wagners, die alle nur die weiße Kapp trugen. Auch Tante Rachel und Mattie trugen keine Hauben. Ihr Vater runzelte die Stirn, doch er schwieg.

Deborah zupfte an den Bändern ihrer Haube. Leah sah ihr an, dass sie sie am liebsten auch abgelegt hätte.

»Stell dir vor, Joshua ist zurückgekommen«, raunte sie Leah zu. »Vor drei Tagen.«

»Wie schön.« Sie erinnerte sich an das Gespräch mit Deborah, kurz bevor sie zu ihrer Tante gefahren war. »Dann hat er sein Automobil verkauft?«

»Ja. Samuel sagt, er will sich taufen lassen.«

Also hatte Joshua sich für die Gemeinde und den Glauben entschieden. Ob es ihm wohl schwergefallen war? Welche Erfahrungen hatte er in Harrisburg gemacht? Suchend sah Leah sich um und entdeckte ihn bei seinen Eltern.

War er so groß gewesen? Er überragte seinen Vater um einen halben Kopf.

Während der Predigt sah sie einige Male zu ihm hinüber. Er schien aufmerksam und konzentriert zu lauschen. Er hatte sich verändert, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Sein Profil wirkte kantiger, die Nase war leicht gebogen, sein Kinn ausgeprägt, seine Lippen waren voll.

Nach der Gemeeh wurde er von den jungen Männern regelrecht belagert. Sicher fragten sie ihn alle aus. Leah wettete mit sich selbst, dass die meisten Fragen sein Auto betrafen.

Sie selbst stand mit ihren Eltern, Gideon und Deborah bei den Wagners. Ihre Eltern besprachen Details der kommenden Hochzeit mit Ruben und Joanna, als Joshua herüberkam. Er lächelte und neigte den Kopf vor Deborah, wie es ein Engländer tun würde. »Samuel hat mir erzählt, dass ihr heiraten werdet. Herzlichen Glückwunsch. Ich freue mich sehr für euch.«

Seine Augen waren hellgrau, sein Blick sehr aufmerksam. Er wandte sich zu Leah. »Und er hat mir erzählt, dass du jetzt bei deiner Tante in der Stadt wohnst und ihr ihm Laden hilfst. Gefällt es dir dort?«

»Ich bin erst seit zehn Tagen dort und kann noch nicht viel sagen, aber bisher gefällt es mir.«

»Ich finde es richtig, dass auch junge Frauen Erfahrungen in der Welt sammeln. Man sieht anschließend manches hier mit anderen Augen.« Er lächelte bei diesen Worten.

Fragend blickte Leah ihn an. »Was zum Beispiel?«

Er trat ein paar Schritte zur Seite, sie folgte ihm.

»Ich sehe nun, dass vieles an unserer Art zu leben, was ich früher nie besonders geschätzt habe, weil ich es nicht anders kannte, etwas Besonderes, etwas Einzigartiges ist. Aber diese Dinge muss jeder für sich selbst herausfinden. Wahrscheinlich ist es auch für jeden etwas anderes.«

»Deborah sagte mir, du willst dich taufen lassen.«

»Ja. Ich habe erkannt, dass ich hierhergehöre.«

»Darf ich dich etwas fragen?«

Er nickte. »Aber sicher.«

»Wie lange hat es gedauert, bis du das gemerkt hast? Ich bin noch nicht lange fort, aber es gibt so viel zu sehen und zu erleben. Manchmal bin ich ganz überwältigt.«

»Ein kluger Mann hat mir gesagt: ›Es dauert, solange es dauert.‹ Wenn du Zweifel hast oder Angst, etwas zu verpassen, dann ist es noch nicht der richtige Zeitpunkt zurückzukehren.«

»Und wenn der richtige Zeitpunkt nicht kommt? Es gibt welche, die kehren nie zurück.«

»Dann ist auch das richtig. Nicht jeder kann Amisch sein. Wenn man das rechtzeitig erkennt, ist es doch gut. Es gibt kein richtig oder falsch, das habe ich während meiner Rumspringa gelernt.«

»Meine Eltern möchten, dass ich so schnell wie möglich zurückkomme.«

»Das wünschen sich wohl alle Eltern. Nimm dir trotzdem die Zeit, die du brauchst. Ich denke, halbherzig zurückzukehren und es dann zu bereuen, wäre schlimmer, als gar nicht zurückzukehren.«

Noch niemals hatte sie mit jemandem, den sie kaum kannte, so geredet. Eigentlich hatte sie überhaupt noch nie mit einem Mann so gesprochen. Er verstand sie und versuchte nicht, sie zu belehren.

»Gibt es nichts, was dir fehlen wird?«

»Doch. Bücher zum Beispiel. Ich war Stammgast in der Bibliothek in Harrisburg und habe wirklich viel gelesen. Aber ich habe welche mitgebracht.«

»Du hast Bücher mitgebracht?«

»Ja. Ich habe mir meine Lieblingsbücher gekauft, damit ich sie immer wieder lesen kann.«

»Ich lese auch gerne. Hier zu Hause habe ich es heimlich getan, aber Tante Rachel hat nichts dagegen.«

»Bücher zu verbieten halte ich für einen Fehler. Wissen schadet nichts, es ermöglicht uns, Entscheidungen zu treffen. Ich weiß, die Ältesten sind anderer Meinung. Übrigens«, er

beugte sich näher zu ihr, »in Jacobstown gibt es auch eine Bibliothek, zwar nur eine kleine, aber ich werde mich dort anmelden.«

»Das wusste ich gar nicht. Da melde ich mich auch an.«

»Leah!« Ihre Mutter winkte ihr. »Komm, das Liebesmahl fängt an.«

Bedauernd wandte sie sich an Joshua. Sie hätte sich gerne noch viel länger mit ihm unterhalten. »Vielen Dank für deine Worte. Du hast mir sehr geholfen.«

»Ich denke, du bist eine sehr mutige junge Frau. Genieß deine Zeit und lass dir kein schlechtes Gewissen einreden.«

Leah nickte und wandte sich zum Gehen, doch seine Stimme hielt sie zurück. »Leah ...«

»Ja?«

»Ich würde mich freuen, wenn du zurückkehrst.« Er lächelte ihr zu, drehte sich um und ging in die Scheune.

Leah stand da und starrte ihm nach. Wärme hüllte sie ein. Wie nett er war.

7. Kapitel

Joshua lächelte noch, als er die Scheune betrat. Ein erstaunliches Mädchen, diese Leah Hochleitner.

Die Wagners und die Hochleitners waren einander schon seit hundert Jahren eng verbunden, immer wieder hatten Söhne und Töchter der beiden Familien geheiratet, so wie es Samuel und Deborah tun würden. Doch mittlerweile unterschieden sich ihre Auffassungen, was die Ordnung und ihre Auslegung anging. Seine Eltern waren offen gegenüber den Neuerungen, während Dave Hochleitner an den alten Traditionen festhielt. Er führte ein eisernes Regiment. Von seinen Kindern hatte nur Jonas während der Rumspringa die Gemeinde verlassen, und das auch nur, weil er in Philadelphia bei einem Verwandten in die Lehre gegangen war. Dass die jüngste der Töchter, Leah, es geschafft hatte, ihrem Vater die Erlaubnis abzurufen, ihre Rumspringa außerhalb des Mühlenhofs zu verbringen, zeugte von einem starken Willen. Als Kinder hatten sie zusammen gespielt, aber als sie älter geworden waren – alt genug, um zum Singen zu gehen –, hatte er Leah nicht weiter beachtet. Brav und farblos hatte sie gewirkt, in den dunklen Kleidern und der dunklen Haube, die sonst fast keine junge Frau mehr trug. Dass sie rothaarig war, hatte er vergessen. Jetzt erinnerte er sich daran. Als Kind war ihr Haar karottenrot gewesen und viele, auch er, hatten sie dafür gehänselt. Seit sie vierzehn war, hatte sie die Haube getragen und ihr Haar darunter verborgen. Umso überraschter war er gewesen, als er sie heute nur mit der Kapp gesehen hatte. Ihr Haar leuchtete wie die Wolken im Sonnenuntergang, ihre Haut war hell und ihre Augen von einem unglaublich strahlenden Blau. Aus der kleinen Leah Hochleitner war eine wirklich schöne Frau geworden. Und er bewunderte sie dafür, dass sie für ihre Freiheit gekämpft hatte. Samuel hatte ihm, mit deutlicher Missbilligung in der Stimme, davon erzählt. Er fände es nicht richtig, dass ihre Eltern es erlaubt hatten, und sei froh, dass seine zukünftige Frau keine unangemessene Neugier auf die Welt der Englischen empfände. Etwas verwundert hatte Joshua den Kopf geschüttelt. Dass ein so junger Mann so alt sein konnte.

Er ging zu dem Tisch der Männer und setzte sich. Sofort belegten seine Freunde und einige Jungen die Plätze um ihn herum. Sein Vater grinste und setzte sich zu Dave Hochleitner. Als alle saßen, senkte Bischof Zook den Kopf und sprach das Gebet. Kaum war es beendet, prasselten die ersten Fragen auf Joshua ein. Es waren dieselben, die ihm auch nach der Gemeeh von anderen gestellt worden waren.

»Ist es wahr, dass du ein Automobil hattest?«

»Wie ist es, darin zu fahren?«

»Gab es ein Telefon bei deinen Verwandten?«

»Hast du dich auch mit einer Englischen verabredet?«

»Wirst du das Auto vermissen?«

Lachend hob er die Hände. »Ihr lasst mich ja gar nicht zu Wort kommen.«

Er wartete, bis es ruhiger wurde. »Also. Ja, ich hatte ein Automobil. Ich habe es gebraucht gekauft und verkauft, bevor ich zurückgekommen bin. Es macht schon Spaß, darin zu fahren, aber eigentlich braucht man es nicht. Es ist manchmal schwierig zu starten, es ist eigentlich umständlich zu fahren, wenn man es mit einem Pferd vergleicht. Es stinkt, es macht Krach

und wenn etwas kaputt geht, wird es teuer. Für Leute, die oft weite Strecken fahren, mag es nützlich sein. Für kurze Strecken ist der Buggy einfacher. Ein Pferd ist schnell angeschirrt, es braucht kein Benzin und ist auf Feldwegen oder in der Stadt auch nicht langsamer als ein Auto.«

Er dachte nach, was war noch gefragt worden? »Ach ja, das Telefon. Im Haus der Wengers gab es eines, und ich fand es nützlich. Man musste nicht jedes Mal irgendwohin laufen, wenn man nur kurz etwas zu besprechen hatte.« Er zuckte die Schultern. »Man kann aber auch ohne leben.«

»Was ist mit den englischen Frauen? Hast du welche getroffen?«, fragte Jacob Fisher, und sein rundes Gesicht glühte. Er musste jetzt siebzehn Jahre alt sein, überlegte Joshua, und seit einiger Zeit zum Singen gehen.

»Da es in Harrisburg mehr Englische als Amisch gibt, habe ich natürlich welche getroffen«, gab er lächelnd zurück.

Daniel Beiler, der neben ihm saß, stieß ihn scherzhaft in die Seite. »Das meint Jacob aber nicht.«

»Ja, ich bin auch mal mit einer Englischen ausgegangen.«

Lizzie Dawson. Sie war Sekretärin in dem Werk gewesen, in dem er gearbeitet hatte. Sie hatte braunes lockiges Haar, dunkle Augen, und wenn sie lächelte, hatten sich Grübchen in ihren Wangen gebildet. Sie hatte mit ihm geschäkert und über seine etwas unbeholfene Art hinweggelächelt. Als er ihr erzählt hatte, dass er Amisch war, hatte sie es als ihre Aufgabe betrachtet, ihm die Welt der Englischen zu zeigen.

Jacob beugte sich vor. »Und was habt ihr gemacht?«

»Wir waren in einem Café, haben uns mit ihren Freunden getroffen, und einmal waren wir auch in einem Lichtspielhaus.«

Im Dunkeln hatte sie sich an ihn gelehnt und, als der Film aufregend wurde, nach seiner Hand gegriffen. Das befreundete Paar, mit dem sie ins Kino gegangen waren, hatte sich neben ihm ungeniert geküsst, und offensichtlich hatte Lizzie erwartet, dass er sie auch küsste. Was er später bei einer anderen Gelegenheit auch getan hatte. Sie war zu mehr bereit gewesen, doch er nicht.

»Magst du mich nicht?«, hatte sie ihn gefragt und sich dann über seine Erklärung, dass Amische vor der Ehe keusch lebten, gewundert. »Das ist ein Jammer. Du bist so ein hübscher Kerl.«

»Und, hast du sie auch geküsst? Und angefasst?«, fragte nun Peter Kurtz.

Joshua lachte. »Selbst wenn, würde ich es nicht erzählen. Das geht euch nichts an.«

Nach dem Essen wurde die Scheune aufgeräumt, nur ein Tisch und zwei Bänke blieben für die jungen Leute stehen, die am Abend zum Singen kommen würden. Joshua spürte einen Anflug von Bedauern, als er sah, wie Leah in die Kutsche ihrer Tante stieg. Aber dann schüttelte er den Kopf. Sie würde ihre Erfahrungen in der Welt sammeln und dann, so Gott wollte, zurückkommen.

Er würde heute ebenfalls nicht zum Singen gehen. Er war erst seit einer Woche wieder hier, und auch wenn er gerne zurückgekehrt war, musste er sich erst wieder in diese Welt hineinfinden. Sein Kopf und sein Herz waren noch nicht ganz wieder hier.

8. Kapitel

Auch in den nächsten Tagen hörte und sah Leah nichts von Mr. Bellamy. Wahrscheinlich waren seine Komplimente nur hohle Worte gewesen. So etwa wie die Frage der Englischen »wie geht es dir«, die bei jeder Begegnung gestellt und auf die keine Antwort erwartet wurde. Ihre Tante hatte sie darüber aufgeklärt, als sich Leah gewundert hatte, warum sich fremde Leute dafür interessierten, wie es ihr ging. Überhaupt sagten die Englischen oft nicht, was sie wirklich dachten. Warum sollte Richard Bellamy in dieser Hinsicht anders sein?

Am Montag in der Woche darauf erschien Lillian in Rachels Laden und kaufte eine der Kerzen aus echtem Bienenwachs, die Rachel anbot. Bei der Gelegenheit erzählte sie Leahs Tante, dass sie Leah und Grace im Café Bellingham getroffen hatte. Rachel hob die Mundwinkel zu dem Lächeln, mit dem sie Fremde bedachte. »Wie nett.«

Lillian wandte sich an Leah. »Ich wollte dich und deine Freundin am Freitag zum Kaffee einladen. Es kommen noch zwei Freundinnen von mir.«

Verwundert sah Leah sie an. Sie hatte bei ihrem Kennenlernen nicht das Gefühl gehabt, dass Lillian Wert auf ihre oder Graces Bekanntschaft legte. Aber warum nicht?

»Ich habe am Freitag meinen freien Nachmittag und Grace auch. Wir wollten uns bei ihr treffen. Wenn sie nichts dagegen hat, können wir auch in ein Café gehen.«

»Schön. Dann rufen wir sie doch an und fragen sie.«

Leah lächelte. »Wir haben kein Telefon.«

»Ach so.«

Wenn Lillian überrascht war, verbarg sie es gut. Nur ihre Augenbrauen zuckten kurz nach oben.

»Aber die Halseys haben ein Telefon. Du kannst Grace anrufen und sie selbst fragen.«

»Prima, dann mache ich das.«

»Was ist das für ein Mädchen?«, fragte Tante Rachel, als Lillian gegangen war. »Warum trägt sie die Haare kurz? So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Das ist wohl jetzt bei den Englischen die allerneueste Mode. Grace hat eine Zeitschrift, in der auch Frauen mit kurzen Haaren abgebildet sind. Das nennt sich »Pagenkopf.«

»Pagenkopf?« Tante Rachel schüttelte den Kopf. »Sachen gibt es. Und du willst dich wirklich mit ihr treffen?«

»Warum nicht?«

»Nun, sie erscheint mir nicht als der passende Umgang. Nicht nur wegen ihrer Haare. Auch ihre Kleidung ist sehr extravagant, selbst für eine Englische. Und ich glaube, sie hat sich das Gesicht bemalt.« Rachels Ton verriet, was sie davon hielt. Nur Huren bemalten sich das Gesicht.

Ihre Tante konnte Leah eigentlich nicht verbieten, sich mit Grace zu treffen. Doch wenn sie ihrem Vater mitteilte, dass sie unpassenden Umgang pflegte, würde er sie womöglich nach Hause holen.

»Sie kommt aus Harrisburg. In der Stadt ist die Mode vielleicht anders als hier.« Dann fiel ihr etwas ein. »Du kennst übrigens ihre Eltern. Das Paar, das kürzlich den Quilt gekauft hat.«

»Ich erinnere mich. Nun gut. Mir wäre es lieber, du würdest sie nicht treffen, aber das habe ich nicht zu entscheiden.«

Am Freitagnachmittag machte Leah sich auf den Weg zu Grace.

»Ich finde es schon seltsam, dass sie uns einlädt. Wir beide gehören nicht gerade zur ›Gesellschaft‹.«

Leah runzelte die Stirn. »Wie meinst du das? Ich hätte auch nicht erwartet, dass sie Wert darauf legt, uns noch mal zu treffen. Aber du gehörst doch zur Gesellschaft.«

»Nicht zu der, in der sich Lillian Bellamy bewegt. Die Reichen und Gebildeten. Lillian ist auf einem College und studiert Literatur oder so was.«

Das Rattern eines Motors unterbrach ihr Gespräch. Grace spähte aus dem Fenster. »Das ist Lillian.«

»Sie kommt mit dem Automobil?«

Lillian hatte gesagt, dass sie sie abholen würde, doch Leah hatte niemals damit gerechnet, dass sie es mit einem Auto tun würde.

Der Motor wurde gedrosselt, der Wagen hielt.

Grace und Leah gingen hinaus. Lillian saß hinter dem Steuer. Sie trug eine Jacke aus braunem Leder und eine eng anliegende Kopfbedeckung aus dem gleichen Material. Sie lachte ihnen entgegen und deutete hinter sich. »Kommt, steigt ein.«

Grace öffnete die hintere Tür und setzte sich auf die Rückbank. Leah atmete tief ein. Nun würde sie also herausfinden, wie es sich anfühlte, mit einem Automobil zu fahren. Sie dachte an Joshua Wagner. Sie sollte alles ausprobieren und kein schlechtes Gewissen haben, hatte er gesagt. Nun denn. Sie rutschte neben Grace auf die Bank und schloss die Tür.

Lillian betätigte einen Hebel neben dem Lenkrad, und der Wagen fuhr ruckelnd an.

Der Fahrtwind wehte Leah ins Gesicht. Bisher unterschied sich das Fahren nicht so sehr von dem im Buggy. Der Wagen war nicht schneller als ein Pferd im flotten Trab, allerdings um einiges lauter.

Lillian fuhr zielstrebig durch die Straßen. Leah beugte sich vor. »Wo fahren wir hin?«, schrie sie gegen den Lärm des Motors an.

Lillian wandte den Kopf. »Ich dachte, ich zeige euch unser Wochenendhaus. Meine Eltern sind in Harrisburg, Richard besucht einen Freund.«

Kaum hatten sie die Stadt verlassen, beschleunigte der Wagen. Jetzt rasten sie über die Straße, die Bäume flogen vorbei, der Wind riss einige Strähnen aus Leahs Frisur. Sie fuhren nach Norden in eine Gegend, in der Leah noch nie gewesen war. Schließlich bog Lillian auf einen Weg ab und hielt kurz danach vor einem zweistöckigen Gebäude aus rotem Backstein. Staunend sah Leah sich um. Dieses Haus war kein Farmhaus. Säulen trugen einen überdachten Balkon im ersten Stock. Die Fenster reichten bis zum Fußboden und hatten weiße Fensterläden, die sich hübsch vom Rot der Backsteine abhoben. Ein paar Stufen führten zur Eingangstür. Rechts und links davon standen niedrige Büsche, hinter dem Haus reckten Eichen ihre Äste gegen den Himmel. Der Ort wirkte wie verzaubert.

Lillian stoppte den Motor und stieg aus. »Hier sind wir. Bisher sind wir noch nicht dazu gekommen, einen Garten anlegen zu lassen. Aber innen ist es ganz nett.«

Leah und Grace folgten ihr zur Haustür, die sich überraschend öffnete. Ein Mann trat heraus und verbeugte sich kurz. »Guten Tag, Miss Lillian, guten Tag, die Damen.«

Er trat zurück und hielt ihnen die Tür auf. Gekleidet war er in eine schwarze Hose, ein weißes Hemd und eine grau-weiß gestreifte Weste.

»Danke, William«, sagte Lillian und ging an ihm vorbei in einen großen viereckigen Raum. Der Mann folgte ihr und half ihr, die Lederjacke auszuziehen. Dann wandte er sich zu Leah und Grace. »Wünschen Sie, Ihre Mäntel anzubehalten?«, fragte er feierlich.

»Ähm. Nein«, antwortete Grace, worauf der Mann hinter sie trat und auch ihr beim Ausziehen half. Leah war mittlerweile selbst aus dem Mantel geschlüpft und reichte ihn dem Mann, der ihn mit einem Neigen des Kopfes entgegennahm.

Herrje, war das förmlich.

Lillian kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern öffnete eine der Türen. »Kommt mit.«

Leah betrat den Raum und sah sich stauend um. Die Wände waren nicht gestrichen, sondern mit Stoff bespannt. An der Wand neben der Tür befand sich ein großer Kamin, in dem ein Feuer brannte, vor dem Fenster stand eine seltsam geformte Couch, mit nur einer Lehne. Die Beine der Couch und auch die der zierlichen Stühle, die im Raum herumstanden, waren geschwungen und mit Schnitzereien verziert. Auf dem Boden lagen gemusterte Teppiche. Leah wagte gar nicht, sie zu betreten.

»Setzt euch doch«, sagte Lillian und wies auf die Stühle, die um einen niedrigen Tisch herumstanden. Vorsichtig ließ Leah sich nieder.

»Wollt ihr Kaffee?«, fragte Lillian.

»Gerne«, sagte Grace, und Leah nickte.

Zu Leahs Überraschung ging Lillian nicht in die Küche, sondern zog an einer Schnur neben der Tür und setzte sich dann ebenfalls in einen der Sessel. Einige Augenblicke später trat der Mann in dem schwarzen Anzug ein.

»Sie haben geläutet, Miss Lillian?«

»Ja. Bringen Sie uns doch bitte Kaffee.«

»Sehr wohl.« Wieder neigte der Mann den Kopf, dann verließ er den Raum. Leah sah ihm nach. Ein Mann im feinsten Sonntagsstaat, der drei Frauen bediente? Was war das denn? Warum kochte Lillian den Kaffee nicht selbst? Der Mann hatte doch sicher Wichtigeres zu tun.

Lillian bemerkte ihren Blick. »Was schaust du so? Hast du noch nie einen Butler gesehen?«

»Einen Butler?« Leah hatte auch dieses Wort noch nie gehört. »Bisher nicht. Was macht ein Butler?«

»Nun, er kümmert sich um das Haus, organisiert die Einkäufe, serviert das Essen, empfängt Gäste, wenn wir eine Feier haben und solche Sachen.«

Innerlich schüttelte Leah den Kopf.

»Gibt es bei den Amisch keine Bediensteten?«

»Nicht für Arbeiten, die wir selbst erledigen können. Es gibt Knechte, die bezahlt werden, wenn viel Arbeit ist, zum Beispiel zur Erntezeit. Aber normalerweise erledigen wir alles selbst. Die Frauen sind für Haus und Garten zuständig, die Männer arbeiten auf dem Feld und mit dem Vieh oder, wie mein Vater, in der Mühle.«

Sie fragte sich, was Lillian den ganzen Tag machte, wenn sie keine Hausarbeit erledigen musste. Durch die Gegend fahren, einkaufen, tanzen gehen? Sie tauschte einen Blick mit Grace und erkannte an dem Zucken um ihre Mundwinkel und dem Blick, mit dem sie Lillian musterte, dass sie wohl ähnlich dachte.

Der Butler kam mit einem Tablett zurück. Er stellte eine silberne Kanne und drei Tassen auf den Tisch, dazu ein Milchkännchen und eine Schale Zucker. Er schenkte den Kaffee ein, dann richtete er sich auf und trat einen Schritt zurück. »Wünschen Sie sonst noch etwas, Miss Lillian?«

»Nein, William, vielen Dank.«

Beinahe geräuschlos verließ er den Raum.

»Nehmt euch Zucker und Milch, wie ihr möchtet«, sagte Lillian. Sie selbst trank den Kaffee schwarz.

»Hast du nicht gesagt, du bist alleine hier?«, fragte Leah. »Wieso brauchst du dann einen Diener? Das bisschen Haushalt für eine Person kann man doch selbst erledigen.«

Lillian lachte. »Ich wüsste gar nicht wie. Ich kenne mich in der Küche nicht aus. Außerdem kommt Richard gegen Abend zurück, und meine Eltern sind in zwei Tagen auch wieder hier. Ich soll dich übrigens herzlich von Richard grüßen.«

Leah nippte an ihrem Kaffee. Er war gut. Stark, wie sie ihn mochte.

»Wie lange bleibt ihr hier?«, fragte Grace.

»Ich weiß es noch nicht. In zwei Wochen gehe ich wieder aufs College, dann bin ich erst einmal weg.«

Sie klang, als würde sie sich darauf freuen.

»Gehst du gerne aufs College?«, fragte Leah.

»Na ja. Es ist schon in Ordnung. Jedenfalls ist es nicht so langweilig, wie hier herumzusitzen. Ich verstehe immer noch nicht, was meine Eltern am Landleben finden.«

Leah musste sich beherrschen, um nicht laut zu lachen. Mit Landleben hatte das, was Lillian hier tat, gar nichts zu tun. Und sie wunderte sich auch gar nicht, dass Lillian sich langweilte, wenn sie den ganzen Tag nur herumsaß.

Einige Zeit später erklangen Hufschläge von draußen. Verwundert blickte Leah zum Fenster. Auf einem schwarzen Pferd ritt ein Mann auf den Hof, den sie augenblicklich erkannte. Richard Bellamy.

»Oh, das ist ja Richard«, sagte Lillian, doch es klang nicht, als sei sie wirklich überrascht. »Er kommt früher als erwartet.«

Kurze Zeit später betrat Richard den Salon. »Wie schön, die Damen sind noch hier. Ich hatte gehofft, Sie zu treffen.«

Sein Lächeln galt Leah und Grace gleichermaßen.

»Ist noch Kaffee da?«

Lillian hob die Kanne. »Ein bisschen.«

»Dann schenk mir doch den Rest ein. Ich nehme deine Tasse.«

Mit der Tasse in der Hand lehnte er sich an den Kamin. »Es ist noch früh. Was haltet ihr davon, wenn wir nach York fahren? Dort gibt es ein Lichtspielhaus.«

Leah hatte davon gehört. In einem Lichtspielhaus wurden bewegte Bilder gezeigt, die Geschichten erzählten. Filme wurden sie genannt.

»Nach York? Jetzt?«, fragte Grace.

»Warum nicht?«, gab er unbekümmert zurück. »Mit dem Wagen sind wir in einer halben Stunde da.«

Offensichtlich hatten weder er noch seine Schwester irgendwelche Verpflichtungen und verbrachten ihre Zeit mit Müßiggang.

»Ich muss heute Abend noch meiner Mutter helfen«, erklärte Grace.

»Ich habe auch keine Zeit«, sagte Leah schnell.

»Schade. Werden Sie denn am Mittwoch wieder im Bingham Café sein? Soweit ich weiß, gibt es diese Woche ›alte‹ Tänze.«

»Vielleicht«, sagte Grace. »Wenn Leah mitkommt.«

Er sah Leah an. »Bitte, kommen Sie. Sie müssen auch nicht tanzen, wenn Sie nicht wollen.«

Er sah sie treuherzig an und lächelte.

Warum sollte sie nicht gehen? Richard war freundlich, und tatsächlich hatte sie Lust, ein paar Tanzschritte auszuprobieren. Sie blickte zu Grace. Die nickte.

»Ich weiß noch nicht, ob ich kommen kann«, sagte Leah. »Ich muss fragen, ob ich frei bekomme.«

Tante Rachel würde sicher nicht Nein sagen, aber Leah wollte vorher mit Grace sprechen. Sie wollte sich noch mal Rock und Bluse von ihr ausleihen und sich Schuhe kaufen. Im »Harrisburg Telegraph« hatte sie eine Anzeige von einem Laden gesehen, der Schuhe für zwei Dollar fünfundneunzig verkaufte. Ihr Wochenlohn betrug zehn Dollar. Davon konnte sie sich welche leisten.

»Oh«, sagte Lillian plötzlich, schloss die Augen und massierte mit den Fingern ihre Schläfen. »Ich habe Kopfschmerzen.«

Richard sah sie besorgt an. »Willst du dich hinlegen?«

»Das würde ich gerne, aber ich muss Grace und Leah noch nach Hause fahren.«

»Aber das kann ich doch tun. Wenn du Kopfschmerzen hast, solltest du nicht Auto fahren.«

»Würdest du das tun? Das ist lieb von dir.«

»Aber natürlich. Ruh dich aus.«

Leah verdrehte die Augen. Ausruhen sollte sie sich? Wovon? Sie hatte den ganzen Tag nichts gearbeitet.

»Wennn sie Kopfschmerzen hat, sollten wir gehen«, sagte Grace, und Leah nickte.

Mit matter Stimme verabschiedete sich Lillian von ihnen.

Draußen sah Leah das erste Mal, wie ein Automobil angelassen wurde. Richard drehte eine Kurbel vorne am Wagen. Der Motor ratterte kurz und erstarb wieder. Richard murmelte etwas, das wie ein Fluch klang. Erst beim vierten Versuch sprang der Motor an.

Als sie die Stadt erreichten, wies Grace ihm den Weg zur Pension. Richard hielt vor der Haustür, stieg aus und öffnete die Tür auf Graces Seite. »Es war sehr schön, Sie zu treffen.«

Da er keine Anstalten machte, ihre Tür zu öffnen, tat Leah es selbst. Verwundert sah er sie an. »Was machen Sie? Ich fahre Sie selbstverständlich auch nach Hause.«

Sie zögerte, doch dann schloss sie die Tür wieder. Warum nicht? Es war albern, hier auszusteigen und nach Hause zu laufen. Er fuhr los.

»Ich habe mich sehr gefreut, dass Sie Lillians Einladung angenommen haben«, sagte er, als sie angekommen waren und er ihr die Tür öffnete.

Überrascht sah sie ihn an. Er steckte hinter der Einladung? Dann waren Lillians Kopfschmerzen wohl nur vorgetäuscht gewesen.

»Ich hatte mich schon gewundert, dass Ihre Schwester uns eingeladen hat. Es war auf Ihr Betreiben, nicht wahr?«

Eigentlich sollte sie böse auf ihn sein, doch sein Lächeln war entwaffnend. »Ja, ich geb's zu. Ich hatte Ihnen ja gesagt, ich finde einen Weg, Sie zu treffen. Wir sehen uns am Mittwoch.« Er stieg ein und fuhr davon.

Kopfschüttelnd stieg Leah die Stufen zur Haustür hinauf. Er schien überhaupt keine Zweifel zu haben, dass sie kommen würde. Und er hatte recht, musste sie sich eingestehen. Sie wollte ihn wiedersehen.

Natürlich war Grace bereit, Leah noch mal ihre Kleider zu leihen, und sie begleitete sie auch in den Laden, um Schuhe zu kaufen. Leah probierte mehrere an und entschied sich für schlichte Pumps aus schwarzem Leder mit Ziernähten über dem Spann und einem drei Finger hohen Absatz für zwei Dollar fünfzig.

»Ich werde lernen müssen, darin zu laufen«, sagte sie lachend, als sie die ersten Schritte machte. Durch den Absatz veränderte sich ihr Gang, sie fühlte sich unsicher und stakste durch den Raum wie durch einen Bach.

»Daran gewöhnst du dich schnell«, sagte Grace. »Behalte sie am besten gleich an.«

Sie hatte recht, einen Häuserblock weiter fühlten sich die Schuhe gar nicht mehr fremd an.

Leah zeigte die Schuhe ihrer Tante. »Ich will nicht jeden Tag die Arbeitsschuhe tragen. Zu Hause laufe ich oft barfuß, aber hier in der Stadt geht das ja nicht.«

Rachel betrachtete die Schuhe. »Die sind sehr schön. Und für englische Schuhe auch schlicht.«

»Ja, ich wollte keine mit Spangen oder Glitzersteinchen. Absatz haben sie alle, aber daran habe ich mich schon gewöhnt.«

Trotzdem trug sie die nächsten beiden Tage im Laden ihre alten Schuhe, sie wollte die neuen nicht zerkratzen.

Am Mittwoch fragte sie ihre Tante, ob sie bei Grace übernachten könne.

»Wenn Mrs. Halsey nichts dagegen hat. Aber du musst morgen pünktlich hier sein.«

»Grace und ihre Mutter stehen ja immer sehr früh auf.«

9. Kapitel

Leahs Hände waren feucht vor Aufregung, als sie am Mittwoch gegen fünf Uhr nachmittags das Bingham Café betrat. Sie trug wieder den grünen Rock und die gestreifte Bluse, dazu die neuen Schuhe. Grace hatte ihr das Haar zu einem lockeren Knoten frisiert.

Auch Grace trug dieselben Sachen wie das letzte Mal. Suchend sah sie sich um. Antonio wollte auch kommen, hatte sie Leah erzählt. Aber er schien noch nicht da zu sein.

Leah wagte kaum, sich umzuschauen. Was, wenn Richard es sich anders überlegt hatte?

Doch da kam er schon auf sie zu und strahlte sie an. »Seit einer halben Stunde stehe ich da in der Ecke und beobachte die Tür. Wie schön, Sie zu sehen. Und Sie ebenfalls«, fügte er an Grace gewandt hinzu. »Wo möchten Sie sitzen?«

Leah zuckte mit den Schultern, ihr war es egal. Er führte sie zu einem Tisch am Fenster und winkte einem der Kellner.

»Bringen Sie uns eine Flasche Champagner.«

Schon wieder Alkohol, dachte Leah. Sie sah sich um.

Die Musiker spielten ein langsames Stück, einige Paare drehten sich auf der Tanzfläche.

Sie wandte sich wieder Richard zu. »Geht es Ihrer Schwester besser?«

Er wirkte verwirrt. »Lillian? Ja, es geht ihr gut. Wieso?«

Leah lächelte in sich hinein. Also hatte sie recht gehabt. Lillians Kopfschmerzen waren nur vorgetäuscht gewesen.

Der Champagner kam, sie stießen an. Heute schmeckte er Leah besser als das letzte Mal. Plötzlich setzte sich Grace sehr gerade hin, ihre Wangen färbten sich rosa. Ein junger Mann mit schwarzem Haar steuerte auf ihren Tisch zu. Gekleidet war er in eine einfache graue Hose, ein helles Hemd und eine dunkelblaue Weste. Das musste wohl Antonio sein.

Er nickte Richard und ihr zu und lächelte Grace an. »Wie schön, dass du da bist. Wollen wir tanzen?« Sein Englisch hatte einen ungewohnten Akzent. Grace erwiderte sein Lächeln und stand auf. »Gerne.«

»Wer ist das?«, fragte Richard und runzelte die Stirn.

»Ein Freund von Grace. Sie hat gehofft, ihn heute zu treffen.«

»Na, seine Manieren lassen zu wünschen übrig.«

»Warum das?«

»Einfach hierherzukommen und eine Dame an meinem Tisch zum Tanz zu bitten.«

Verwundert sah sie ihn an. »Was hätte er machen sollen, Sie um Erlaubnis bitten?«

»Aber ja. Es hätte ja sein können, dass sie meine Begleiterin ist.«

»Aber sie ist es nicht, und das weiß er. Und außerdem ist es doch ihre Entscheidung, mit wem sie tanzen will.«

Er benahm sich ja fast wie ein amischer Ehemann oder Vater.

Richard blickte sie an, und die Verärgerung wich aus seinem Gesicht. »Wie ist es, möchten Sie auch tanzen? Ich zeige Ihnen die Schritte.«

Sie hatte gehofft, dass er sie fragte. Im Grunde schon, seit sie die neuen Schuhe gekauft hatte.

»Wenn Sie meinen.«

Lächelnd führte er sie auf die Tanzfläche. Dort hielt er ihre rechte Hand fest und legte die linke auf ihren Rücken. Unsicher legte sie ihm ihre Hand auf die Schulter, wie sie es bei den anderen Frauen gesehen hatte. Hoffentlich blamierte sie sich nicht.

Er hielt Abstand zu ihr, soweit es die Tanzhaltung zuließ. »Wir fangen ganz langsam an. Sie gehen mit dem linken Fuß einen Schritt zurück, dann mit dem rechten und dann setzen Sie den linken Fuß neben den rechten. Danach das Ganze mit dem rechten Fuß zuerst.«

Zaghaft folgte sie seiner Anweisung. Er zählte leise mit. »Eins-zwei-drei.«

Gerade als sie sich sicherer fühlte, erhöhte er das Tempo. »Achten Sie auf den Takt in der Musik. Eins-zwei-drei. Und nicht auf die Füße schauen, sehen Sie mich an.«

Er zog sie etwas näher zu sich, und tatsächlich war es leichter, als sie nicht mehr nach unten sah. Die Musik gab den Rhythmus vor und Richard die Bewegung. Es machte Spaß. Und bisher war sie ihm nicht auf die Füße getreten. Doch dann zog er sie in eine Drehung, sie stolperte über ihre eigenen Füße und blieb stehen.

»Wir fangen einfach noch mal an«, sagte er. Ein paar Schritte tanzten sie auf der Stelle, dann drehte er sich wieder. Und dieses Mal klappte es. Im Takt der Musik tanzten sie durch den Raum, drehten sich, bewegten sich vorwärts. Richard führte sie, sie musste nur dem Druck seiner Hand folgen. Es fühlte sich wundervoll an. Als die Musik aufhörte, war ihr ein wenig schwindelig.

»Noch einen Tanz?«, fragte er.

Atemlos nickte sie. Ja, sie wollte weitertanzen, sich weiterdrehen.

Das Orchester stimmte ein neues Stück an.

Als es draußen dunkel war, hatte Leah sechsmal mit Richard getanzt. In den Pausen hatten sie Champagner getrunken. Leah war von einer seltsamen Leichtigkeit erfüllt. Sie hatte tanzen gelernt, saß neben einem gut aussehenden, charmanten Mann, das Leben war schön.

Auch Grace und Antonio kamen von der Tanzfläche. Grace wirkte erhitzt und glücklich, ihre Augen strahlten. Sie ließ sich auf den Stuhl fallen. »Kann Antonio sich zu uns setzen?«

Bevor Richard antwortete, schüttelte Antonio den Kopf. »Scusa, bella donna, aber ich muss

gehen. Wir stehen vor Sonnenaufgang auf. Besuchst du mich auf dem Markt?«

»Ja. Ich komme zum Einkaufen.«

Lächelnd blickte sie ihm nach.

»Wie spät ist es denn?«, fragte Leah.

Richard holte eine Taschenuhr aus seiner Weste. »Kurz vor elf.«

»Schon!« Wie schnell die Zeit verflogen war. »Dann müssen wir auch bald gehen.«

Grace nickte.

»Einen Tanz noch, ja?« Richard stand auf und reichte Leah die Hand. Sie sah Grace fragend an.

Grace nickte. »Geht ruhig.«

Der Tanz war ein langsamer Walzer. Die gleichen Schritte wie vorher, nur langsamer. Dieses Mal zog er sie näher an sich. Er roch gut. Nach einer Mischung von Harz und Tabak. Vielleicht war das so ein Rasierwasser, von dem sie Werbung in der Zeitung gesehen hatte. Sie mochte den Duft. Langsam, wie auf Wolken, drehten sie sich im Kreis. Als die Musik aufhörte, hatte sie das Gefühl, aus einem Traum zu erwachen. Er ließ sie los. Ein unverständliches Bedauern erfüllte sie. Als hätte sie etwas Schönes verloren, von dem sie gar nicht recht wusste, was es war. Was geschah mit ihr? Lag es an der Musik, am Tanz oder am Champagner?

»Ich bringe Sie nach Hause«, sagte Richard und half ihr und Grace in die Mäntel. »Mein Wagen steht um die Ecke.«

»Wir wohnen nur zwei Straßen weiter«, sagte Grace und lachte. »Bis Sie den Wagen angelassen haben, sind wir schon zu Hause.«

»Dann begleite ich Sie zu Fuß.«

Grace lächelte. »Das ist nett von Ihnen, Mr. Bellamy.«

»Bitte, sagen Sie doch Richard. Wenn Sie mich mit Mr. Bellamy ansprechen, habe ich immer das Gefühl, mein Vater sei gemeint.«

»Nun, dann eben Richard«, antwortete Grace.

Schweigend lauschte Leah dem Geplauder. Jetzt wandte sich Richard ihr zu. »Darf ich Sie Leah nennen?«

Sie nickte.

Zusammen gingen sie die Straße entlang. Die Nacht war kühl, das Licht der Straßenlaternen beleuchtete den Weg. Leah war sich Richards Nähe überdeutlich bewusst. Die Wärme seines Körpers, sein Duft, seine Bewegungen.

Vor der Pension verabschiedete er sich.

»Es war ein schöner Abend. Miss Grace, Miss Leah.« Er nickte Grace zu, dann sah er Leah in die Augen. »Darf ich hoffen, dass Sie wieder mit mir ausgehen? Noch mal ins Bingham?«

Sie schluckte. Sie sollte Nein sagen. Daraus konnte nur Herzschmerz und Ärger entstehen. Doch seine Augen und sein Lächeln waren unwiderstehlich. Sie traute ihrer Stimme nicht, also nickte sie nur.

»Dann hole ich Sie am Sonntagnachmittag ab.«

»Nicht am Sonntag«, sagte sie schnell. Am Sonntag war Gemeeh.

»Dann am Samstag? Um drei Uhr?«

»Um vier, vorher habe ich keine Zeit. Wir treffen uns im Bingham Café.« Ihre Tante hatte schon ihr Treffen mit Grace und Lillian kritisch gesehen. Wenn Richard mit seinem Auto vor ihrem Haus vorfuhr, um sie abzuholen, würde sie ihren Vater verständigen.

»Gut. Dann sehen wir uns am Samstag um vier. Ich freue mich darauf.«

Er deutete eine Verneigung an und ging. Leah sah ihm nach. Wie leicht und elegant er sich bewegte. Ganz anders als die Männer ihrer Gemeinde, die mit schweren, wuchtigen Schritten über ihre Felder und Wege gingen. Und wie gepflegt seine Hände waren. Glatt, ohne jede Schwiele. Ganz anders als ihre, denen man die Arbeit im Garten und in der Küche ansah. Was er wohl gedacht hatte, als er ihre Hand beim Tanz gehalten hatte?

Sie seufzte und folgte Grace ins Haus. Als sie die Treppe hinaufstiegen, öffnete sich die Tür des Schlafzimmers, und Mrs. Halsey lugte heraus. »Ah, da seid ihr ja. War es schön?«

»Ja«, antworteten beide Mädchen gleichzeitig.

»Na, dann gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Kaum hatte Grace die Tür zu ihrem Zimmer geschlossen, fragte sie: »Wie findest du Antonio?«

»Ich habe ja gar nicht mit ihm gesprochen, er hatte nur Augen für dich. Aber ich glaube, er ist nett.«

»Hach, ich finde ihn auch sehr, sehr nett. Natürlich ist er kein Vergleich zu deinem Richard, aber so einen möchte ich auch gar nicht.«

»Er ist nicht *mein* Richard«, sagte Leah, und ihre Wangen wurden heiß. »Und was meinst du mit *so einen*?«

»Ich meine, so einen reichen, vornehmen Freund. Ich mag die bodenständigen Männer lieber, da weiß man, woran man ist. Richard scheint mächtig in dich verschossen zu sein, aber er kommt mir vor wie ein Frauenheld.«

Den Gedanken hatte Leah auch schon gehabt. Ja, er hofierte sie, er bemühte sich um sie, doch er tat es mit einer Selbstverständlichkeit, die darauf schließen ließ, dass sie nicht das erste

Mädchen war, das er umwarb.

»Kann schon sein, dass er ein Frauenheld ist.«

»Aber das macht nichts«, sagte Grace. »Du willst ihn ja nicht heiraten, da kannst du ruhig mit ihm ausgehen und ein bisschen flirten. Dafür gibt es doch die Rumspringa.«

Nachdenklich zog Leah sich aus, wusch sich und schlüpfte in ihr Nachthemd. Grace hatte recht. Es konnte ihr egal sein, ob Richard ein Frauenheld war. Sie würde in ein paar Monaten auf den Mühlenhof zurückkehren und irgendwann einen netten amischen Mann heiraten.

Auch Grace zog ihr Nachthemd an. »Ich weiß auch nicht, ob es mit Antonio etwas Ernstes wird. Aber er gefällt mir schon sehr.«

Sie schlüpfte unter die Bettdecke, Leah legte sich neben sie. Als sie die Augen schloss, hörte sie im Geiste die Musik, drehte sich mit Richard auf der Tanzfläche, roch den Duft, den sie an ihm wahrgenommen hatte, und spürte seine Hand auf ihrem Rücken.

»Ich glaube, ich muss mir englische Kleidung kaufen«, sagte Leah, als sie am nächsten Morgen in ihr blaues Kleid schlüpfte und es vorne zusammensteckte. »Ich kann mir ja nicht immer deine Sachen leihen, und ich möchte nicht meine Kleider tragen, wenn ich mich mit Richard treffe.«

Es war nicht nur, weil sie befürchtete, es könne jemandem auffallen, wenn eine Amisch mit einem Engländer im Automobil herumfuhr. Sie mochte die Kleider der Engländer.

Doch noch hatte sie nicht genug Geld, und so trug sie am Samstag ihr grünes Kleid unter dem Mantel und die neuen Schuhe. Es war ein wunderschöner Tag. Die Wintersonne schien vom Himmel und brachte einen Hauch von Frühling in die Straßen. Zu ihrer Überraschung wartete Richard bereits vor dem Café auf sie. Er lächelte sie an. »Ich dachte, wir fahren ins Wochenendhaus. Da ist es gemütlicher als im Café.«

Er hielt ihr die Wagentür auf. Leah stand wie erstarrt, doch ihre Gedanken rasten. Sich mit ihm in einem Café zu treffen, war eine Sache, doch mit einem Englischen allein in seinem Haus zu sein, war ein klarer Verstoß gegen die Ordnung. Wenn jemand aus ihrer Gemeinde davon erfuhr, würde man es dem Bischof melden. Sie erinnerte sich an den Fall Mary-Ann Shrock. Sie war mit einem englischen Tierarzt, der mehrfach auf dem Hof der Schrocks gewesen war, um einige kranke Kühe zu behandeln, alleine in der Scheune angetroffen worden. Angeblich hatten sie sich einander unsittlich genähert. Sie war vor den Bischof zitiert worden, und Bischof Zook hatte ihr mit der Meidung gedroht, sollte sie diesen Mann jemals wieder treffen. Mary-Anns Beteuerungen, dass sie nicht gesündigt hatte, hatten ihr nichts genutzt, die Ältesten hatten ihr nicht geglaubt.

Das war der eigentliche Punkt. Warum nahmen die Ältesten es als gegeben an, dass eine amische Frau und ein englischer Mann nichts anderes als Unzucht treiben wollten, wenn sie miteinander alleine waren? Sie jedenfalls hatte nicht diese Absicht, und sie würde nicht auf dieses Treffen mit Richard verzichten, nur weil alte Männer überall Sünde sahen.

Richard sah sie verwundert an. »Stimmt etwas nicht?«

»Nein, es ist alles in Ordnung.« Rasch raffte sie ihren Rock und stieg ein.

Anders als bei ihrem ersten Besuch war kein Butler da, um sie zu empfangen. In dem Zimmer, das Lillian beim letzten Mal einen Salon genannt hatte, kniete Richard sich vor den Kamin und zündete den Holzstapel darin an.

Er schob ihr einen Sessel ans Feuer, dann ging er hinaus und kam mit einem Korb wieder. Er holte eine Flasche Wein heraus, dazu Pasteten, Würstchen und einen Kuchen und stellte alles auf den Tisch.

Der Wein war hellgelb, duftete blumig und ein wenig nach Zitrone und schmeckte süß. Sie musste aufpassen, er stieg ihr schon nach wenigen Schlucken zu Kopf. Die Pasteten waren lauwarm und schmeckten köstlich. Wer sie wohl gemacht hatte? Vielleicht dieser Butler?

»Ich habe sie in einem Feinkostladen besorgt«, sagte Richard auf ihre Frage. »Ich hatte mir erst auf dem Weg in die Stadt überlegt, dass ich lieber mit Ihnen alleine wäre.«

Unwillkürlich schob sie ihren Sessel ein Stück zurück. War sie unvorsichtig gewesen, einfach mit ihm wegzufahren?

Er lächelte. »Keine Angst, ich tue Ihnen nichts. Erzählen Sie mir von Ihrer Familie. Haben Sie einen Hof hier?«

So erzählte sie ihm von der Mühle, die ihr Vorfahr vor fast hundert Jahren gebaut und ihr Großvater modernisiert hatte. Er hörte aufmerksam zu. Schließlich fragte sie ihn nach seiner Familie.

Er und Lillian waren die einzigen Kinder. Lillian war zwanzig Jahre alt, er vier Jahre älter. Demnächst würde er seinen Abschluss an der Penn State Universität machen und dann im Familienunternehmen arbeiten.

»Im Moment habe ich allerdings Ferien.«

Also deshalb hatte er so viel Freizeit. Aber er war kein Müßiggänger, wie sie vermutet hatte.

Als es Zeit war, aufzubrechen, bat sie ihn, sie ein paar Blocks vom Haus ihrer Tante entfernt abzusetzen. Verwundert blickte er sie an. »Warum?«

Das Blut stieg ihr in die Wangen, doch sie sagte die Wahrheit. »Ich möchte nicht, dass meine Tante erfährt, dass ich mit einem englischen Mann alleine ausgefahren bin.«

»Ist das verboten? Ich dachte, es wäre die Zeit, um die Welt außerhalb Ihrer Gemeinde kennenzulernen?«

»Schon, aber es gibt Grenzen. Zwar gilt die Ordnung in der Rumspringa nur bedingt, aber mit einem Englischen auszugehen wird nicht gerne gesehen. Ich möchte nicht riskieren, dass meine Tante meinem Vater davon erzählt.«

»Aber weshalb? Bin ich nicht gut genug für Sie?«

»Enger Kontakt zwischen Amischen und Englischen ist nicht erwünscht. Wir bleiben lieber unter uns.«

»Und was passiert, wenn ein Engländer sich in ein amisches Mädchen verliebt?«

Sie senkte den Kopf und spielte mit dem Stoff ihres Kleides. Sprach er von sich oder wollte er es nur einfach wissen?

»Amischen ist es nicht erlaubt, außerhalb der Gemeinde zu heiraten.«

»Das beantwortet meine Frage nicht. Was passiert, wenn es doch geschieht.«

»Dann muss die- oder derjenige die Gemeinde verlassen.«

»Man wird ausgestoßen?«

Sie nickte.

»Das verstehe ich nicht? Man kann sich doch lieben und trotzdem seinen Glauben behalten.«

»Amisch sein heißt mehr, als nur an Gott zu glauben. Es ist eine Lebensweise. Wir halten uns an die Bibel, und dort steht: Zieht nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen und geht aus von ihnen und sondert euch ab.«

»Kein Wunder, dass die Leute euch absonderlich finden.«

Das tat weh. Sie wusste, dass die Englichen die Amisch seltsam fanden. Komische Leute, die man anstarrte, über die man sich lustig machte. Bisher war ihr das egal gewesen. Doch es aus seinem Mund zu hören ... Warum ging er dann mit ihr aus?

Sie stand auf und nahm die Schultern zurück. »Ich möchte jetzt nach Hause.«

Während der Fahrt sprach sie nicht, sondern sah auf die vorbeihuschende Landschaft.

»Es war sehr schön mit Ihnen«, sagte er, als er das Auto anhielt.

Überrascht sah sie ihn an. »Wirklich? Obwohl ich so absonderlich bin?«

»Waren Sie deshalb so still? Ich habe doch nicht gesagt, dass ich *Sie* für absonderlich halte. Immerhin sind Sie ja hier und treffen sich mit mir, einem Englichen.«

Sein Lächeln beim letzten Wort ließ sie ihren Zorn vergessen.

Aber nur für eine bestimmte Zeit, wollte sie sagen, doch sie schwieg. Noch wusste sie nicht, ob sie sich taufen lassen würde.

»Ist es Ihnen erlaubt, in ein Filmtheater zu gehen?«

»Ja.«

»In Harrisburg läuft ein Film mit Charlie Chaplin. Was halten Sie davon, wenn wir ihn ansehen?«

Sie wusste nicht, wer Charlie Chaplin war, aber der Gedanke, einen Film zu sehen, war verlockend. Einerseits – andererseits war ihr ein wenig unbehaglich. Vielleicht ging sie doch zu weit, wenn sie alleine mit ihm nach Harrisburg fuhr.

»Aber ist Harrisburg nicht viel zu weit weg?«

»Mit dem Wagen sind wir in knapp einer Stunde da.«

Sie zögerte. Was sollte sie ihrer Tante erzählen? Lügen wollte sie nicht.

»Lillian kommt auch mit«, sagte er und lächelte. »Falls Sie Bedenken wegen der Schicklichkeit haben.«

Erleichtert erwiderte sie sein Lächeln. »Ich würde sehr gerne einmal einen Film sehen.«

»Ich hole Sie am nächsten Samstag ab.«

»Oh, könnten wir Grace mitnehmen? Ich weiß, dass sie auch noch nie in einem Filmtheater war.«

»Sehr gerne. Ich hole Sie beide dann bei den Halseys ab.«

Am Montag konnte sie den Ladenschluss kaum erwarten. Sie hatte bereits beim Frühstück angekündigt, dass sie am Abend bei Grace sein und dort auch essen würde. Als es endlich so weit war, kehrte sie den Laden, während Tante Rachel die Kasse machte. Dann holte sie ihren Umhang.

»Bis später, Rachel.«

»Komm nicht zu spät nach Hause.«

»In ein Filmtheater?« Grace klatschte in die Hände. »Natürlich will ich mit. Aber störe ich euch nicht?«

»Stören? Wobei?«

»Nun, vielleicht dachte er an ein romantisches Beisammensein.«

»Umso wichtiger ist es, dass du mitkommst. Ehrlich gesagt ist es mir ein wenig unheimlich. Ich mag ihn wirklich gerne, aber er ist ein Engländer. Außerdem macht es sich besser bei Tante Rachel, wenn du dabei bist.«

»Das verstehe ich.«

»Sag mal, wo kann ich am schnellsten englische Kleidung bekommen? Ich will mich nicht immer fühlen, als wäre ich ein Ausstellungsstück in einem Museum.«

Grace lachte. »Am schnellsten sicher in diesem Kaufhaus Bowman's in Harrisburg. Vielleicht können wir Richard bitten, uns vor der Vorstellung dorthin zu fahren.«

Die Tage bis Samstag erschienen Leah endlos. Sie mochte ihre Arbeit im Laden nach wie vor, doch sie ertappte sich immer wieder dabei, sehnsüchtig aus dem Fenster zu sehen und die Stunden zu zählen.

Tante Rachel runzelte die Stirn, als Leah ihr erzählte, dass sie am Samstag mit Grace, Lillian und Richard Bellamy nach Harrisburg fahren würde.

»Die Bellamys? Ich wusste gar nicht, dass sie noch in Jacobstown sind.«

»Nur Lillian und Richard. Ihre Eltern sind in Harrisburg.«

»Was wollt ihr denn in Harrisburg?«

»In ein Filmtheater gehen. Ich wollte schon immer einen Film sehen.«

»Hm.«

Leah konnte sehen, wie es hinter Tante Rachels Stirn arbeitete. Die Ältesten hatten sich noch nicht zu Filmtheatern geäußert. Es gab sie nur in größeren Städten, und es war bisher nicht nötig gewesen, darüber zu beraten. Also war es nicht verboten, einen Film zu sehen.

»Nun ja. Ich mag zwar diese Lillian nicht, aber es spricht nichts dagegen.«

10. Kapitel

Im Vergleich zu Jacobstown war Harrisburg riesig. Und wie viele Automobile hier fahren! Umsichtig lenkte Richard den Wagen um Kutschen herum, über Kreuzungen und an anderen Automobilen vorbei, bis sie schließlich einen großen Platz erreichten. Dort hielt er an und half ihnen beim Aussteigen. Mitten auf der Straße verliefen Schienen. Sie waren schmaler als Eisenbahnschienen und in die Straße eingelassen. Plötzlich näherte sich ein Vehikel, das Leah noch nie gesehen hatte. Es war ein langer Wagen mit vielen Fenstern, in dem Leute saßen. Er fuhr auf den Schienen, doch er hatte keine Lokomotive. Verwundert sah Leah dem Gefährt nach. Wie bewegte es sich? Dann entdeckte sie die lange Stange auf dem Dach. Sie reichte bis zu den Stromkabeln, die über den Schienen verliefen. Der Wagen fuhr mit Elektrizität.

»Eine Straßenbahn«, rief Grace. »Die erste, die ich sehe.«

Um Lillians Mund zuckte ein Lächeln, sie zog die Augenbrauen hoch.

»Wir sind da.«

Staunend stand Leah vor dem Kaufhaus. Es war ein vierstöckiges Gebäude mit großen Fenstern, in denen sich die Sonne spiegelte. Der Platz vor der breiten Eingangstür war überdacht. Rechts neben dem Eingang befand sich ein kleines Café.

»Kommt«, sagte Lillian. »Damenkleider gibt es im ersten Stock.«

»Ich warte im Café auf euch.« Richard winkte ihnen zu.

Lillian ging voraus, Leah und Grace folgten ihr. Zielstrebig ging sie auf eine Treppe zu. Leah riss die Augen auf. Die Stufen bewegten sich, glitten langsam nach oben. Als wäre das völlig natürlich, betrat Lillian die Treppe und ließ sich nach oben tragen. Leah stand davor und starrte auf den Anfang der Treppe, wo eine Stufe nach der anderen hervorglitt. Schließlich hob sie ihren Rock und machte einen beherzten Schritt nach vorne. Sie traf die Stufe, doch geriet ins Schwanken. Hastig griff sie nach dem Geländer, das sich ebenfalls nach oben bewegte, und fand ihr Gleichgewicht wieder. Hinter sich hörte sie Grace: »Du liebe Güte!«

Auch das Verlassen der Treppe war eine Herausforderung. Leah kam ins Stolpern, weil der Schwung der rollenden Stufen sie noch vorwärts schob.

Lillian beobachtete sie. »Ihr seid noch nie Rolltreppe gefahren?«

»Wo denn?« Grace kicherte. »In Jacobstown bestimmt nicht.«

Leah sah sich um. An einem Ständer hingen Kleider in allen Farben, an einem anderen Röcke und wieder an einem anderen Blusen. Dazwischen standen lebensgroße Puppen.

Eine Frau im eleganten Kostüm kam auf sie zu. »Guten Tag. Mein Name ist Miss Linley. Kann ich Ihnen weiterhelfen?«

»Diese Lady sucht ein Kostüm und eine Bluse«, sagte Lillian und wies auf Leah.

Die Frau sah sie an, und ihr Blick blieb an ihrem schlichten Kleid hängen. Ihre Augen

weiteten sich ein wenig. Doch sofort fand sie wieder zu ihrem unverbindlichen Lächeln zurück. »Für welchen Anlass?«

»Etwas, das man jeden Tag tragen kann?«, sagte Leah. Die Verkäuferin und die ungeheure Auswahl schüchterten sie ein.

»Und in welcher Farbe?«

»Oh, ich weiß nicht. Ich habe da etwas in der Zeitung gesehen. Es war braun.« Wenn sie geahnt hätte, welche Auswahl es hier gab, hätte sie die Zeitung mitgenommen.

Die Verkäuferin trat einen Schritt zurück und musterte Leah. Dann ging sie zu einem der Ständer und kam mit einem Kostüm zurück. Der Stoff war hellbraun mit feinen beige Streifen.

»Diese Größe sollte Ihnen passen. Sie können es dort drüben anprobieren.« Sie zeigte auf eine Tür.

Dahinter verbarg sich ein kleiner Raum mit einem großen Spiegel. Leah hängte das Kostüm an einen Haken. Zuerst schlüpfte sie in den Rock. Die Jacke hatte breite Revers und war unterhalb der Taille ausgestellt. Sie öffnete die Tür und blickte in die neugierigen Gesichter von Grace, Lillian und Miss Linley.

»Der Schnitt steht Ihnen sehr gut«, sagte sie.

»Aber die Farbe überhaupt nicht«, erwiderte Lillian. »Du siehst darin krank aus.«

Miss Linley nickte. »Vielleicht lieber etwas Grünes? Das würde gut zu Ihrer Haarfarbe passen.«

Lillian legte den Kopf schräg und musterte Leah. »Ich finde, sie sollte es mit einem kräftigen Blau versuchen. Und es darf ruhig etwas figurbetonter sein.«

Miss Linley stellte sich neben Lillian und betrachtete Leah ebenfalls. »Das stimmt. Sie hat wunderbar blaue Augen.«

Leah musste sich beherrschen, um nicht ihre »wunderbar blauen Augen« zu verdrehen. Die beiden redeten über sie, als wäre sie eine der Anziehpuppen, die hier herumstanden.

Miss Linley brachte ihr Rock und Jacke aus einem tintenblauen Wollstoff mit wenigen Verzierungen. Nur der Kragen und der Saum waren mit einem schmalen glänzenden Band eingefasst.

Als Leah in dem Kostüm aus der Kabine trat, klatschte Lillian in die Hände. »Das ist es.«

Die Verkäuferin nickte. »Die Farbe bringt Ihre Augen zum Leuchten. Drehen Sie sich einmal.«

Langsam drehte Leah sich um sich selbst.

»Es sitzt auch sehr gut«, sagte Miss Linley.

Fragend blickte Leah hinüber zu Grace. Die nickte und lächelte. »Das ist wirklich schön.«

Leah betrachtete sich im Spiegel. Das Blau stand ihr wirklich gut.

Miss Linley brachte eine cremefarbene Bluse mit Spitzenkragen und ein paar Handschuhe aus feinem blauem Leder. »Bitte schön. Probieren Sie diese Bluse an.«

»Wieso Handschuhe? Es ist doch Sommer.«

Etwas erstaunt sah Miss Linley sie an. »Eine Dame geht nie ohne Handschuhe aus.«

Leah lachte. »Ich glaube nicht, dass ich sie brauche.«

Die Bluse war schön und passte zum Kostüm. Bevor sie die Kabine wieder verließ, sah sie nach den Preisen und schluckte. Fast dreizehn Dollar für das Kostüm und vier Dollar für die Bluse. Dann hatte sie nur noch drei Dollar übrig. Das beige Kostüm war billiger, doch nachdem sie sich in dem blauen gesehen hatte, konnte sie sich nicht vorstellen, etwas anderes zu tragen.

Sie trat aus der Kabine. »Ich nehme das Kostüm und die Bluse. Kann ich es gleich anbehalten?«

»Aber natürlich. Ich packe Ihr Kleid ein«, sagte Miss Linley.

»Du siehst umwerfend aus«, stellte Lillian fest. »Jetzt fehlt nur der Hut.«

»Ein Hut?«

»Aber natürlich. Zu diesem Kostüm gehört ein Hut.«

»Da hat die Lady recht.« Miss Linley hatte Leahs Kleid aus der Kabine geholt und legte es zusammen. »Wir haben erst kürzlich neue Hüte bekommen. Folgen Sie mir.«

Im Gänsemarsch gingen Lillian, Grace und Leah hinter der Verkäuferin her in die Hutabteilung. Dort zupfte Leah Lillian am Ärmel. »Ich habe nicht mehr genug Geld für einen Hut«, raunte sie.

»Dann kaufst du halt keinen. Aber probier welche an. Ich möchte wissen, wie du mit Hut aussiehst.«

Leah probierte einige Hüte auf. Obwohl sie sich immer über die geschmückten Hüte der Englischen lustig gemacht hatte, musste sie zugeben, dass einige ihr wirklich gut standen. Vor allem ein blauer Strohhut mit einem Kranz aus kleinen künstlichen Blumen hatte es ihr angetan. Verstohlen sah sie nach dem Preis: zwei Dollar und neunundzwanzig Cents. Das war gar nicht so viel.

»Der ist wunderschön«, sagte Grace begeistert. Sie hatte mittlerweile auch einige Hüte anprobiert und stand jetzt mit einem verwegenen Modell aus grünem Filz mit einer passend eingefärbten Straußenfeder vor dem Spiegel. »Ich nehme diesen. Wenn ich schon mal in Harrisburg bin, muss ich einen Hut kaufen.«

Leah rang mit sich. Wenn sie den Hut kaufte, besaß sie nur noch ein paar Cent, und ihren Lohn bekam sie erst nächste Woche. Sie wandte sich an Lillian. »Weißt du, wie viel der

Eintritt ins Filmtheater kostet?«

Lillian winkte ab. »Zehn Cent.«

Leah betrachtete sich noch einmal im Spiegel. War das wirklich sie, diese junge Frau im eleganten Kostüm mit dem hübschen Hut, der die Farbe ihrer Augen widerspiegelte? Sie lächelte. Ja, das war sie. Sie fühlte sich wohl in diesen Sachen, und sie mochte den Hut. Sie würde ihn kaufen.

Leah und Grace bezahlten. Erleichtert stellte Leah fest, dass nach unten eine ganz normale Treppe führte. Wenn es nach ihr ging, würde sie auch keine Rolltreppe mehr benutzen.

Richard riss die Augen auf, als sie das Café betraten.

»Du meine Güte, Sie sehen hinreißend aus!«

Lillians perlendes Lachen erklang. »Da staunst du. Aber solltet ihr euch jetzt nicht auch duzen? Wir sind doch Freunde.«

Richard lächelte. »Von mir aus gerne. Leah, Grace?«

»Ich habe nichts dagegen«, sagte Grace, und Leah nickte.

Sie verließen das Kaufhaus.

»Das Kino ist nur einen Block weiter«, sagte Richard. »Wir gehen zu Fuß.«

Sie verstaute das Paket mit Leahs altem Kleid in Richards Wagen und machten sich auf den Weg. Nur ein paar Schritte vom prunkvollen Eingang des Kaufhauses saß ein Mann auf dem Boden. Er wirkte verwahrlost und schmutzig. Seine Jacke hatte Löcher an den Ellbogen, unter einer Wollmütze quoll struppiges graues Haar hervor, und sein Bart war ebenso ungepflegt. Vor ihm stand ein kleiner Korb, in dem einige Münzen lagen. Als sie näher kamen, streckte er eine Hand aus. »Eine milde Gabe bitte.«

Lillian beschleunigte ihre Schritte und sah starr geradeaus, doch Leah hielt inne. Warum saß der Mann hier auf der Straße?

»Brauchen Sie Hilfe? Was fehlt Ihnen denn?«

Jetzt erst sah der Mann sie richtig an. Seine Augen weiteten sich überrascht. »Ein bisschen Geld würde schon helfen, Miss.« Seine Stimme war heiser.

Leah tastet nach ihrer Geldbörse. Sie hatte nur noch siebzig Cent, aber wenn der Eintritt zehn Cent kostete, konnte sie dem Mann fünfzig Cent geben.

Richard griff nach ihrem Ellbogen. »Komm weiter«, raunte er ihr zu.

»Gleich.« Sie holte das Fünfzig-Cent-Stück aus ihrer Börse und hielt es dem Mann hin.

»Hier, mehr habe ich nicht.«

Er sah von ihrer Hand auf den Korb vor sich, dann griff er nach der Münze. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, das mehrere Zahnlücken entblößte. »Vergelt's Gott, Miss.«

Grace legte eine Münze in den Korb.

Leah sah Richard an. Wollte er dem Mann nichts geben?

Ein kurzes Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, er holte seine Geldbörse heraus und warf zwei Münzen in den Korb. Dann ging er weiter. Widerstrebend folgte Leah ihm.

»Was ist los mit dem Mann? Warum sitzt er da auf der Erde?«

»Es ist ein Bettler.«

»Ein Bettler?« Bettler kannte sie nur aus der Bibel und aus den Erzählungen ihrer Familie von der großen Hungersnot vor hundert Jahren in Deutschland. Sie blieb stehen und sah sich nach dem Mann um. Er hockte immer noch in der gleichen Haltung dort. Die Menschen gingen hastig an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten.

»Ich wusste nicht, dass es heutzutage noch Bettler gibt. Warum hilft ihm keiner? Die Leute tun so, als sähen sie ihn gar nicht.«

»Sie sind an den Anblick gewöhnt«, sagte Richard. »Es gibt viele Bettler in Harrisburg. Wenn man jedem etwas geben würde, hätte man bald selbst nichts mehr.«

Leah warf Richard einen ungläubigen Blick zu. Er war reich. Sicher konnte er mehr entbehren als die beiden Münzen, die er dem Mann gegeben hatte.

»Es gibt Organisationen, die sich um diese Leute kümmern. Meine Familie spendet jedes Jahr eine Summe an die ›City Rescue Mission‹. Damit ist diesen Menschen mehr geholfen, als wenn ihnen auf der Straße ein paar Münzen gegeben werden.«

»Diese Leute betteln doch nur, um Geld für Schnaps zu bekommen«, sagte Lillian. »Wenn er wollte, könnte er im Obdachlosenheim wohnen. Nur dann müsste er dort auch arbeiten. Kostenlos wird niemand durchgefüttert.«

»Obdachlos? Das heißt, er hat kein Zuhause? Das ist furchtbar!«

Richard blickte sie erstaunt an. »Hast du noch nie einen Bettler gesehen oder von Obdachlosen gehört?«

»Nein. Bei uns gibt es so etwas nicht. Bei uns hat jeder ein Zuhause, und niemand muss betteln.«

»Aber was passiert, wenn jemand kein Geld mehr hat, weil sein Haus abbrennt oder es eine Missernte gibt oder ein Geschäft Pleite macht?«

»Wenn ein Haus abbrennt, kommen alle zusammen und bauen es wieder auf. Solange wohnt die betroffene Familie bei einer anderen. Wenn jemand in Not gerät, wird für ihn gesammelt. Jeder gibt, was er kann.«

Kurze Zeit später erreichten sie das Kino.

In der Eingangshalle kaufte Richard Eintrittskarten für alle. Danach gingen sie durch eine Tür in einen spärlich beleuchteten Saal, in dem auf großen Stufen Stühle standen.

An der Tür stand ein Mann und sah sich die Eintrittskarten an. »Folgen Sie mir bitte.«

Zu Leahs Überraschung führte er sie nicht in die erste Reihe, obwohl da noch alle Plätze frei waren, sondern weiter nach hinten.

Leah setzte sich und nahm ihren neuen Hut auf den Schoß. Rechts neben ihr saß Richard, links von ihr Grace. Lillian hatte auf Richards anderer Seite Platz genommen. Das Theater füllte sich rasch. Um sie herum raschelten Kleider, scharren Schuhe über den Boden, unterhielten sich die Leute. Dann ging das Licht aus, und es wurde still. Der Vorhang öffnete sich, gab den Blick frei auf eine weiße Fläche. Musik erklang. Jetzt erst bemerkte Leah, dass am Rand der Bühne ein Mann vor einem Piano saß und spielte. Licht fiel auf die weiße Fläche, einige dunkle Punkte flimmerten darüber, dann erschien eine Landschaft. Zum Klaviergeklimmer zogen Kühe über eine Weide. Irgendwie hatte sie sich den Film anders vorgestellt. Nach ein paar Minuten war die Vorführung zu Ende. Der Mann an Klavier stand auf und trat vor. »Und nun sehen Sie die Wochenschau.«

Wieder flimmerte es, dann erschien ein Meer, aus dem etwas auftauchte. Leah beugte sich vor. Das musste ein Unterseeboot sein. Sie hatte in den Zeitungen davon gelesen. Völlig gefesselt sah sie zu, wie das Boot größer wurde. Kapitän Nemos Nautilus hatte sie sich zwar anders vorgestellt, trotzdem war es aufregend, so ein U-Boot zu sehen. Der Mann auf der Bühne erzählte etwas von dem Krieg in Europa. Das U-Boot auf der Leinwand wurde von marschierenden Soldaten abgelöst, und dann folgte ein Blick in den Himmel. Flugzeuge! Das waren Flugzeuge. Vor Aufregung biss sie sich auf die Unterlippe. Eines der Flugzeuge vollführte ein haarsträubendes Manöver, es flog eine steile Kurve nach oben, bis sein Dach nach unten zeigte.

»Schade«, sagte sie, als der Film zu Ende war und das Licht anging. »Davon hätte ich gerne mehr gesehen.«

»Davon?« Richard sah sie verwundert an.

»Ja. Ich habe noch nie ein U-Boot gesehen. Jules Verne hat ja eines beschrieben, aber ich habe es mir anders vorgestellt.«

»Jules Verne? Wer ist das?«

Ungläubig zog sie die Augenbrauen hoch. Er wusste nicht, wer Jules Verne war?

»Ein Schriftsteller. Er hat phantastische Romane verfasst. Stell dir vor, er hat viele Erfindungen beschrieben, die es zu seiner Zeit noch gar nicht gab. Unterseebote oder Fluggeräte.«

»Und du hast seine Bücher gelesen?«

»Nicht alle. Er hat sogar eine Reise zum Mond beschrieben.«

Richard lächelte. »Eine belesene Frau. So etwas.«

Sie war nicht sicher, ob das als Kompliment gemeint war, doch bevor sie fragen konnte, ging das Licht wieder aus.

»Jetzt kommt der richtige Film«, raunte er ihr zu.

Der Film spielte in einem Kaufhaus. Die Hauptperson, ein Mann mit Schnurrbart, der einen schlecht sitzenden Anzug und einen seltsamen halbkugelförmigen Hut trug, hatte so allerlei Probleme, unter anderen auch mit der Rolltreppe. Leah verstand nicht wirklich, warum das Publikum seine Missgeschicke komisch fand.

Es war noch hell, als sie das Filmtheater verließen.

»Wollen wir noch eine Kleinigkeit essen?«, fragte Richard.

Leah schüttelte den Kopf. Das Kaufhaus, der Lärm, der Bettler, der Film, das alles war viel gewesen für einen einzigen Tag. Obwohl sie nichts Richtiges getan hatte, fühlte sie sich, als hätte sie stundenlang genäht oder im Garten gearbeitet.

»Ein anderes Mal vielleicht. Ehrlich gesagt, bin ich ein bisschen überwältigt von all dem.« Ihre Handbewegung umfasste den Marketplace, die Läden, die Straßenbahn, die gerade vorbeifuhr.

»Dann bringe ich euch jetzt nach Hause.«

Leah saß neben Richard auf dem Beifahrersitz und betrachtete die vorbeiziehende Landschaft. Den Hut hatte sie auf Lillians Rat hin nicht aufgesetzt, damit er nicht davonflog. Der Wind spielte mit ein paar Haarsträhnen, die sich aus dem Knoten gelöst hatten.

Hinter ihr plauderten Grace und Lillian, doch sie hatte nicht das Bedürfnis zu reden. Ab und zu schaute sie zu Richard. Er hatte ein schönes Profil. Seine Nase war gerade, die Stirn ein wenig nach vorne gewölbt, die Lippen schmal, aber nicht verkniffen. Als spüre er ihren Blick, wandte er den Kopf und lächelte.

Sobald sie Jacobstown erreichten, hatte sie das Gefühl, in eine andere Welt zurückzukehren. Die Häuser waren kleiner, die Straßen enger. Richard hielt vor der Pension, stieg aus und öffnete die Wagentür für Grace.

»Ich steige auch aus«, sagte Leah. »Ich muss noch etwas holen.«

Sie hatte ihre Kapp bei Grace gelassen, und außerdem wollte sie noch mit ihr sprechen.

Galant öffnete er auch ihr die Tür und half ihr beim Aussteigen. Dabei sah er ihr tief in die Augen. »Ich danke für den schönen Tag. Wann kann ich dich wiedersehen?«

Ihr Herz machte einen kleinen Satz. Wie er sie ansah! Sein Blick ging ihr durch und durch. Er weckte irgendetwas in ihrem Inneren, von dem sie bisher nicht gewusst hatte, dass es da war. Sie sah sein Lächeln, seine Lippen und hatte das Bedürfnis, sie zu berühren. Wie sie sich wohl anfühlen würden? Sie wollte ihm nahe sein. Und genau das durfte sie nicht. Sie überschritt eine Grenze, wenn sie sich weiterhin mit ihm traf. Sie sollte ihm sagen, dass sie ihn nicht mehr treffen würde. Jetzt.

»Jederzeit«, sagte sie.

Fünf Minuten später stand sie in Graces Zimmer und starrte sich fassungslos im Spiegel an. Was geschah mit ihr?

»Du bist ganz blass«, sagte Grace. »Geht es dir nicht gut?«

Leah drehte sich zu ihr um. »Hast du gesehen, wie er mich angeschaut hat?«

»Ja, allerdings. Es war nicht der Blick eines Freundes.«

»Ich weiß. Bei uns würde man sagen: Er hat mich angesehen, wie ein Mann eine Frau ansieht. Wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ich weiß, was du meinst.«

Leah schluckte. »Es hat mir gefallen.«

»Na, dann ist doch alles in Ordnung.«

»Nein, eben nicht. Ein amisches Mädchen reagiert nicht auf so einen Blick. Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Die ganze Woche habe ich immer wieder an ihn denken müssen. Ich habe die Stunden gezählt, bis wir uns endlich sehen. Und vorhin habe ich mir vorgestellt, wie es wäre, ihn zu küssen.«

»Was mit dir los ist?« Grace kicherte. »Du hast dich in ihn verliebt, das ist los.«

Stumm starrte Leah sie an, ihr war nicht nach Lachen zumute. Grace hatte recht.

»Warum guckst du so?«, fragte Grace, nun wieder ernst. »Ist es schlimm, dass du dich verliebt hast?«

»Das weißt du doch. Wir dürfen nicht außerhalb unserer Gemeinde heiraten.«

»Du solltest nicht gleich ans Heiraten denken«, sagte Grace vorsichtig. »Richard ist ein gut aussehender Mann und kommt aus einer der reichsten Familien in Pennsylvania. Ich bin zwar sicher, dass er auch in dich verliebt ist, aber ich bin ebenso sicher, dass er nicht an Heiraten denkt. Er hat einen gewissen Ruf, weißt du.«

»Du meinst, er ist ein Frauenheld?«

»Man munkelt es. Ich finde es nicht schlimm, dass du dich in ihn verliebt hast. Er ist sehr charmant. Genieß es einfach, mit ihm auszugehen, aber verlier nicht dein ganzes Herz an ihn.«

Nachdenklich betrachtete Leah sich im Spiegel. Vielleicht sollte sie Graces Rat folgen. Konnte sie weiter mit ihm ausgehen, ohne ihr Herz an ihn zu verlieren, wie Grace es gesagt hatte? Oder war es bereits zu spät?

Sie zog ihre neuen Sachen aus und verwandelte sich von einer eleganten jungen Frau in ein schlichtes amisches Mädchen. Nachdem sie ihr Haar straff zurückgekämmt und die Kapp aufgesetzt hatte, sah sie erneut in den Spiegel. Sie kam sich fremd vor.

»Kann ich meine neuen Sachen bei dir lassen? Ich glaube, Tante Rachel würde sofort anspannen und zu meinem Vater fahren, wenn sie diesen Hut sähe.«

»Natürlich.«

Schlaflos lag sie an diesem Abend im Bett. Morgen war Gemeindesonntag. Sie würde ihre Eltern treffen und hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie ihnen verschweigen würde, dass sie

sich englische Kleidung gekauft hatte und dass sie mit einem Englischen ausging. Auch bei den Amisch kam es vor, dass ein Paar ›miteinander rumsprang‹ und sich dann doch wieder trennte. Niemand verurteilte das. Natürlich ging man immer davon aus, dass die jungen Leute sich in aller Schicklichkeit trafen. War es nicht das Gleiche, wenn sie Richard traf?

11. Kapitel

Am nächsten Morgen wurde sie von Rachels Klopfen an der Tür geweckt. »Aufstehen, Leah, wir müssen bald los.«

Erschrocken fuhr sie hoch. War es schon so spät?

»Ich komme gleich.«

Hastig wusch sie sich, dann zog sie ihr dunkelblaues Kleid an. Mit der Bürste fuhr sie so ruppig durch ihr Haar, dass es weh tat.

Schließlich eilte sie die Treppe hinunter in die Küche, wo Rachel bereits am Frühstückstisch saß.

»Entschuldigung, ich habe schlecht geschlafen.«

Rachel warf ihr einen prüfenden Blick zu, dann senkte sie den Kopf zum Gebet.

Sie waren gerade damit fertig, das Geschirr zu spülen, als Lukas' Buggy vorfuhr. Mattie saß neben ihm.

»Guten Morgen, Mama, guten Morgen, Leah.«

Leah und Rachel kletterten auf den Rücksitz des Wagens. Leah beugte sich vor. »Wie geht es dir, Mattie?«

»Ich habe das Gefühl, ich hätte einen Riesen Kürbis im Bauch. Es wird Zeit, dass das Kind kommt.«

»Naomi soll nach der Gemeeh mal nach dir sehen«, sagte Rachel.

»Ja, daran habe ich auch gedacht.«

Naomi Beiler war seit über zwanzig Jahren die Hebamme der Gemeinde. Sie hatte auch Leah auf die Welt geholfen.

Ihre Eltern waren noch nicht da, als sie auf dem Hof der Lapps ankamen. Ein Glück, so hatte sie ein wenig Zeit, bis sie ihnen gegenübertreten musste. Diesem Gedanken folgte augenblicklich ein schlechtes Gewissen. Trotz all ihrer Überlegungen in der Nacht hatte sie immer noch das Gefühl, etwas Unrechtes zu tun.

Sie blickte sich um. An der Hausecke standen Anna und Martha und winkten ihr. Sie ging hinüber und begrüßte sie. Bildete sie es sich ein, oder starrten sie einige Leute an? Hastig prüfte sie ihr Haar und den Sitz der Kapp. Daran konnte es nicht liegen. Ruth und Selma steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, dabei warfen sie ihr verstohlene Blicke zu. Beide waren siebzehn Jahre alt. Hatten irgendwelche Gerüchte ihren Weg in die Gemeinde gefunden?

Die Ankunft ihrer Familie lenkte Leah ab. Sie lief zur Kutsche und begrüßte ihre Eltern, Deborah und Gideon.

»Nun, wie geht es dir in der Stadt?«, fragte ihr Vater.

»Gut. Die Arbeit im Laden gefällt mir sehr.«

»Kommen viele Englische in den Laden?«

»Ja. Manche sind seltsam. Sie fragen irgendetwas und warten gar nicht auf Antwort, sondern reden gleich weiter. Und sie machen komische Bemerkungen wie: ›Schönes Wetter heute, nicht wahr?‹ Dabei weiß doch jeder, wie das Wetter ist.«

Sie sprach zu schnell, doch es fiel wohl nicht auf. Gideon und Deborah lachten über ihre Worte.

»Und was machst du in deiner Freizeit?«, fragte ihr Vater weiter. Es war fast wie bei einem Verhör.

»Ich treffe mich oft mit Grace. Wir sitzen in ihrem Zimmer und reden, oder wir gehen ins Café. Gestern waren wir in einem Filmtheater in Harrisburg.«

Er würde es ohnehin von Tante Rachel erfahren, dann konnte sie es ihm auch selbst erzählen.

»In einem Filmtheater?«, riefen Gideon und Deborah gleichzeitig. »Wie war es?«

»Seltsam. Man kann ja nicht hören, was die Leute im Film sagen. Manches habe ich nicht verstanden. Am besten hat mir eigentlich die Wochenschau vorher gefallen. Da wurde berichtet, was es in Amerika Neues gibt, und auch über den Krieg in Europa. Sie haben diese Flugmaschinen gezeigt. Aber ehrlich gesagt, hatte ich es mir anders vorgestellt. Aufregender, schöner. Mir reicht ein Besuch dort.«

Gideon folgte ihrem Bericht mit leuchtenden Augen, ihr Vater mit gerunzelter Stirn. Erst bei ihrem letzten Satz glätteten sich seine Gesichtszüge.

»Ja, das ist wohl bei vielen Erfindungen der Engländer so. Wenn man sie einmal gesehen oder benutzt hat, stellt man fest, dass man sie nicht braucht. Wie seid ihr denn nach Harrisburg gekommen?«

»Freunde von Grace haben uns in ihrem Automobil mitgenommen. Geschwister. Lillian und Richard Bellamy.« Das war nur ein kleines bisschen gelogen.

»Und wie ist es, in einem Automobil zu fahren?«, fragte nun Deborah.

»Laut und windig. Man kommt schnell voran, aber im Buggy ist es bequemer.« Das entsprach der Wahrheit. Das Klappern der Pferdehufe auf der Straße war angenehmer als das Rattern eines Motors.

Gideon zog ein Gesicht. »Das sagst du nur, weil du uns es verleiden willst.«

»Nein«, widersprach Deborah streng. »Samuel hat mir erzählt, dass Joshua sich ganz ähnlich geäußert hat.«

Gideon verdrehte die Augen. »Ich weiß, was Joshua gesagt hat. Ich würde es trotzdem gerne ausprobieren.«

»Das kannst du doch auch, wenn du deine Rumspringa hast«, sagte Leah.

Unverändert mürrisch schob Gideon die Unterlippe vor. »Das dauert noch mindestens zwei Jahre.«

Ihre Mutter unterbrach das Gespräch. »Wir sollten jetzt hineingehen.«

Leah und Deborah folgten ihrer Mutter in die Scheune der Lapps. Sie setzten sich auf die Bank neben Rachel und Mattie.

Wie üblich sprach der Bischof die Begrüßungsformel. Danach stellte er einen Gastprediger, Joseph Kuhns, vor.

»Bruder Joseph ist aus Lancaster zu uns gekommen, er wird heute die Hauptpredigt halten.«

Er nickte einem kräftigen Mann zu, dessen brauner Bart von grauen Strähnen durchzogen war.

Die kurze Anfangspredigt hielt der Gemeindediener, Caleb Beiler. Seine Stimme schwebte in einem monotonen Singsang durch die Scheune. Er sprach davon, alle Untugenden zu fliehen, als da wären Hochmut und Kleiderpracht und ...

Leahs Gedanken schweiften ab, während Caleb noch weitere Untugenden aufzählte. Nächste Woche würde sie Richard wiedersehen. Er hatte nicht gesagt, was sie unternehmen würden. Vielleicht wieder ins Café gehen? Was sollte sie tun, wenn er wieder mit ihr irgendwo hinfahren wollte? Mit ihm alleine zu sein, verstieß eindeutig gegen die Ordnung.

Ihre Mutter stieß sie leicht an. Leah fuhr auf. Um sie herum ließen sich bereits alle zum Gebet nieder. Rasch stand sie auf und sank auf die Knie. Nach dem Gebet wurde gesungen. Die getragenen Töne von »Lebt friedsam« erklangen. Leah sang laut, sie mochte das Lied.

Dann stand Joseph Kuhns auf. Hoffentlich predigte er nicht so langweilig wie Caleb, sonst würde sie einschlafen.

Doch Joseph war ein guter Prediger. Trotzdem wanderten Leahs Gedanken immer wieder zu Richard. Grace hatte recht, sie war in ihn verliebt. Sonst würde sie nicht immer an ihn denken müssen. Aber daraus konnte nur Schlechtes entstehen. Wenn er wirklich ein Frauenheld war und sie nur umgarnen wollte, würde sie leiden. Und wenn er sie ebenfalls liebte, dann konnte sie nur mit ihm zusammen sein, wenn sie ihre Familie, ihre Gemeinde und ihren Glauben hinter sich ließ.

Sie fuhr zusammen, als Joseph die Stimme hob:

»Jesus spricht: Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer eine Frau ansieht, sie zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Wenn dich aber dein rechtes Auge verführt, so reiße es aus und wirf's von dir. Es ist besser für dich, dass eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.«

War das die Lösung? Sich das Auge, das sie verführte, auszureißen? Alle Wege zu Richard abzuschneiden, damit sie nicht mehr in Versuchung geführt wurde? Das hieße heimzukehren. Zurück auf den Mühlenhof. Irgendwann würde sie Richard vergessen und einen Mann aus

der Gemeinde heiraten. Je länger sie darüber nachdachte, desto richtiger schien es ihr. Doch dann fiel ihr ein, dass sie ihrer Tante versprochen hatte zu bleiben, bis Mattie ihr Kind bekommen hatte und wieder im Laden helfen konnte. Sie senkte den Kopf und bat im stillen Gott um Rat.

Nach dem Schlussgebet verkündete Bischof Zook wie immer die Neuigkeiten aus der Gemeinde. Christian und Elisabeth Kauffmann hatten vor zwei Tagen einen Sohn bekommen. Sarah Troyer, die Lehrerin, brauchte Hilfe. Ihr Pferd lahnte, sie suchte jemanden, der sie morgens vor dem Schulbeginn in die Schule brachte. Und dann verkündete er, dass Martin Wyse und Lydia Kurtz bei der nächsten Gemeeh getraut werden würden. Ein Raunen ging durch die Gemeinde, viele Köpfe drehten sich zu den Genannten. Lydia senkte den Blick, ihre Wangen waren dunkelrot. Auch Martin sah aus, als würde er am liebsten im Boden versinken. Und jeder wusste warum. Amische Hochzeiten fanden nie an Gemeindesonntagen statt. Es sei denn, es pressierte. Das bedeutete, sie hatten das Bett geteilt, und jetzt erwartete Lydia ein Kind. Lydia und Martin taten Leah leid. Aber immerhin bekamen sie einander, und die übereilte Hochzeit würde bald vergessen sein.

In der Pause zwischen Gemeeh und Liebesmahl kam Samuel zu ihnen herüber, gefolgt von Joshua.

Deborah strahlte Samuel an. Er begrüßte artig zunächst ihre Eltern, bevor er Deborah guten Tag sagte.

Joshua lächelte Leah an. »Schön dich zu sehen.«

Sie versuchte, sein Lächeln zu erwidern, doch es gelang ihr nicht. »Hallo Joshua.«

Er wechselte ein paar Worte mit ihrem Vater und wandte sich dann wieder an sie. »Und, warst du schon in der Bibliothek?«

An die Bibliothek hatte sie gar nicht mehr gedacht. Dabei hatte sie sich fest vorgenommen hinzugehen. Es schien, als ob die Gedanken an Richard alles andere aus ihrem Kopf verdrängt hatten.

»Nein, noch nicht«, gab sie verlegen zu.

»Ich fahre nächste Woche hin. Vielleicht treffen wir uns dort.«

»Ja, vielleicht.«

Sein Blick wurde forschend. »Geht es dir gut?«

»Nein«, antwortete sie leise. »Nicht besonders.«

Wie schon bei ihrem ersten Gespräch ging er wie zufällig ein paar Schritte von ihrer Familie fort. Sie folgte ihm.

»Möchtest du darüber reden?«

Nein, wollte sie sagen, doch plötzlich hatte sie das dringende Bedürfnis, ihm ihr Herz auszuschütten, obwohl sie ihn kaum kannte. Oder vielleicht gerade deswegen?

»Ich habe mich verliebt.«

»In einen Englischen?«

Sie nickte. »Ich weiß, es ist falsch«, sagte sie schnell. »Ich sollte ihn nie wieder sehen. Vielleicht sollte ich nach Hause kommen.«

»Jetzt schon?«

»Ich weiß nicht, was ich sonst tun soll. In der Stadt wird er mir immer wieder begegnen, aber wenn ich hier bin und mich taufen lasse, dann darf ich ihn nicht mehr treffen.«

Langsam schüttelte er den Kopf. »Das ist kein guter Grund. Die Taufe ist eine Entscheidung für unseren Glauben und unsere Art zu leben. Sie ist keine Flucht.«

»Eine Flucht?«

»Ja. Du willst dich taufen lassen, weil du Angst hast, nicht stark genug zu sein. Aber davonlaufen hilft nichts. Denn dann wirst du immer an ihn denken und dir ausmalen, wie es hätte werden können. In deiner Erinnerung wird er die große Liebe, die du nicht haben durftest. Nimm dir mehr Zeit. Lerne ihn besser kennen. Vielleicht ist er gar nicht so wunderbar, wie du jetzt glaubst.«

»Und wenn doch?«

»Wenn du einen Englischen so lieben kannst, dann ist die amische Lebensweise vielleicht nicht die richtige für dich. Darüber musst du dir dann klar werden. Nur glaube ich, dass es jetzt dafür zu früh ist. Wie lange bist du fort?«

»Fünf Wochen.«

»Das ist nicht lange. Darf ich fragen, wer er ist?«

»Richard Bellamy.«

Überrascht hob Joshua die Brauen. »Der Sohn von Henry Bellamy, dem Inhaber der Bell-Steel-Company?«

»Ja. Kennst du ihn?«

»Nicht persönlich, aber wenn man in Harrisburg lebt, begegnet einem der Name Bellamy ziemlich oft. Was macht er denn in Jacobstown?«

»Seine Eltern haben ein paar Meilen nördlich ein Haus. Er und seine Schwester verbringen ihre Ferien dort.«

»Ah.« Ein flüchtiges Lächeln zuckte über sein Gesicht. Täuschte sie sich, oder stand auch Spott darin? »Die Ferien.«

»Joshua!« Ruben, sein Vater, winkte. »Komm doch mal rüber, Moses möchte mit dir über ein neues Dachwägle sprechen.«

Joshua nickte ihr zu. »Bis später vielleicht.«

Leah kehrte zu ihrer Mutter zurück. Ihr Vater und Gideon waren schon in der Scheune. Deborah trug den Kuchen, den sie für das Liebesmahl gebacken hatte, dorthin.

Ihre Mutter lächelte. »Du verstehst dich gut mit Joshua.«

»Er ist wirklich nett. Ich weiß noch, dass er mich früher immer gehänselt hat.«

»Ja, aus Kindern werden Leute. Joshua ist sehr erwachsen geworden. Und fleißig. Er wird bestimmt ein so guter Stellmacher wie sein Onkel.« Sie machte eine kurze Pause. »Er wird sich bald taufen lassen und sich dann eine Frau suchen. Vielleicht solltest du bald heimkommen ...«

»Mama, so denke ich nicht an ihn. Wir unterhalten uns einfach nur.«

Ihre Mutter seufzte. »Du bist jetzt fünf Wochen fort.«

»Ja, und ich werde bestimmt noch sechs Wochen bleiben. Ich habe Tante Rachel versprochen, dass ich bleibe, bis Mattie wieder aushelfen kann.«

Als Leah die Scheune betrat, zupfte Johanna Graber sie am Ärmel. »Komm, setz dich zu uns.« Sie wies auf eine Bank, auf der schon Anna und Martha saßen und ihr erwartungsvoll entgegenblickten.

Leah setzte sich und senkte den Kopf zum Gebet. Danach wurden Töpfe und Schüsseln herumgereicht.

»Und, wie ist es bei den Englischen?«, fragte Martha und schöpfte sich Rübenschnitzel auf den Teller.

»Ich wohne ja nicht bei den Englischen, sondern bei meiner Tante Rachel.«

»Aber du triffst doch welche.«

»Ja, in ihrem Laden kaufen viele Englische ein, und ab und zu bin ich bei meiner Freundin Grace.«

Während der Mahlzeit beantwortete sie bereitwillig die Fragen der Mädchen, doch sie erwähnte weder Richard noch Lillian, nur, dass sie in Harrisburg in einem Lichtspielthater gewesen war. Und sie erzählte, dass sie bei Grace englische Kleidung anprobiert und wie sie sich gefühlt hatte.

»Ich darf im Oktober zu meinen Verwandten nach Ohio«, verkündete Anna begeistert. »Mein Vater hat es mir erlaubt.«

»Oh, du hast es gut.« Martha seufzte. »Ich würde so gerne mal etwas anderes sehen als Jacobstown.«

Als Leah nach dem Essen half, das Geschirr abzutragen, sah sie ihren Vater und Tante Rachel beieinanderstehen und reden. Kurz danach rief ihr Vater sie zu sich.

»Rachel ist sehr zufrieden mit dir«, sagte er. »Du bist fleißig und machst deine Arbeit gut. Sie meint, dass du viel Zeit bei den Halseys verbringst.«

»Grace ist meine Freundin und außerdem das einzige Mädchen in meinem Alter, das ich in der Stadt kenne.«

»Nun, solange deine Arbeit nicht darunter leidet, ist nichts dagegen zu sagen, dass du dich mit ihr triffst. Rachel erwähnte noch eine Lillian und einen Richard?«

»Das sind Freunde von Grace. Mit ihnen sind wir nach Harrisburg gefahren. In das Lichtspieltheater.«

»Ach ja, das hattest du erzählt. Das gehört wohl dazu, wenn man rumspringt.« Er lächelte sie an, und sofort schlug ihr Gewissen, weil sie ihm nicht alles erzählt hatte.

Ihre Mutter schaltete sich ein. »Vielleicht möchtest du heute zum Singen bleiben? Dein Vater oder Gideon würden dich anschließend in die Stadt fahren.«

Leah unterdrückte ein Lächeln. Ihre Mutter hoffte wohl, dass sie an Joshua oder einem der anderen jungen Männer Gefallen fand.

»Das ist sehr nett, aber ich möchte lieber gleich mit Tante Rachel fahren.«

Sie verabschiedete sich von ihrer Familie und winkte ihren Freundinnen. Kurz bevor sie in den Wagen stieg, fiel ihr Blick auf Joshua, der sie beobachtete. Er nickte ihr ermutigend zu. Dankbar lächelte sie ihn an.

12. Kapitel

Am Montag stürzte Lukas in den Laden, als Rachel die Tür aufschloss. »Mattie hat Wehen. Kannst du kommen? Ich hole Naomi.«

»Ich komme.« Rachel lief ins Haus und kam mit ihrem Umhang wieder. »Du kommst zurecht, Leah?«

»Ja. Alles Gute für Mattie und das Bobbli.«

Es war ein ruhiger Tag mit wenig Kunden. Leah staubte die Regale ab, dekorierte die Auslage neu und hing ihren Gedanken nach. Richard hatte gesagt, er würde sich bei ihr melden. Heute wäre eine gute Gelegenheit für ihn vorbeizukommen.

Tatsächlich hörte sie einige Zeit später das Rattern eines Motors. Sie lief zur Tür und öffnete sie. Doch der Wagen, der um die Ecke bog, war nicht Richards. Wie dumm von ihr, auf ihn zu hoffen. Er konnte ja nicht wissen, dass sie heute alleine hier war.

Um die Mittagszeit schloss sie die Ladentür ab. Wie es Mattie wohl ging? Ob sie ihr Kind schon bekommen hatte?

Auf dem Herd stand ein Topf mit der Suppe vom Abend vorher, aber sie hatte keine Lust, sie aufzuwärmen. Stattdessen aß sie eine Scheibe Brot mit Butter. Bis sie den Laden wieder öffnen musste, hatte sie noch über eine Stunde Zeit.

Sie entschied kurzerhand, in die Bücherei zu gehen. Grace hatte ihr gesagt, wo sie sich befand. Leah schloss den Laden ab, zog ihren Mantel an und machte sich auf den Weg.

Als sie die Tür zur Bücherei öffnete, war es, als würde sie eine andere Welt betreten. Der Raum war voll mit Bücherregalen, die vom Boden fast bis zur Decke reichten. Es roch seltsam, nach Holz, doch da war noch ein anderer Geruch. Das mussten die Bücher sein. Gegenüber des Eingangs saß eine Frau hinter einem Tisch und blickte ihr entgegen. Am Fenster saß ein Mann und schrieb aus einem Buch ab, an einem anderen Tisch las einer Zeitung. Irgendwo hinter den Regalen unterhielt sich jemand im Flüsterton. Leah ging zu der Frau, wobei sie sich unwillkürlich bemühte, leise aufzutreten und ihre Stimme zu senken. »Guten Tag. Ich möchte Bücher ausleihen.«

Um die Lippen der Frau zuckte ein Lächeln. »Guten Tag, Miss. Sie waren noch nicht hier?«

Leah schüttelte den Kopf.

»Dann stelle ich Ihnen einen Ausweis aus.« Sie nahm eine Karte, fragte nach Leahs Namen, ihrem Wohnort und trug alles ein. »Sie können drei Bücher auf einmal ausleihen. Nach vier Wochen müssen Sie sie zurückgeben. In diesem Raum finden Sie Romane, in dem dahinter Sachbücher. Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich ruhig an mich oder an meine Kollegin.«

»Danke.« Leah nahm die Karte und sah sich um. Wie viele Bücher es hier gab! Sie ging von einem Regal zum anderen und ließ den Blick über die Reihen der Buchrücken schweifen. Die Masse überwältigte sie. Wie sollte sie sich hier zurechtfinden?

»Kann ich Ihnen helfen?« Eine junge Frau lächelte sie an. »Ich bin Dorothy. Sie sind das erste Mal hier, nicht wahr?«

»Ja.«

»Was suchen Sie denn?«

Leah hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Ich war noch nie in einer Bibliothek.«

»Was lesen Sie denn gerne?«

»Ich habe ›Stolz und Vorurteil‹ gelesen und ›Anne auf Green Gables‹ und ›Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer‹.«

»Von Jane Austen haben wir alles hier im ersten Regal. Vielleicht gefällt ihnen ›Emma‹, es ist ihr bekanntestes Buch. Jules Verne steht ganz hinten. Wenn sie gerne abenteuerliche Romane lesen, mögen Sie vielleicht auch diesen Schriftsteller aus San Francisco, Jack London.«

Nach Abenteuer war Leah weniger zumute. Sie bedankte sich und holte »Emma« aus dem Regal. Dann schlenderte sie durch die Reihen und fand schließlich noch zwei weitere Bücher, deren Titel interessant klangen. Damit hatte sie erst einmal genug Lesestoff.

Rachel kam erst am Abend wieder, als Leah den Laden schon geschlossen hatte. Sie wirkte erschöpft, aber glücklich.

»Mattie hat einen Jungen. Es war eine schwere Geburt, aber es geht ihr jetzt gut. Ich packe nur ein paar Sachen und fahre wieder zu ihr. Wenn du nicht alleine hierbleiben willst, kannst du mitkommen.«

»Dann müsste Lukas mich morgen früh wieder hierherfahren. Es macht mir nichts aus, alleine zu bleiben. Grüß Mattie von mir.«

»Das mache ich. Morgen im Laufe des Tages komme ich wieder. Dann kümmert sich Elisabeth um Mattie.«

Rachel war nur am Dienstag im Laden, am Mittwoch fuhr sie wieder zu ihrer Tochter.

Am Donnerstag bediente Leah gerade Sarah Troyer, die amische Lehrerin der Schule, als Lillian den Laden betrat.

»Hallo Leah«, rief sie fröhlich.

Sarah wandte sich um. Bei Lillians Anblick zog sie die Augenbrauen hoch. Wie immer war Lillian extravagant gekleidet. Zu einem grünen Kostüm mit einem riesigen weiß gestreiften Kragen trug sie einen Hut, der eher wie ein Schiff auf ihrem Kopf thronte und mit einer langen schmalen Feder geschmückt war.

»Guten Tag, Lillian«, begrüßte Leah sie und wandte sich dann wieder zu Sarah. »Brauchst du sonst noch etwas?«

»Nein«, antwortete sie gedehnt und sah von ihr zu Lillian. Ihr Gesicht war eine einzige Frage.

Leah lächelte verbindlich. Hoffentlich hielt Lillian den Mund, bis Sarah gegangen war. Sarah packte ihre Waren in ihren Korb und legte eine Dollarnote auf den Tisch. Leah zählte das Wechselgeld aus der Kasse.

Sarah verabschiedete sich und ging zur Tür, wobei sie das rechte Bein nachzog. Lillian schaute ungeniert auf ihre Füße. Sarahs rechter Schuh hatte eine viel dickere Sohle als der linke.

Plötzlich fühlte Leah sich sehr beschämt. Ihr selbst fiel es schon gar nicht mehr auf, dass Sarah hinkte und einen besonderen Schuh trug. Bestimmt bemerkte auch Sarah, wie Lillian sie anstarrte, doch sie ignorierte es.

»Na, dagegen sind deine alten Schuhe geradezu elegant«, sagte Lillian, als Sarah den Laden verlassen hatte.

Erbost funkelte Leah sie an. »Haben deine Eltern dir keine Manieren beigebracht? Diese Bemerkung ist geschmacklos. Und wie du sie begaffst hast, war peinlich.«

»Warum so heftig? Sie ist es doch sicher gewöhnt, angestarrt zu werden.«

»Das ist sie nicht. Bei uns gafft sie keiner an. Sie ist Lehrerin, und ihre Schüler mögen und respektieren sie.«

Lillian zuckte mit den Schultern. »Entschuldige. Ich hab's ja nicht böse gemeint.«

Wie oberflächlich sie war. Eine dahingesagte Entschuldigung, und damit war für sie wohl alles wieder gut. Dass sie Sarah mit ihrem Verhalten verletzt haben könnte, kam ihr nicht in den Sinn.

»Sie hatte Kinderlähmung, als sie sechs Jahre alt war. Deshalb muss sie spezielle Schuhe tragen.«

»Das ist schlimm«, sagte Lillian, doch in ihrer Stimme lag keine Anteilnahme. »Aber willst du nicht wissen, warum ich hier bin?«

»Warum?«, fragte Leah pflichtschuldig.

»Zunächst soll ich dir Grüße von Richard ausrichten. Er musste überraschend nach Harrisburg.«

Deshalb hatte sie nichts von ihm gehört.

»Aber am Samstagnachmittag geben wir einen kleinen Empfang in unserem Haus hier, und Richard hat mich gebeten, dich einzuladen.«

»Einen Empfang?«

»Na ja, es kommen einfach ein paar Freunde, nichts Besonderes. Ich könnte dich abholen.«

Leah dachte nach. Samstagnachmittag hatte sie frei, und ein Treffen mit Freunden war so unverfänglich, dass sie es sogar ihrer Tante erzählen konnte.

»Vielen Dank für die Einladung. Ich komme gerne.«

13. Kapitel

Leah hatte Lillian gesagt, dass sie sich an der Straßenecke treffen würden. Nicht weil sie ihrer Tante nicht erzählen wollte, dass Lillian sie abholte, sondern weil sie sich vorher bei Grace umziehen wollte.

Sie kam sich etwas albern vor, als sie in ihrer amischen Kleidung zur Pension lief und kurze Zeit später im Kostüm wieder zurück. Zumal Tante Rachel gar nicht zu Hause war, sondern bei Mattie.

Immerhin musste sie nicht lange warten, Lillian kam pünktlich mit einem knallroten Zweisitzer vorgefahren.

»Ist der neu?«, fragte Leah, als sie eingestiegen war.

»Meine Eltern haben ihn mir vor zwei Monaten zum Geburtstag geschenkt, aber er war jetzt erst lieferbar. Ist er nicht schick?« Sie strich mit der Hand über das Lenkrad. Dann fuhr sie los.

Vor dem Haus der Bellamys standen zwei Automobile, Richards und ein anderes. Obwohl es noch hell war, waren die Fenster erleuchtet. Lillian parkte den Wagen, stellte den Motor ab und stieg aus. Leah folgte ihr.

Kaum hatten sie die Hautür erreicht, wurde sie von innen geöffnet. Der Butler verneigte sich kurz vor ihnen. »Guten Tag, die Damen. Darf ich Ihnen die Jacken abnehmen?«

»Danke, William.« Lillian drehte ihm den Rücken zu und ließ ihre weite Wolljacke lässig von den Schultern gleiten. Darunter trug sie ein Kleid aus aprikosenfarbener Seide mit blauen Stickereien und einem weißen Spitzenkragen. Plötzlich erschienen Leah ihr Kostüm und die gestreifte Bluse sehr schlicht. Rasch zog sie die Jacke aus und gab sie dem Butler. Die Tür zum Salon war geöffnet, Musik und Stimmen drangen heraus.

Richard lehnte an einer Kommode, auf der mehrere Flaschen und verschieden geformte Gläser standen. Außer ihm waren noch drei Männer und drei Frauen anwesend.

»Hier sind wir!«, rief Lillian.

Das Gespräch verstummte, alle drehten sich um.

»Das ist Leah Hochleitner«, sagte Lillian und stolperte über ihren Familiennamen.

Keine der anderen Frauen trug Rock und Bluse. Ihre Kleider waren genauso elegant wie Lillians. Sie musterten Leah, und eine der Frauen, eine schwarzhaarige Schönheit in einem hellblauen, spitzenverziertem Kleid, hob eine Augenbraue.

Leah trat einen Schritt zurück. Offensichtlich war sie hier falsch. Gegen die Kleider der Frauen war ihr Kostüm zu schlicht. Sie sollte gehen.

Lillian merkte nichts von ihrer Verlegenheit, sondern stellte die Frauen vor. »Leah, das Mädchen in Blau ist Isabel, und neben ihr steht meine Cousine Rose, und dort am Klavier, das ist Margaret.« Jetzt erst drehte sie sich zu Leah um. »Warum stehst du denn noch in der

Tür? Komm rein!«

Richard lächelte ihnen zu. »Hallo ihr zwei. Möchtet ihr etwas trinken? Ich kann euch Cocktails mixen.«

»O ja, gerne«, sagte Lillian. »Ich nehme einen Singapore Sling und du?«

Leah hatte keine Ahnung, was Cocktails waren und welche Sorten es gab. Aber bestimmt enthielten sie Alkohol, und sie hatte das Gefühl, es sei besser, einen klaren Kopf zu behalten.

»Ich hätte gerne ein Glas Wasser.«

»Wasser?« Einer der jungen Männer kam auf sie zu. »Wasser ist für Pferde.« Trotz seiner unhöflichen Worte neigte er den Kopf vor ihr. »Ich bin Edward Newbold. Ich freue mich, dich kennenzulernen, Leah.« Er schenkte ihr ein gewinnenendes Lächeln. Unwillkürlich erwiderte sie es. Offensichtlich hatte er sie nicht beleidigen wollen, sondern hatte nur einen Scherz gemacht.

»Ich freue mich auch, dich kennenzulernen.«

»Möchtest du eine Limonade?«, fragte Richard und kam nun ebenfalls zu ihr. »Schön, dass du da bist«, sagte er leise.

»Ich nehme gerne eine Limonade.«

»William, bringen Sie Miss Leah ein Glas Limonade«, rief Richard aufs Geratewohl in den Hausflur.

»Sehr wohl, Sir«, kam die Antwort von draußen.

»Komm.« Richard fasste ihren Ellbogen. »Ich stelle dir meine Freunde vor.« Er führte sie zu den anderen Männern, die mit den Frauen am Kamin standen. »Edward hat sich schon vorgestellt. Er studiert in Havard und wird einmal ein erfolgreicher Anwalt. Das dort ist Denis, unser Streber. Er ist schon fertig mit seinem Studium und ist jetzt Arzt. Neben ihm steht Roger. Die Damen hat dir Lillian schon vorgestellt.«

Etwas verlegen lächelte Leah in die Runde. »Ich freue mich, Sie kennenzulernen.«

Alle erwiderten ihr Lächeln, allerdings wirkte Isabels eher spöttisch als freundlich. Richard ging zur Kommode, um Lillians Cocktail zu mixen, und ließ sie ratlos zurück. Sie war es nicht gewohnt, im Mittelpunkt zu stehen, und diese Leute sahen sie so erwartungsvoll an. Zum Glück kam in diesem Moment der Butler mit einem kleinen Tablett, auf dem ein Glas stand. »Ihre Limonade, Ma'am.«

»Danke.« Sie nippte an ihrem Glas. Über was sollte sie mit diesen Leute reden?

Rose erlöste sie. »Woher kennt ihr euch, du und Lillian?«

»Wir haben uns in Jacobstown im Bingham Café getroffen. Ich war mit einer Freundin dort.«

»Richard wollte tanzen gehen«, schaltete sich Lillian ein. »Und das Bingham Café ist das einzige Lokal in diesem elenden Ort, wo man tanzen kann.«

»Lebst du in Jacobstown?«, fragte Isabel.

»Nur vorübergehend. Eigentlich wohne ich auf dem Mühlenhof, südlich der Stadt, aber zurzeit helfe ich meiner Tante in ihrem Laden.«

»Du bist Verkäuferin?«

So wie Isabel das Wort aussprach, hätte sie auch fragen können, ob sie Bettlerin oder Diebin sei.

»Nicht von Beruf. Wie gesagt, ich helfe aus.«

»Und was macht dein Vater?«, fragte Roger.

Verwundert sah Leah ihn an. Was hatte ihr Vater damit zu tun?

»Ihm gehört die Sägemühle vor der Stadt.«

»Ah, das ist bestimmt lukrativ. Es wird ja gerade so viel gebaut.«

»Er kann nicht klagen. Kommt ihr alle aus Harrisburg?«

»Fast alle«, sagte Richard, der sich wieder zu ihnen gesellt hatte. »Nur Denis ist kürzlich nach Jacobstown gezogen.«

»Ich arbeite bei Dr. Mitchell«, sagte Denis lächelnd. »Wenn er sich zur Ruhe setzt, werde ich seine Praxis übernehmen.«

»Und was verkauft deine Tante?«, fragte Margaret.

»Alles Mögliche. Handgeflochtene Körbe, Kerzen, Quilts, aber auch Käse und Wurst von den Farmen.«

»Ah, ich glaube, ich kenne den Laden« sagte Denis. »Das ist der Amisch-Laden in der Willow Street.«

»Amisch?« Margaret verzog spöttisch den Mund. »Sind das nicht diese langweiligen Puritaner, die sich alle gleich anziehen und noch so leben wie im Mittelalter? Ist deine Tante eine von denen?«

Betretenes Schweigen folgte, alle starrten sie an. Eine Hitzewelle flutete über Leah hinweg. Sie hob das Kinn.

»Ich gehöre auch zu diesen *langweiligen Puritanern*.« Zu ihrer Überraschung verriet ihre Stimme nichts von ihrem Zorn. Sie blickte in die Runde. Lillian wirkte amüsiert, Margaret schockiert, Rose erstaunt, Isabel lächelte boshaft. Richard schien ein wenig verlegen, und Edward war sichtlich peinlich berührt.

»Oh!« Margaret riss die Augen auf. »Du bist amisch? Du siehst gar nicht so aus.«

»Ich bin noch nicht getauft.«

»So«, sagte Margaret, die offensichtlich mit dieser Aussage nichts anfangen konnte. »Ja,

dann.«

»Wir entscheiden uns erst als Erwachsene, ob wir den amischen Glauben annehmen«, erklärte Leah. »Und vorher sehen wir uns in der Welt um.«

»Und das tust du jetzt?« Denis wirkte ehrlich interessiert. »Dich in der Welt umschauen?«

»Ja.«

»Und gefällt dir, was du siehst?«

»Das meiste schon.«

»Das meiste?«, warf Rose ein. »Was gefällt dir denn nicht?«

»Dass es Menschen gibt, die auf der Straße leben und Betteln müssen.«

»Du meinst den Obdachlosen, den wir in Harrisburg gesehen haben«, sagte Richard.

Margaret schnaubte. »Die? Die sind doch selbst dran schuld. Sollen sie arbeiten, dann hätten sie auch Geld für eine Wohnung und müssten nicht Betteln.«

»So einfach ist das nicht«, widersprach Denis. »Es gibt nicht genug Arbeitsstellen für alle, und viele Unternehmen kündigen die Leute, wenn sie älter werden und nicht mehr so hart arbeiten können.« Während er sprach, warf er Richard einen seltsamen Blick zu.

»Ja, das ist ein Problem. Doch man kann von den Unternehmen auch nicht erwarten, dass sie arbeitsunfähigen Leuten weiterhin Lohn bezahlen. Bell-Steel zahlt jedem Mitarbeiter, der nicht mehr arbeiten kann, eine kleine Summe aus. Das macht sonst fast keiner.«

»Armut gibt es leider überall« sagte Rose. »Viele sind auch Witwen mit Kindern. Gibt es das bei den Amisch nicht?«

Leah schüttelte den Kopf. »Nein. Bei uns muss niemand auf der Straße leben und Betteln.«

»Aber was passiert denn, wenn zum Beispiel ein Mann stirbt und Frau und Kinder hinterlässt?«

»Dann kümmern sich die Angehörigen um sie und ihre Kinder. Sie bringen ihr Essen und helfen ihr bei der Arbeit.«

»Und wenn die Angehörigen selbst arm sind oder wenn es keine gibt?«

»Angehörige gibt es immer. Es ziehen nur selten Familien fort. Aber auch wenn es niemanden gibt oder sie arm sind, muss niemand Betteln. Wir haben einen Armendiener, der nach jedem Gottesdienst Geld für Bedürftige sammelt. Jeder gibt, was er entbehren kann.«

»Und da kommt genug zusammen?«, fragte Isabel.

Leah musterte sie. Ihr elegantes Seidenkleid, die mit Spangen verzierten Schuhe, die doppelreihige Perlenkette um ihren Hals. Mit dem Geld, das sie dafür ausgegeben hatte, konnte man sicher eine Familie einige Monate lang ernähren. Sie verkiff sich diese Worte. »Da wir sehr einfach leben und keinen Wert auf teure Kleidung oder anderen Luxus legen,

kommt immer genug zusammen.«

Nachdenkliches Schweigen folgte auf ihre Worte. Isabel spielte mit ihren Perlen.

»Ihr haltet zusammen, das gefällt mir«, sagte Denis und lächelte sie an. »Ich habe auch schon erlebt, dass gesammelt wurde, um medizinische Behandlung zu bezahlen. Dr. Mitchell hat auch amische Patienten. Was gefällt dir noch nicht in unserer Welt?«

»Die Oberflächlichkeit. Es wird geredet, nur um des Redens willen.«

Richard lachte. »Fragen wir doch mal anders: Was gefällt dir in unserer Welt?«

»Ich mag Autos. Und Telefone, die finde ich sehr praktisch. Ich mag Musik.« Leah deutete auf das Grammophon auf dem Schrank.

»Ah. Dann machen wir doch Musik.« Richard ging zum Grammophon und legte eine Schallplatte auf.

Das Gespräch wendete sich anderen Themen zu. Richard mixte Drinks, der Butler brachte ein Tablett mit kleinen belegten Broten und Pastetchen, die man mit einem Bissen essen konnte. Im Hintergrund dudelte die Musik.

Irgendwann sprach jemand den Krieg in Europa an. Es entspann sich eine Diskussion, ob die Staaten neutral bleiben sollten.

Edward wandte sich an Leah. »Was werdet ihr Amischleute tun, wenn die USA in den Krieg eintreten?«

Verwundert sah Leah ihn an. »Was haben wir mit dem Krieg in Europa zu tun?«

»Nun, ihr seid doch bestimmt für den Kaiser. Und im Falle eines Kriegseintritts der USA müssten eure Männer gegen den Kaiser kämpfen.«

»Wir sind nicht für den Kaiser. Warum sollten wir? Er hat mit uns nichts zu tun. Und abgesehen davon kämpfen wir nicht. Das ist gegen Gottes Gebot.«

»Aber ihr seid doch Deutsche«, sagte Isabel.

»Meine Vorfahren sind aus Deutschland gekommen. Aber das ist über hundert Jahre her. Keiner von uns war jemals in Deutschland.«

»Aber ihr sprecht Deutsch«, beharrte Isabel.

Richard trat neben Leah. »Also wenn ich richtig höre, spricht Leah gerade Englisch. Oder irre ich mich?«

Isabel errötete. Sie schwieg, doch der Blick, den sie Leah zuwarf, glich einem Giftpfeil. Schon am Anfang hatte Leah das Gefühl gehabt, dass Isabel sie nicht mochte. Margarets Bemerkung über die langweiligen Puritaner war unüberlegt gewesen, doch Isabels Äußerungen waren boshaft.

Gegen Abend brachen Rose, Edward und Margaret auf.

Isabel und Roger blieben noch. Wobei Leah das Gefühl hatte, dass auch Roger gerne gegangen wäre und nur Isabel zuliebe blieb.

Isabel schlenderte durch den Raum zu Richard. »Machst du mir noch einen Cocktail?«

»Noch einen?« Richard betrachtete sie amüsiert. »Na, wenn du meinst. Ein bisschen Eis ist noch da.«

Leah beobachtete die beiden. Isabel lehnte sich an den Schrank, auf dem die Flaschen standen, und schob ihren Fuß so weit vor, dass er beinahe Richards Schuhe berührte. Als sie ihr Glas in Empfang nahm, sah sie ihm in die Augen. »Danke.«

Richard lächelte unverbindlich und trat einen Schritt zurück. »Möchtest du auch noch etwas trinken, Leah?«

»Nein, danke. Ich denke, es ist Zeit für mich zu gehen.«

»Na, dann. Auf Wiedersehen.« Lässig hob Isabel die Hand und winkte ihr zu.

Leah drehte sich zu Lillian um, die mit Roger auf dem Sofa saß und redete. Doch bevor sie sie ansprechen konnte, stand Richard neben ihr. »Ich fahre dich nach Hause.«

Isabells Augen verengten sich. In einem Zug trank sie ihr Glas aus und stellte es so heftig auf den Schrank, dass es knallte. »Ich möchte auch nach Hause.«

Roger sah auf. »Ich komme sofort.«

Richard verabschiedete sich von Isabel und Roger, dann geleitete er Leah in den Flur und half ihr in die Jacke.

Wolken waren aufgezogen, es war kühl geworden. Richard schloss das Verdeck und gab ihr eine Decke. »Damit du nicht frierst.«

In die Decke gewickelt saß sie neben ihm. Erste Tropfen fielen. Er drosselte das Tempo.

»Hat es dir gefallen?«

»Ja.«

»Trotz Margarets dummer Bemerkung?«

»Ja. Es war, wie du sagst, nur eine dumme Bemerkung. Ich glaube, sie ist sehr oberflächlich und denkt nicht viel nach.«

»Da hast du allerdings recht. Sie ist nicht gerade klug.«

Ganz im Gegensatz zu Isabel, dachte Leah. Die war schlau.

»Denis fand ich sehr nett.«

»Ja, das hätte ich mir denken können.« Richard lachte. »Er ist der Bravste von uns. Keine Frauengeschichten, keine Kneipenbesuche, immer nur lernen.«

»Warum machst du dich über ihn lustig? Ich dachte, er ist dein Freund.«

»Das ist doch nur harmlose Neckerei. Ich nenne ihn Streber, und er bezeichnet mich als Nichtsnutz.«

Sie warf ihm einen Blick zu. »Bist du ein Nichtsnutz?«

»Das kommt auf den Standpunkt an. Im Vergleich zu Denis verschwende ich zu viel Zeit, aber gegen Edward bin ich ein Muster an Fleiß und Ausdauer.« Er lachte.

Als er den Wagen vor ihrem Haus anhielt, griff er nach ihrer Hand. »Ich habe mich sehr gefreut, dich heute zu sehen.«

Seine Berührung jagte eine Hitzewelle ihren Arm hinauf, ihre Finger zitterten.

»Hättest du Lust, mit mir auf einen Ball zu gehen?«

»Du willst mich auf einen Ball mitnehmen?« Nicht nur ihre Finger, auch ihre Stimme zitterte.

»Meine Eltern haben Karten für den Wohltätigkeitsball, der übernächste Woche in Harrisburg stattfindet.«

Immer noch hielt er locker ihre Hand, als hätte er vergessen, sie loszulassen.

Ein Ball. Sie kannte Bälle aus Romanen. Jane Austen hatte darüber geschrieben, und Leah hatte sich beim Lesen gewünscht, mal einen zu erleben.

»Ich würde furchtbar gerne mitkommen. Aber ich habe kein Kleid. Und in Rock und Bluse kann ich wohl nicht hingehen?«

Ein Ballkleid war sicher teuer, dafür würde ihr Geld nicht reichen.

»Hm. Was machen wir da?«

Hoffentlich kam er nicht auf die Idee, ihr ein Kleid zu kaufen. Das konnte sie niemals annehmen.

»Ich hab's. Lillian hat mehr als genug Kleider. Sie leiht dir bestimmt eines. Ich rede mit ihr.«

Das konnte sie annehmen. »Dann würde ich gerne mitkommen.«

Er ließ ihre Hand los, beugte sich zu ihr herüber und streifte ihre Wange mit den Lippen. »Wunderbar. Ich freue mich.«

Wie im Traum stieg Leah aus und ging zur Haustür. Immer noch spürte sie die Berührung seiner Lippen auf ihrer Wange. Er hatte sie zum Ball eingeladen. Er hatte sie geküsst! Na ja, ein richtiger Kuss war es nicht gewesen. Aber ein Anfang. Sie legte ihre Hand an die Wange, als könne sie das Gefühl so bewahren. Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals. Fühlte sich so Liebe an?

Erst als sie die Haustür öffnete, fiel ihr ein, dass sie sich gar nicht umgezogen hatte. Sie hatte es schlicht vergessen. Und jetzt war es zu spät, noch mal zu Grace zu laufen. Nun, dann würde sie ihrer Tante eben in englischer Kleidung gegenüberreten. Dieses Versteckspiel

konnte sie ohnehin nicht fortsetzen, wenn sie Richard regelmäßig traf und mit ihm auf den Ball ging.

Die leise Hoffnung, dass ihre Tante vielleicht noch bei Mattie war, zerschlug sich. In der Wohnstube brannte Licht. Sie konnte sich nicht einfach die Treppe hinaufschleichen, und außerdem wäre es würdelos. Sie nahm die Schultern zurück, hob das Kinn und betrat die Stube.

»Guten Abend, Tante Rachel.«

Rachel saß im Schaukelstuhl und strickte.

»Guten Abend, Leah. War es nett?« Sie sah auf, und ihre Augen weiteten sich. »Was hast du da an?«

»Ein Kostüm.«

»Nun.« Sie ließ das Strickzeug sinken. »Es gehört wohl dazu, auch mal solche Kleider zu tragen, solange man umspringt. Und es ist für die englische Kleidung auch recht schlicht. Aber trag es bitte nicht im Laden.«

»Natürlich nicht. Wist du meinem Vater davon erzählen?«

»Dein Vater hat mir Anweisungen für deinen Aufenthalt hier gegeben, aber von englischer Kleidung hat er nichts gesagt. Deshalb muss ich es wohl auch nicht erwähnen.«

»Er hat dir Anweisungen gegeben? Welche?«

»Er hat gesagt, dass du alles tun darfst, was ein anständiges englisches Mädchen wie Grace auch machen würde. Also ins Café gehen, dich mit Freunden treffen, auch mit englischen.«

Das war überraschend, sonst war er doch so streng.

»Aber du darfst nicht mit einem Mann alleine sein.«

Das wusste sie. Und sofort spürte sie ihr schlechtes Gewissen. Sie war bereits mit Richard alleine gewesen.

Sie erzählte von dem Ball, behauptete aber, Lillian hätte sie eingeladen.

Tante Rachel seufzte. »Ich glaube, das würde dein Vater nicht billigen. Aber ich weiß, dass viele Mädchen davon träumen, einen Ball zu besuchen, auch amische Mädchen. Du hast die Gelegenheit dazu. Nutze sie, und sieh dir diesen Jahrmarkt der Eitelkeiten an. Ich drücke die Augen zu, vorausgesetzt, das bleibt eine einmalige Sache.«

»Danke, Tante Rachel!« Impulsiv lief sie zu Rachel und umarmte sie.

14. Kapitel

Lillian kam zwei Tage später in den Laden und fragte Leah, ob sie mit auf den Ball käme.
»Du kannst ein Kleid von mir haben. Ich hole dich am späten Vormittag bei deiner Freundin ab.«

»Am späten Vormittag? Der Ball ist doch erst abends.«

»Ja, aber wir haben viel vor.«

Auf Leahs fragenden Blick hin lächelte sie nur.

Also saß Leah am Samstag im Frühstücksraum der Pension und wartete. Grace schien noch aufgeregter zu sein als sie.

»Schade, dass ich dich nicht im Ballkleid sehen kann. Du musst dir alles merken und es mir ganz genau erzählen.«

»Das mache ich. Ich weiß ja nicht, was Lillian glaubt, wie lange es dauert, ein Kleid auszusuchen, dass sie mich schon so früh abholt.«

Das Geräusch eines Motors unterbrach ihr Gespräch. Grace lief zum Fenster.

»Das ist sie.« Sie umarmte Leah. »Ich wünsche dir ganz viel Spaß.«

Leah schlüpfte in ihren Mantel und ging hinaus.

Lillian fuhr schnell, und sie erreichten Harrisburg in knapp einer Stunde. Sie bog von der Hauptstraße ab. Staunend sah Leah sich um. Auf der linken Seite der Straße erstreckte sich ein weitläufiger Park, auf der rechten standen prunkvolle Häuser mit gepflegten Vorgärten. Je weiter sie kamen, desto größer wurden die Gärten. Schließlich bog Lillian ab und fuhr eine breite Auffahrt hinauf.

Leah schluckte. Sie hatte gewusst, dass die Bellamys reich waren, doch sie hatte keine Vorstellung gehabt, wie reich. Bäume säumten die Auffahrt, die auf ein Haus zuführte.

Lillian hielt vor der Treppe, die zum Eingang führte.

»Hier sind wir.«

Ohne den Motor abzustellen, stieg sie aus. Leah folgte ihr. Wie verzaubert sah sie sich um. Das hier war kein Garten, das war ein Park. In dem kurzen Rasen lagen Blumenbeete wie Inseln. Bäume reckten ihre mächtigen Kronen in den Himmel. Das Haus war riesig. Weiß leuchtete es aus dem Grün der Parklandschaft. Säulen trugen das Dach, das über eine breite Veranda ragte.

Eine Treppe führte hinauf zu einer Tür, die aus zwei Flügeln bestand. Einer öffnete sich, und ein Mann im schwarzen Anzug kam ihnen entgegen und verneigte sich. »Guten Tag. Miss Lillian, soll ich den Wagen in die Garage bringen?«

»Ja, bitte.« Lillian lief die Treppe hinauf. »Komm«, rief sie Leah zu.

Leah folgte langsam. Das war ein Herrenhaus, wie es in Romanen beschrieben wurde. Sie trat durch die Tür in eine geräumige Halle. An der Seite führte eine breite Treppe in den nächsten Stock.

»Lillian, bist du das?«, erklang die Stimme einer Frau aus einem der Räume, dessen Tür offen stand.

»Ja, Mama. Ich habe Besuch mitgebracht.« Sie winkte Leah zu. »Ich stelle dich vor.«

Leah folgte ihr und fand sich in einer Bibliothek wieder. Unzählige Bücher standen in Regalen, die vom Boden bis zur Decke reichten. An der Wand rechts neben der Tür befand sich ein großer Kamin, davor standen ein niedriger Tisch mit geschwungenen Beinen und drei Sessel. Unter dem Fenster stand eine Couch, von der sich jetzt eine Frau erhob. Leah erkannte Mrs. Bellamy.

Lillian stellte sie einander vor.

»Wie nett, Sie kennenzulernen«, sagte Mrs. Bellamy. »Sie sind eine Freundin von Lillian?« Ihr Blick glitt über Leahs Kostüm hin zu ihrem schlichten Haarknoten.

»Leah kommt heute Abend mit zum Ball«, sagte Lillian. »Richard hat sie eingeladen.«

»Ach. Ich dachte, Richard würde mit Isabel zum Ball gehen.«

»Nein, Mama.« Lillians Stimme klang ein wenig ungeduldig. »Er hatte dir doch erzählt, dass er mit jemand anderem geht.«

»So? Dann habe ich es wahrscheinlich vergessen. Es ist immer so furchtbar viel zu tun vor einem Ball.« Sie lächelte Leah freundlich, aber auch etwas verwundert an.

»Ja, Mama. Wir lassen dich jetzt auch in Ruhe und gehen in mein Zimmer.«

Lillians Zimmer lag im Obergeschoss. Es war ungefähr dreimal so groß wie Leahs Zimmer im Mühlenhof. Ein flauschiger Teppich bedeckte den Fußboden, durch zwei große Fenster fiel von zarten weißen Vorhängen gedämpftes Sonnenlicht herein. An der Wand stand ein Bett mit vier Pfosten, über die ein pfirsichfarbener Stoffhimmel gespannt war, an der anderen Wand eine Kommode mit einer Marmorplatte, auf der vor einem Spiegel verschieden große Tiegel, Flakons, Pinsel und Haarbürsten lagen. Der Spiegel war dreiteilig. In der Mitte des Raumes standen ein niedriger Tisch und zwei zierliche Sessel.

»So. Dann wollen wir mal.« Lillian öffnete eine Tür. Dahinter lag ein Raum, der offensichtlich nur dazu diente, Kleider aufzubewahren. An einer langen Stange hingen Kleider, Röcke, Blusen. Leah schwindelte angesichts der Menge. An der schmalen Stirnwand des Raumes standen bestimmt zehn Paar Schuhe in einem Regal, darüber lagen mindestens ebenso viele Hüte auf zwei Brettern.

Lillian drehte sich zu Leah um und tippte mit der Fingerspitze an ihre Lippen. »Was nehmen wir? Zu deinen roten Haaren passt nicht alles.« Sie griff nach einem Bügel, über dem ein lindgrünes Kleid mit goldfarbenen Stickereien hing. »Vielleicht dieses. Probier es mal an.«

Leah ging zurück ins Zimmer und zog Rock und Bluse aus. Darunter trug sie ihr einfaches Hemd.

»Oh, oh«, sagte Lillian, die ihr mit dem Kleid gefolgt war. »So geht das nicht. Du trägst kein Korsett?«

»Nein. Mache ich nie.«

»Heute schon.« Entschlossen öffnete Lillian eine Schublade in der Kommode und holte ein spitzenverziertes Hemd und ein Korsett aus festem Stoff heraus. »Hemd ausziehen«, kommandierte sie.

»Aber ...«

»Kein Aber! Dieses Ding kannst du nicht unter einem Kleid von Jeanne Paquin tragen.«

Leah seufzte, drehte ihr den Rücken zu und zog das Baumwollhemd über den Kopf.

»Du hast eine beneidenswerte Figur«, sagte Lillian und reichte ihr das Hemd. Es war aus einem seidigen Stoff, der sich auf Leahs Haut kühl anfühlte. Anschließend zog sie das Korsett über, und Lillian schnürte es. Leah schnappte nach Luft. »Nicht so eng! Ich kann mich ja gar nicht bewegen.«

»Da gewöhnt man sich schnell dran. So, jetzt das Kleid.«

Sie half ihr, es über den Kopf zu ziehen, und zupfte es zurecht. Jetzt erst merkte Leah, dass es nur winzige Ärmel aus Tüll hatte, die gerade ihre Schultern bedeckten. Ihre Oberarme waren nackt. Außerdem war es vorne sehr tief ausgeschnitten, nur ein dünner Stoff bedeckte ihre Brust.

»Im Schrank ist ein großer Spiegel«, sagte Lillian.

Lillian deutete auf die Tür zum Kleiderzimmer, und Leah unterdrückte ein Grinsen. Das nannte sie einen Schrank? Sie ging hinein und betrachtete sich. Die Farbe stand ihr ausgezeichnet, doch dass ihre Oberarme nicht bedeckt waren, gefiel ihr nicht. Sie fühlte sich nackt. Auch der Ausschnitt war ihr zu tief.

»Das passt dir sehr gut.« Lillian stand neben ihr und sah ebenfalls in den Spiegel.

Doch Leah schüttelte den Kopf. »Nein, das geht nicht. Ich möchte meine Arme nicht zeigen.«

Lillian hob die Brauen. »Langärmelige Abendkleider habe ich nicht.«

»Es muss ja nicht langärmelig sein. Aber das hier hat gar keine Ärmel.«

Lillian zog ein anderes Kleid hervor. »Das hier hat Ärmel.«

Als Leah es angezogen hatte und sich im Spiegel sah, nickte sie. »Das ist wundervoll.« Es bestand aus zwei Lagen Stoff: einem cremefarbenen Unterkleid mit Ärmeln bis zum Ellbogen und einem kleinen viereckigen Ausschnitt und einem Überkleid aus einem durchscheinenden königsblauen Stoff, in den ein Blumenmuster eingewebt war. Ein breites Band aus blauem Samt betonte die Taille.

Lillian nickte. »Das steht dir noch besser. Sieh nur, wie deine Augen leuchten!«

Leah drehte sich einmal um sich selbst und beobachtete im Spiegel, wie der Rock um ihre

Beine schwang. War das wirklich sie? In diesem Kleid würde sie wahrscheinlich noch nicht einmal ihr Vater erkennen.

»Oh, du brauchst noch andere Strümpfe.«

Leah blickte auf ihre Füße. »Was ist an diesen nicht in Ordnung?«

»Zum Abendkleid trägt man Seidenstrümpfe. Aber du hast ja auch keine passenden Schuhe. Nun, das Kleid ist lang genug, da wird es nicht auffallen.«

»Welches Kleid ziehst du an?«, fragte Leah.

»Dieses hier.«

Lillians Kleid war aus hellroter Seide, mit silbernen Stickereien verziert und aufwendig gerafft. Zu ihrem hellblonden Haar sah es sicher hinreißend aus.

Mit Lillians Hilfe zog Leah das Kleid wieder aus und legte auch das Korsett ab. Lillian reichte ihr eine Art Mantel aus geblütem Stoff. »Nimm meinen Morgenmantel.«

Verwunderte betrachtete Leah das Kleidungsstück, bevor sie hineinschlüpfte. Der Stoff war dünn, als Mantel taugte er nicht. »Ein Morgenmantel? Wozu ist der gut?«

Um Lillians Lippen zuckte es. »Den zieht man an, wenn man aufsteht, sich aber noch nicht ankleiden möchte.«

Welchen Grund gab es wohl, sich nach dem Aufstehen nicht gleich anzuziehen, selbst wenn man, wie Lillian, nicht arbeitete? Leah fragte sich zum wiederholten Male, was Lillian den ganzen Tag machte. Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihre Gedanken.

Eine Frau mittleren Alters trat ein. »Verzeihung, Miss Lillian. Ihre Mutter meinte, Sie sollten eine Kleinigkeit essen.«

Sie stellte ein Tablett mit zwei Gläsern Milch, kleinen belegten Broten und Gebäck auf den Tisch.

»Sobald ich mit Madames Frisur fertig bin, komme ich zu Ihnen, Miss Lillian.«

»Und anschließend machen Sie dann noch meiner Freundin die Haare, Emma.«

»Wie Sie wünschen.« Die Frau neigte den Kopf und verließ das Zimmer.

»Was ist mit meinen Haaren?« Leah griff nach dem Knoten an ihrem Hinterkopf.

Lillian lachte. »Du kannst doch nicht mit diesem Dutt auf dem Ball gehen.«

Leah fragte sich, was an Lillians gerade mal kinnlangen Haaren wohl zu »machen« war, außer sie zu kämmen.

Zu ihrer Überraschung war es um einiges mehr. Emma bürstete Lillians Haar, dann formte sie mit einer großen erhitzten Eisenschere Wellen, die sie mit Klammern befestigte.

Während Leah zusah, dachte sie darüber nach, wie wohl der Alltag dieser Familie aussah.

Lillian und ihre Mutter machten nicht den Eindruck, als hätten sie mehr zu tun als sich schön anzuziehen und dekorativ auszusehen. Mit Sicherheit kochten sie nicht selbst und hielten auch nicht das Haus sauber. Saßen die Frauen der reichen Leute wirklich den ganzen Tag nur herum und ließen sich bedienen? Es musste wohl so sein. Dazu passte dann auch ein Kleidungsstück wie dieser Morgenmantel.

Lillian stand von dem Stuhl vor der Kommode auf. »Jetzt bist du dran.«

Als Leah saß, zog Emma ihr die Haarnadeln aus dem Knoten. »Sie haben wundervolles Haar, Miss.«

»Ja, finde ich auch«, sagte Lillian. »Rose war ganz neidisch auf deine Farbe. Ein Pagenkopf würde dir sehr gut stehen.«

»Ein Pagenkopf?« Gott bewahre. Niemals würde sie sich die Haare abschneiden lassen. Englische Kleidung, auch Korsetts und eitle Abendkleider, das ging, aber kurze Haare? Nie und nimmer.

Emma steckte ihr das Haar im Nacken zu einem lockeren Knoten. Einige Strähnen zupfte sie heraus und kringelte sie mit der Brennschere, wie sie das Instrument nannte. Als sie fertig war, trat sie ein Stück zurück und begutachtete ihr Werk. Offensichtlich war sie zufrieden. Sie nickte und klappte die beiden Flügel des Spiegels etwas nach vorne. »Wenn Sie sich vorbeugen, können Sie sich auch von der Seite und hinten anschauen.«

Tatsächlich. In den Flügeln sah sie sich im Profil, und wenn sie den Kopf drehte, auch von hinten. Die Frisur stand ihr gut. Der tiefe Knoten wirkte nicht so streng, und die Locken um ihr Gesicht schmeichelten ihr.

»Ein bisschen Puder und Lippenstift fehlen noch«, sagte Emma. »Aber das legen wir erst auf, wenn Sie angekleidet sind. So, Miss Lillian, machen wir weiter?«

Sie half Lillian beim Ablegen ihres Kleides und der Strümpfe. Anschließend streifte sie dünne weiße Seidenstrümpfe über ihre Füße, zog die Schnüre des Korsetts nach und half ihr dann beim Anziehen des Abendkleids. Zum Schluss schlüpfte Lillian in zierliche silberfarbene Schuhe.

Leah kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Hilfe beim Frisieren, Hilfe beim Ausziehen, Hilfe beim Anziehen, das Essen wurde aufs Zimmer getragen – und das alles für eine kerngesunde junge Frau.

Nachdem Lillian angekleidet war, setzte sie sich vor die Spiegel, verteilte mit etwas, das wie ein kleines flauschiges Kissen aussah, Puder auf ihrem Gesicht, dann nahm sie einen kleinen Tiegel und einen Pinsel und malte sich die Lippen rot.

»Welchen Schmuck wünschen Sie zu tragen?«, fragte Emma.

»Das Brillantcollier und die passenden Ohrringe.«

»Sehr gute Wahl. Ich werde sie aus dem Safe holen lassen.« Emma wandte sich an Leah.
»Kommen Sie bitte, Miss.«

Sie half auch ihr beim Ankleiden. Die Hilfe war nötig, musste Leah zugeben. Denn weder

wäre sie in der Lage, das Korsett zu schnüren, noch das Kleid über den Kopf zu ziehen, ohne ihre Frisur zu zerstören. Emma zupfte das Überkleid zurecht, bis es richtig fiel. »Haben Sie Ihren Schmuck bei sich?«

Leah schüttelte den Kopf. Verwundert blickte Emma sie an. »Sie tragen keinen Schmuck?«

»Nein.«

»Komm, setz dich«, sagte Lillian, als Emma gegangen war, und deutete auf den Stuhl vor dem Spiegel. Lillian bestäubte ihr Gesicht mit dem Puder. Als sie zu einem Tiegel griff, schüttelte Leah den Kopf. »Nein, keine Farbe.«

»Papperlapapp. Probier es aus. Wenn es dir nicht gefällt, kannst du es abwischen.«

Also ließ sie zu, dass Lillian ihre Lippen anmalte. Sie benutzte eine andere Farbe als bei sich.

»Und?« Erwartungsvoll sah Lillian sie an. »Was sagst du?«

Die Wirkung war verblüffend. Das Puder ließ ihre Haut ebenmäßig erscheinen, und ihre Lippen wirkten viel voller.

»Ich sehe irgendwie anders aus, aber es gefällt mir.«

»Mein Bruder fällt um, wenn er dich so sieht.«

Leah wandte sich zu ihr um. »Warum hat deine Mutter gedacht, er würde mit Isabel auf den Ball gehen?«

Die Frage beschäftigte sie schon seit einiger Zeit. Bei ihrem Kennenlernen hatte sie das deutliche Gefühl gehabt, dass Isabel sie nicht mochte, sie hatte nur nicht gewusst, warum. Doch seit Mrs. Bellamy diese Bemerkung gemacht hatte, erschienen ihr manche Dinge in einem neuen Licht.

»Nun, wenn ich es dir nicht sage, erzählt es dir jemand anders. Isabel und Richard sind eine Zeitlang miteinander ausgegangen. Mutter hat das sehr begrüßt, sie hält Isabel für eine angemessene Partie.«

Also hatte Richard Isabel den Hof gemacht. Hatte er ihretwegen damit aufgehört?

»Wie lange ist das her?«

Lillian lächelte. »Es war schon vorbei, bevor er dich kennengelernt hat, falls es das ist, was du wissen willst.«

Leah erwiderte das Lächeln. »Ich möchte nicht gern der Grund für eine Trennung sein.«

»Keine Sorge. Der Grund war Isabel selbst. Richard meinte, sie sei zwar äußerlich eine Schönheit, aber ihr Charakter sei weniger schön. Eitelkeit und Boshaftigkeit seien eine schlechte Kombination.«

Das bestätigte den Eindruck, den Leah von Isabel hatte, und beruhigte ihr Gewissen.

Einige Zeit später kam Emma wieder. Sie brachte ein flaches Kästchen, in dem auf rotem

Samt eine glitzernde Kette und Ohrschmuck lagen.

»Ihre Frau Mutter sagt, es sei Zeit aufzubrechen«, sagte sie und verließ das Zimmer.

Verblüfft sah Leah, dass es bereits dämmerte. Wo war der Nachmittag hin? Hatte sie wirklich Stunden nur damit verbracht, sich für den Ball fertig zu machen? Lillian legte die Kette und die Ohrringe an, dann holte sie zwei Paar lange, cremefarbene Handschuhe aus einer Schublade und reichte Leah eines davon. »Man trägt Handschuhe zur Abendgarderobe.«

Leah versuchte, sie anzuziehen, doch sie waren ihr zu eng.

»Meine Hände sind zu groß.«

»Aber du kannst nicht ohne Handschuhe gehen. Das ist unpassend. Ich frage Mutter, ihre müssten dir passen.«

Sie warf einen bedauernden Blick auf Leahs Schuhe. »Deine Füße sind auch größer als meine, sonst könnte ich dir Schuhe leihen.«

»Ich glaube nicht, dass ich in solchen Schuhen laufen oder tanzen könnte.«

Leah taten schon vom Anblick der spitz zulaufenden Schuhe die Füße weh.

»Das ist nur Gewohnheitssache.«

Im Flur bat Lillian sie zu warten und klopfte an der übernächsten Tür. »Mutter, könnte sich Leah vielleicht ein Paar von deinen Handschuhen leihen? Sie hat ihre vergessen und meine passen ihr nicht.«

»Komm rein und hol dir welche.«

Lillian betrat den Raum und kam mit Handschuhen wieder heraus. Leah zog sie an. Sie waren aus feinem Stoff und so dünn, dass man sie kaum spürte.

»Mutter sagt, wir sollen mit Richard schon mal vorfahren. Sie und Vater kommen mit dem anderen Wagen nach.«

Vorsichtig stieg Leah hinter Lillian die Treppe hinunter. Es war ungewohnt, sich mit Korsett und Abendkleid zu bewegen.

In der Halle stand Richard, schon im Mantel, und sprach mit dem Butler. Dann wandte er sich um.

»Da seid ihr ja endlich. Ich warte ...« Er stockte. Seine Augen weiteten sich. »Leah! Du meine Güte.« Rasch kam er auf sie zu. »Du siehst atemberaubend aus.« Hingerissen betrachtete er sie. »Du wirst die schönste Frau auf dem Ball sein.«

»Na, na«, sagte Lillian und klopfte ihm mit dem Fächer auf den Arm. »Das ist nicht sehr galant gegenüber deiner Schwester.«

Er lachte. »Ach, du wirst heute Abend noch genügend Komplimente zu hören bekommen. Na los, der Wagen steht schon vor der Tür.«

Der Butler legte Lillian einen weiten Mantel um die Schultern, dann sah er Leah fragend an. Sie deutete auf ihren Mantel, der an der Garderobe hing. Er hob eine Augenbraue. Anscheinend war auch ihr Mantel nicht passend.

Der Wagen stand mit laufendem Motor vor der Treppe. Ein Mann stieg aus und öffnete die hintere Tür. »Bitte sehr.«

Leah und Lillian stiegen ein, Richard setzte sich hinters Steuer.

Das Gebäude, in dem der Ball stattfand, war von außen überraschend schlicht. Keine Verzierungen an den Fenstern, keine Arkaden oder Säulen. Nur ein großes Haus aus grauem Stein.

Richard hielt vor dem Eingang und stieg aus, ließ jedoch den Motor laufen. Ein Mann kam herbei.

»Guten Abend, Mr. Bellamy, soll ich Ihren Wagen parken?«

»Ja, vielen Dank.«

Richard kam herum und half Leah und Lillian aus dem Wagen.

»Ich gehe schon vor, ich bin mit Roger verabredet«, sagte Lillian.

Richard reichte Leah den linken Ellbogen. Leah legte ihre Hand darauf und lächelte. Plötzlich fühlte sie sich sehr elegant und damenhaft.

Sie betraten das Foyer, wo Richard ihr aus dem Mantel half. Ihre Mäntel gab er einer der Frauen, die vor einer großen Garderobe standen. Wieder bot er ihr den Arm, und dann betraten sie den Ballsaal.

Leah schnappte nach Luft. Von außen war das Gebäude schlicht, doch der Saal war überwältigend. An den Wänden hingen mehrere amerikanische Flaggen, umgeben von grünen Blätterranken und roten und gelben Blüten. Vor einer Bühne standen weiße Lilien, blaue Glockenblumen rankten die Wände empor und flossen zusammen mit den grünen Ranken die Treppe herab, die von der Bühne in den Saal führte. Auch die Bühne war groß, an den Seiten saßen sich zwei Orchester gegenüber, die Mitte war frei. Unter der Decke schwebten zahllose weiße Tauben. Leah musste zweimal hinsehen, um zu erkennen, dass sie nicht echt waren. Sie waren mit dünnen Fäden an der Decke befestigt.

»Du meine Güte«, hauchte sie.

»Ja, mit der Dekoration haben sie sich wirklich Mühe gegeben.«

Richard führte sie zu einem Tisch, auf dem in einem Berg von Eiskristallen Champagnerflaschen standen, reichte ihr eines der gefüllten Gläser, nahm sich auch eines und prostete ihr zu. »Cheers. Auf das schönste Mädchen im Saal.«

»Das bin ich nicht.«

»Für mich schon. Alles an dir leuchtet in wunderbaren Farben. Haar in der Farbe des Sonnenuntergangs und Augen wie der Frühlingshimmel. Und das schönste Lächeln der Welt.

Aber das hast du sicher schon oft von den Männern in deiner Gemeinde gehört.«

Sie lachte. »Nein, wirklich nicht. Wir achten nicht auf Äußerlichkeiten. Dort bin ich ein Mädchen wie jedes andere.«

Sein Lächeln war amüsiert. »Das glaube ich nicht. Du bist eine so auffallende Erscheinung.«

Lillians Ankunft entthob sie einer Antwort. Sie kam in Begleitung von Roger. Er stutzte kurz, als er Leah erblickte, dann verneigte er sich galant. »Miss Leah, welche Freude, Sie hier zu treffen.«

»Die Eltern sind schon in ihrer Loge«, sagte Lillian und zeigte auf einige Tische, die mit halbhohen Wänden vom Saal abgetrennt waren. Musik ertönte, begleitet von einem Trommelwirbel, dann wurde es still im Saal. Alle drehten sich zur Bühne. Dort hob sich ein Vorhang und gab den Blick auf eine riesige Karte von Amerika frei. Über der Karte stand in Großbuchstaben *DIE HOFFNUNG DER WELT*. Aus einem Korb flatterte ein Schwarm weißer Tauben zur Decke. Dann kamen acht junge Frauen auf die Bühne, jede gekleidet in ein Gewand aus weißem Stoff und mit der amerikanischen Flagge um eine Schulter drapiert. Hinter ihnen erschienen acht Männer in schwarzen Anzügen mit diesem seltsamen Hut auf dem Kopf, den Leah schon auf Plakaten mit der Aufschrift *Uncle Sam* gesehen hatte.

Du liebe Güte, meinten sie das ernst? Amerika sollte die Hoffnung der Welt sein? Und diese in die Flagge gehüllten Frauen, die jetzt theatralisch die Hände hoben ... Leah musste sich anstrengen, um ernst zu bleiben angesichts dieser schwülstigen Inszenierung. Verstohlen sah sie sich um. Alle Leute blickten andächtig auf die Bühne. Auch Richard schien wie gebannt.

Plötzlich flammten Scheinwerfer auf. Die Menschen auf der Bühne traten zur Seite und bildeten ein Spalier für eine Frau in einem strahlend weißen Kleid, auf ihrem wallenden Haar trug sie eine Krone und in den Händen einen Schild und die Flagge. Ein Raunen zog durch den Raum.

Die Frau sang die Nationalhymne. Ihre Stimme war wirklich schön. Als sie fertig war, schritt sie gemessen die Treppe zum Saal herunter. Die acht Männer und Frauen folgten ihr.

Musik erklang. Keine Tanzmusik, sondern ein Stück mit einem ausgeprägten Rhythmus, zu dem die Frau und ihr Gefolge durch den Saal und aus der Tür marschierten. Alle klatschten, und danach stimmte das Orchester einen Walzer an.

»Der Ball ist eröffnet«, sagte Richard. »Wollen wir tanzen?«

Zu Leahs Überraschung setzten sie sich zwischen den Tänzern nicht zu Richards Eltern in die Loge, sondern mit Lillian, Roger und einigen anderen jungen Leuten an einen der Tische am Rand der Tanzfläche. Denis Hunter und Rose waren dabei und Margaret mit einem gut aussehenden jungen Mann, den Richard ihr als Paul T. Mason vorstellte.

»Hüte dich vor ihm«, sagte er dabei lachend. »Paul ist ein Charmeur, er hat schon unzählige Frauenherzen gebrochen.«

Paul fand das offenbar nicht im Geringsten peinlich, im Gegenteil, sein Lächeln wirkte, als sei es eine besondere Leistung, Frauenherzen zu brechen. Margaret schien glühend in ihn verliebt zu sein, sie hatte nur Augen für ihn und lachte beifällig über jede Bemerkung, die er machte. Er sonnte sich sichtlich in ihrer Bewunderung, verströmte seinen Charme aber auch

an die anderen jungen Frauen am Tisch.

Das Abendessen wurde in einem kleineren Saal serviert, der an den großen angrenzte. Auch er war prächtig geschmückt.

Nach dem Essen forderte Paul Leah zum Tanz auf, doch sie lehnte ab. Sie würde nur mit Richard tanzen. Außerdem mochte sie ihn nicht, er erinnerte sie an ein verwöhntes Kleinkind. Paul hob überrascht die Brauen und ging dann mit Margaret tanzen.

»Du hättest ruhig mit ihm tanzen können«, sagte Richard.

»Ich möchte es aber nicht. Ehrlich gesagt finde ich ihn nicht charmant, sondern eingebildet. Was kann er denn noch, außer Frauenherzen brechen?«

Verblüfft sah Richard sie an. »Wenn du so fragst ... Nicht viel. Er ist natürlich auf dem College und wird später in der Anwaltskanzlei seines Vaters arbeiten, aber zurzeit tut er nichts, außer sein Leben zu genießen.«

Leah schüttelte den Kopf. Was waren das für Menschen, die nichts machten? Kein Land bestellten, kein Handwerk betrieben, nichts herstellten, sondern nur für das eigene Vergnügen lebten? Sie aßen, sie schliefen, sie pflanzten sich fort. Aber das tat auch ein Wurm.

»Würdest du mit mir tanzen?«, fragte Richard.

»Mit dir gerne.«

15. Kapitel

Leah zog den Mantel enger um sich und lehnte sich zurück. Die Scheinwerfer des Wagens durchschnitten die Dunkelheit. Richard saß neben ihr.

»Das war ein wunderschöner Abend.«

»Ja.« Ihre Füße schmerzten vom vielen Tanzen, trotzdem bedauerte sie, dass sie sich so früh schon verabschieden musste. Doch der Weg nach Hause war lang. Lillian hatte ihr angeboten, bei den Bellamys in einem der Gästezimmer zu übernachten, aber sie hatte ihrer Tante versprochen, vor Mitternacht zu Hause zu sein. So hatte sie sich nur schnell bei den Bellamys umgezogen und Richard gebeten, sie nach Hause zu bringen.

»Leah ...« Richards Stimme klang ein wenig rau. »Erinnerst du dich, dass ich dich gefragt habe, was passiert, wenn ein Engländer sich in eine Amische verliebt?«

Ihr Herz begann zu jagen. »Ja.«

»Nun, ich habe mich in dich verliebt.«

Langsam wandte sie den Kopf, sah ihn an. »Ist das dein Ernst? Du sagst das nicht nur so?«

»Mein voller Ernst. Du bist das ungewöhnlichste und netteste Mädchen, das ich bisher getroffen habe. Ich liebe dich.«

Sie schluckte. »Ich liebe dich auch.«

Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. »Ich habe es gehofft.« Dann wurde er wieder ernst. »Und was machen wir jetzt?«

Leah sah auf ihre Hände. »Ich weiß es nicht.«

»Gibt es denn wirklich keine Lösung für uns?«

Es gab eigentlich nur eine. Sie würde ihre Gemeinschaft verlassen müssen, um mit ihm zusammenzusein. Doch obwohl sie sich von ganzem Herzen und mit ganzer Seele nach ihm sehnte, fürchtete sie sich vor diesem Schritt. So vielfältig die Verlockungen der Welt waren, sehnte sie sich ab und zu nach der Ruhe und Geborgenheit im Mühlenhof zurück. Aber noch musste sie sich nicht festlegen. Noch hatte sie Zeit.

»Ich habe mich noch nicht entschieden, ob ich der Gemeinde beitrete. Und bis es so weit ist, können wir uns treffen.«

»Aber irgendwann musst du zwischen mir und deiner Gemeinde wählen?«

»Ja, das muss ich.«

Er lenkte den Wagen an den Straßenrand und wandte sich ihr zu. »Ich wünschte, es gäbe einen anderen Weg. Aber wenn es so sein muss, hoffe ich, dass du dich für mich entscheidest.«

Im nächsten Augenblick hatte er sie an sich gezogen und küsste sie. Weich und warm lagen

seine Lippen auf ihren. Es fühlte sich gut an. Seine Lippen öffneten sich ein wenig, seine Zungenspitze streichelte zart ihre Unterlippe, hinterließ eine prickelnde Spur. Unwillkürlich öffnete sie ihre Lippen. Wieder diese Berührung. Was er tat, verwirrte sie, wühlte sie auf, erreichte Stellen in ihrem Körper, die er gar nicht berührte. Das Blut rauschte in ihren Ohren, die Welt draußen versank. Es gab nur noch sie und ihn.

Als sie sich voneinander lösten, schwirrte ihr der Kopf. Immer noch spürte sie die Wärme seiner Lippen auf ihren. Niemals hätte sie gedacht, dass ein Kuss sich so anfühlen konnte, dass er sie bis ins Innerste erschüttern, Sehnsucht nach mehr wecken konnte.

Wollust. Das Wort kam ihr in den Sinn und vertrieb das Glücksgefühl. Was sie empfunden hatte, war Wollust, und das war Sünde. Es gab keinen Gottesdienst, in der nicht einer der Prediger die Sünde der Wollust und Begierde anprangerte.

Sie hatte sich dieses Gefühl immer anders vorgestellt. Bedrohlicher, böser. Etwas Hässliches wie Neid oder Zorn. Doch es hatte sich gut und richtig angefühlt. Sie liebte Richard, er liebte sie, und an diesem Kuss war nichts Hässliches oder Böses gewesen.

»Können wir bitte weiterfahren?«, sagte sie leise.

»Bist du mir böse?« Forschend sah Richard sie an.

»Nein. Aber ich muss nachdenken.«

Richard fuhr an.

»Wann sehe ich dich wieder?«, fragte er, als er ihr aus dem Wagen half.

»Ich brauche ein paar Tage Zeit. Kann ich dich anrufen?«

»Anrufen? Ich denke, deine Tante hat kein Telefon?«

»Ich kann von einer Telefonzelle anrufen oder von Grace.«

»Aber natürlich. Ich übernachtete hier im Wochenendhaus und fahre morgen nach Harrisburg.«

»Ich melde mich bei dir.«

Er beugte sich vor und streifte ihre Wange mit den Lippen. »Ich warte ungeduldig.«

Als sie im Bett lag, drehten sich ihre Gedanken im Kreis, ihre Gefühle glichen einer Berg- und Talfahrt. Er liebte sie. Immer wieder sah sie sich auf der Tanzfläche, fühlte seinen Arm, wirbelte mit ihm herum. Hörte seine Stimme. »Du hast Haar in der Farbe des Sonnenuntergangs und Augen wie der Frühlingshimmel.« Sie berührte ihre Lippen, spürte seinen Kuss. Und dann drängte sich das Gesicht von Eli Weaver in ihre Gedanken. Sein Bart bebte, er wettete gegen Fleischeslust und »hoffärtiges« Leben. Die Gräuel vor Gott.

Beide Sünden hatte sie heute begangen.

Sie musste mit jemandem sprechen. Morgen würde sie zu Grace gehen. Sie würde Leah verstehen und ihre pragmatische Art, die Dinge zu betrachten, würde ihr helfen, klarer zu sehen.

Grace löcherte sie mit Fragen. Leah musste ihr ganz genau beschreiben, wie ihr Ballkleid ausgesehen hatte, was Lillian getragen und wie oft sie mit Richard getanzt hatte. Sie wollte einfach alles wissen. Leah beantwortete ihre Fragen und erzählte dann, dass Richard sie nach Hause gefahren hatte.

»Im Wagen hat er mir gesagt, dass er mich liebt. Und dann ... dann hat er mich geküsst.« Ihre Wangen glühten, als sie es aussprach. »Jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll.«

Grace schien weder schockiert noch besonders beeindruckt. »Wie meinst du das, was du tun sollst?«

»Ich muss mich entscheiden, zwischen ihm und meiner Gemeinde.«

»Aber doch nicht wegen eines Kusses.« Grace schüttelte den Kopf. »Ich weiß, bei euch ist man strenger, aber bei uns küsst man sich auch mal und denkt sich nicht viel dabei. Antonio hat mich auch schon geküsst.«

»Aber es war ein richtiger Kuss. Und er hat gesagt, dass er mich liebt.«

»Leah, Richard ist kein Amisch. Er weiß nicht, wie ernst es euch mit diesen Dingen ist.« Sie zögerte. »Ich sage es nicht gerne, aber er hat keinen guten Ruf.«

Das hatte sie schon einmal gesagt.

»Du meinst, er sagt das nur einfach so? Das glaube ich nicht. Ich habe sein Gesicht gesehen.«

»Ich will ihm nicht unterstellen, dass er dich belügt. Vielleicht glaubt er, was er sagt. Aber er ist nicht sehr beständig.«

»Woher weißt du das?«

»Gerüchte. In der Zeitung wurde auch mal diese Isabel, von der du erzählt hast, als seine heimliche Verlobte bezeichnet.«

»Ich gebe nichts auf Gerüchte. Und in der Zeitung steht auch nicht immer die Wahrheit.«

»Da hast du recht. Ich will ja bloß sagen, ein Kuss ist nur ein Kuss. Auch wenn er noch so schön war. Warte ab, wie es mit euch weitergeht, bevor du dich entscheidest.«

Joshua hatte etwas Ähnliches gesagt. Vielleicht sollte Leah wirklich nichts überstürzen.

»Jetzt habe ich ohnehin keine Zeit für Richard. Nächste Woche Dienstag ist Deborahs Hochzeit. Ich fahre morgen nach Hause, um bei den Vorbereitungen zu helfen, und bleibe bis nach Ostern.«

16. Kapitel

Mit ihrer Tasche in der Hand betrat Leah am nächsten Tag ihr Zimmer im Mühlenhof. Gideon hatte sie aus Jacobstown abgeholt. Auf dem Heimweg hatte er die ganze Zeit von den beiden Automobilen erzählt, die er gesehen hatte, und davon, was er alles tun würde, wenn er endlich im Rumspringa-Alter wäre. Leah lauschte ihm stumm. Wie jung er doch war. Seine Vorfreude erfüllte sie mit Wehmut. Auch sie hatte sich so auf ihre Rumspringa gefreut. Noch nicht einmal vier Monate war das her. Dass die Freiheit gar nicht so einfach war, dass sie ihn vor schmerzhaften Entscheidungen stellen würde, davon ahnte Gideon noch nichts. Und wenn sie ihn warnen würde, würde er nicht auf sie hören. Zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, dass ihre Eltern wirklich nur das Beste für sie gewollt hatten. Wenn sie zu Hause geblieben wäre, hätte sie Richard nie getroffen. Sie hätte sich vielleicht doch in einen Mann aus ihrer Gemeinde verliebt und sich niemals entscheiden müssen.

Das Zimmer, das sie mit Deborah teilte, sah so aus wie vor ihrer Abreise, aber sie war nicht mehr dieselbe. Konnte sie wirklich hierher zurückkehren? Sie öffnete das Fenster. Kalte Luft strömte herein und trug das Gackern der Hühner mit sich, das Klappern des Mühlrads, den Geruch nach frisch gesägtem Holz. Es war Anfang April, noch wurde die Stube geheizt, doch bald würde es warm werden. Die Familie würde abends, solange es hell war, auf der Veranda sitzen. Die Frauen würden nähen oder stricken, die Männer schnitzen oder Werkzeuge reparieren. Geschichten aus alter Zeit würden erzählt werden, die jeder kannte und die man trotzdem immer wieder gerne hörte, oder die neuen: Wer wem den Hof machte, wo viel Sellerie gepflanzt wurde, dass man auf eine Hochzeit hoffen konnte, ob der Hengst von Hans Lapp schon wieder durch den Zaun gebrochen war, wie viel Ferkel die Sau von Henry Kauffmann geworfen hatte. Leahs Augen brannten. Wenn sie sich für Richard entschied, würde sie das nie wieder erleben. Dann gehörte sie nicht mehr dazu.

Sie hingte ihr grünes Kleid in den Schrank neben das dunkelblaue, das graue trug sie. Drei Kleider, dazu verschiedene Schürzen, zwei Strickjacken, zwei Paar Schuhe. Was Lillian wohl zu ihrem Kleiderschrank sagen würde, oder Richard? Immerhin musste sie nie lange überlegen, was sie anziehen sollte.

Sie schloss die Schranktür und ging nach unten in die Küche. Wohlige Wärme umfing sie, es duftete nach frischem Brot. Auf dem Herd stand wie immer der große Topf, in dem Fleisch oder ein Eintopf simmerte. Ihre Mutter stand am Küchentisch und knetete Teig.

»Hast du Hunger?«, fragte sie.

»Nein, ich habe noch bei Rachel gefrühstückt.«

»Du kannst die Kartoffeln schälen und würfeln«, sagte ihre Mutter. »Deborah ist in der Milchkammer und buttert.«

Leah machte sich an die Arbeit.

Es war ungewohnt, wieder mit so vielen Leuten am Mittagstisch zu sitzen. Ihre Eltern, Gideon und Deborah, Elias und Katie mit ihren drei Kindern. Das Gespräch drehte sich um die Mühle und natürlich um die Hochzeit. Erst als die Mahlzeit beendet war, fiel Leah auf, dass niemand sie nach ihrer Zeit in der Stadt gefragt hatte.

Auch beim Abendessen war es so. Noch nicht einmal Gideon fragte sie aus. Jacobstown, ihre

Rumspringa schienen nicht zu existieren, alle taten so, als wäre sie nie fortgewesen.

Sie saß am Tisch und lauschte dem Gespräch, doch sie konnte nichts dazu beitragen. Irgendwann fragte Deborah sie, wie es Mattie und dem Kind ginge. Leah erzählte von ihrem Besuch bei Mattie und dass sie auch ab und zu alleine im Laden war, daraufhin wechselte ihre Mutter das Thema.

Leah verstummte. Es war eindeutig, ihre Familie wollte nichts von ihren Erlebnissen hören. Plötzlich fühlte sie sich wie eine Fremde.

Sie beteiligte sich nicht mehr am Gespräch. Auch als sie half, den Tisch abzuräumen, schwieg sie. Nachdem ihre Arbeit in der Küche beendet war, entschuldigte sie sich. »Ich bin müde, ich gehe zu Bett.«

»Schon?«, sagte ihre Mutter. »Ich dachte, du setzt dich noch zu uns in die Stube, und wir unterhalten uns.«

»Und worüber?«, fuhr Leah auf. »Niemand von euch hat mir auch nur eine einzige Frage gestellt. Ihr tut so, als ob mein Leben in Jacobstown nicht existiert. Über jeden Kuhfurz wird gesprochen, aber wenn ich etwas sage, wechselt ihr das Thema.«

Bestürzt sah ihre Mutter sie an. »Du weißt, dass wir nicht viel über die Englischen reden. Sie leben ihr Leben und wir unseres.«

»Ja, ich weiß«, entgegnete Leah ruhiger. »Aber jetzt lebe ich unter den Englischen. Und diese Zeit ist wichtig für mich.«

Ihr Vater trat in die Küche. »Du wolltest unbedingt dorthin. Wir haben es erlaubt. Doch möchte ich nicht, dass du deine englische Art in unser Haus trägst. Deshalb reden wir nicht darüber.«

»Ich soll also so tun, als gäbe es alles, was ich dort erlebt habe, nicht. Aber das geht nicht. Ich habe mich verändert. Selbst, wenn ich zurückkomme, werde ich nicht mehr dieselbe sein.«

»Was soll das heißen, selbst wenn du zurückkommst?«, fragte ihr Vater scharf und zog die Brauen zusammen.

Leah holte tief Luft. Das hatte sie eigentlich nicht sagen wollen, es war ihr in ihrem Zorn herausgerutscht. »Es heißt, dass ich mich noch nicht entschieden habe.«

Er sah sie lange an. Dann wandte er sich wortlos um und ging zurück in die Stube. Leah lief die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer. Sie zwang sich, die Tür leise zu schließen, obwohl ihr sehr danach war, sie zuzuknallen. Gut, wenn ihre Familie nichts von ihrem Leben hören wollte, musste sie auch nichts erzählen. Weder dass sie englische Kleidung trug, noch dass sie mit Richard ausging. Vielleicht war es ja besser so.

Sie gewöhnte sich schnell wieder an die täglichen Arbeiten auf dem Hof. Jeden Tag kamen Freunde und brachten Speisen für das Hochzeitsmahl vorbei. Das Haus war immer voller Leute. Trotzdem fühlte Leah sich einsam. Sie sehnte sich nach Richard, Grace fehlte ihr und auch Rachel. Selbst Lillians Geplauder erschien ihr in der Erinnerung nicht mehr so oberflächlich. Immerhin hatte sie ab und zu ein paar Fragen nach Leahs Leben gestellt. Mehr als ihre Familie es jetzt tat. Sie konnte es kaum erwarten, in die Stadt zurückzukehren.

Der Tag der Hochzeit kam. Am frühen Morgen bedeckte Raureif die Dächer und den Hof, die Luft war klirrend kalt. Doch dann stieg die Sonne über die Baumspitzen, tauchte den Hof in goldenes Licht und ließ die ersten Blätter an den Bäumen in zartem Grün leuchten.

Die ersten Wagen rollten auf den Hof, die Kinder halfen dabei, die Pferde zu versorgen, Leah und Katie führten die Frauen in die Küche und die Speisekammer, die Männer versammelten sich in der Stube und dem Schlafzimmer ihrer Eltern, jeder Raum wurde genutzt. Schließlich begann der Gottesdienst. Deborah und Samuel standen auf dem Flur vor dem Bischof.

Leahs Gedanken wanderten. Wie lief wohl eine Hochzeit bei den Englischen ab? Bestimmt dauerte der Gottesdienst bei ihnen keine drei bis vier Stunden. Aber sicher gaben sich die Brautleute auch bei den Englischen das Versprechen, füreinander da zu sein, im Guten wie im Schlechten.

Schließlich sprach der Bischof das Schlusswort. Sofort brach in allen Räumen Betriebsamkeit aus. Stühle scharrtten über den Boden, Stimmengewirr ertönte, die Speisen wurden aufgetragen. Deborah winkte ihr von der Wohnstube aus. »Komm rüber, Leah!«

In der Stube waren zwei Tische gedeckt. Einer für das Brautpaar und die »Eckleute«, die jeweiligen besten Freunde, und ein großer für die »Newwehocker«, die jungen Leute im heiratsfähigen Alter.

»Setz dich hierhin«, sagte Deborah und deutete auf den großen Tisch, doch Leah schüttelte den Kopf. Als Ungetaufte war sie nicht heiratsfähig, nicht für einen Amisch. Und sie wollte auch nicht den Eindruck erwecken, als interessiere sie sich für jemanden Bestimmtes.

»Ich setze mich zu Mutter und Eliza in die Küche.«

Als sie hinausgehen wollte, kam ihr Joshua entgegen.

»Hallo Leah!« Er lächelte sie an. »Sitzt du auch bei den Newwehockern?«

Verlegen erwiderte sie sein Lächeln. »Nein, ich esse in der Küche.« Auf einmal bedauerte sie diesen Entschluss. Neben ihm zu sitzen und mit ihm zu reden, wäre schön gewesen.

Er nickte ihr zu. »Dann sehen wir uns sicher später.«

»Joshua!« Selma Fisher drängte sich an Leah vorbei in den Raum. »Wie geht es dir?«

»Danke, gut, und dir?«

»Auch gut. Wie weit bist du denn mit dem Dachwägele, das du für Vater baust?«

»In zwei Wochen ist es fertig.«

Er folgte Selma zum Tisch und nahm neben ihr Platz. Sein Lächeln versetzte Leah einen leichten Stich. Ob er ihr wohl den Hof machte? Selma war auf jeden Fall in ihn verliebt. Sie himmelte ihn geradezu an. Vielleicht wurden die beiden ja ein Paar. Beide waren getauft.

Abrupt wandte Leah sich ab und ging in die Küche. Bald würde sie Richard wiedersehen. Sie hatte versprochen, bis nach Ostern zu bleiben, doch dann brauchte Rachel sie wieder im Laden, und sie hatte einen Grund zu gehen.

Am nächsten Morgen ging sie zu der Telefonzelle, die sich an der Grenze zum Land der Brennemanns, einer mennonitischen Familie, befand. Nachdem sie eine Münze eingeworfen hatte, meldete sich die Telefonistin. Leah nannte Namen und Adresse der Bellamys.

»Ich verbinde Sie.«

Einige Zeit später hörte Leah eine weibliche Stimme. »Hallo?«

Leah zögerte. Sie hatte gehofft, Richard oder seine Schwester zu erreichen, aber diese Stimme klang nicht wie Lillians.

»Mrs. Bellamy?«

»Ja, am Apparat.«

»Hier spricht Leah. Könnte ich bitte Richard sprechen?«

Schweigen folgte. Dann fragte Richards Mutter sichtlich irritiert: »Wer, bitte?«

Seltsam. Sie erinnerte sich nicht an Leahs Namen? Nun, sie hatte bei ihrem Kennenlernen einen recht zerstreuten Eindruck gemacht, vielleicht lag es daran.

»Leah Hochleitner. Ich war vorigen Samstag mit Richard auf dem Ball.«

»Ah, Leah, ja«, antwortete Mrs. Bellamy, und es klang, als wüsste sie immer noch nicht so recht, wer am Telefon war. »Richard ist nicht hier. Soll ich etwas ausrichten?«

»Ja, bitte«, sagte Leah schnell. »Sagen Sie ihm, dass ich erst nächste Woche wieder in der Stadt bin. Meine Schwester hat geheiratet, und ich bin noch bei meiner Familie. Ich werde nach Ostern wieder in Jacobstown sein.«

»So. Ja, ich richte es aus.« Mrs. Bellamy beendete das Gespräch.

Leah stand in der Telefonzelle und starrte auf die Sprechmuschel. Richards Mutter hatte mit ihr gesprochen, als wäre sie eine völlig Fremde und nicht die Frau, die ihr Sohn liebte. Dabei hatte Richard doch bestimmt von ihr erzählt. Oder nicht?

Graces Worte kamen ihr in den Sinn. »Ein Kuss ist nur ein Kuss.«

Hatte der Kuss für ihn doch eine andere Bedeutung als für sie? Aber er hatte gesagt, dass er sie liebte. Vielleicht gab es Gründe dafür, dass er noch nicht mit seinen Eltern über sie gesprochen hatte. Sie hatte ja ihrer Familie auch noch nicht von ihm erzählt. Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Er war der Erbe des Unternehmens. Vielleicht erwarteten seine Eltern eine passende Heirat. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Sie seufzte. Es würde nicht nur für sie schwer werden.

17. Kapitel

Das Osterfest kam. Deborah war inzwischen auf den Wagnerhof gezogen. Trotz ihrer Sehnsucht nach Richard genoss Leah die Zeit. Am Karfreitag wurde bis Mittag gefastet und gebetet, Leahs Vater las aus der Bibel vor. Am Samstag wurde wie üblich für den Gemeehsonntag gekocht. Normalerweise war der Ostersonntag ein fröhlicher Sonntag, doch dieses Mal begann Bischof Zook die Gemeeh mit der Nachricht, dass Amerika in den Krieg eingetreten war.

»Wir wollen beten, dass dieser grausame Krieg nicht lange dauert!«

Beim Liebesmahl war die Stimmung zunächst noch gedämpft, doch nach einiger Zeit wandten sich die Gespräche anderen Themen zu. Die Amisch würden sich aus dem Krieg heraushalten, wie sie es immer getan hatten.

Auch dieses Mal blieb Leah nicht zum Singen.

»Ich fahre dich in die Stadt«, sagte ihr Vater am Dienstagmorgen.

Leah stand im Flur, die gepackte Tasche in der Hand. Eigentlich hatte Gideon sie fahren sollen. Er hatte schon das Pferd angespannt. Jetzt machte er ein enttäuschtes Gesicht. »Darf ich wenigstens mitfahren?«

»Nein. Du gehst in die Mühle und hilfst Elias, bis ich wieder da bin.«

Ihr Vater zog seinen Mantel an, setzte den Hut auf und ging hinaus. Leah band die Bänder ihrer Haube zu einer Schleife, schlüpfte ebenfalls in den Mantel und folgte ihm. Das schöne Wetter war vorbei, die Sonne versteckte sich hinter grauen Wolken. Ein kalter Wind strich über den Hof. Leah kletterte neben ihrem Vater in den Buggy und schob die Hände unter ihren Mantel.

»Hü.« Er schnalzte mit der Zunge, und das Pferd trabte an.

»Was glaubst du, wie lange wird Rachel noch deine Hilfe brauchen?«, fragte er, als sie auf die Straße einbogen.

»Ich denke, Mattie kann ihr in etwa zwei Wochen wieder im Laden helfen. Aber ...«

»Das ist gut, dann bist du schon Ende des Monats wieder zu Hause.«

Sie sah ihn von der Seite an. Sein Gesicht wirkte angespannt, er sah konzentriert auf die Straße. Er wollte sie vor vollendete Tatsachen stellen und würde mit Rachel darüber reden, dass sie nach Hause kommen sollte.

Doch sie war noch nicht bereit. Sie wollte noch nicht nach Hause, und sie würde sich nicht seinem Willen beugen.

»Nein«, sagte sie.

Ruckartig wandte er den Kopf. »Was soll das heißen?«

»Es heißt Nein. Ich werde nicht in zwei Wochen nach Hause kommen. Ich habe mich noch

nicht entschieden.«

Es fiel ihr schwer, seinem Blick standzuhalten und nicht wie eine gehorsame Tochter die Augen zu senken.

»Du bist seit Anfang des Jahres dort. Lebst unter den Englischen, siehst, was sie tun, benutzt ihre Dinge. Du trägst sogar ihre Kleidung. Das reicht, um ihre Lebensweise kennenzulernen. Wenn du dich immer noch nicht entscheiden kannst, dann, weil du ihren Verlockungen erlegen bist. Und deshalb kommst du nach Hause.«

Sie straffte die Schultern. »Du kannst mich zwingen, nach Hause zu kommen, aber du kannst mich nicht zur Taufe zwingen.«

Ungläubig schüttelte er den Kopf, doch als er sprach, klang seine Stimme deutlich sanfter. »Wenn du dich nicht taufen lässt, musst du unsere Gemeinde verlassen. Ich kann nicht glauben, dass du das wirklich willst.«

»Ich will euch nicht verlassen. Aber es kann sein, dass ich es muss.«

»Warum sollte das der Fall sein?«

»Weil ich einen Mann liebe, der kein Amisch ist.« So, nun war es heraus.

Mit einem Ruck zog er die Zügel an, das Pferd blieb stehen. »Du redest von einem Englischen? Wie konnte das passieren?«

»Wie so etwas passiert? Man verliebt sich. Man kann nichts dagegen tun.«

»In einen Ungläubigen.« Er klang nicht wütend, eher fassungslos. »Weiß deine Tante davon?«

»Nein. Ich habe bisher noch niemandem davon erzählt.« Erst als sie es ausgesprochen hatte, merkte sie, dass es nicht stimmte. Sie hatte mit Joshua gesprochen.

»Du hast ihn heimlich getroffen?«

Wieder verneinte sie. »Wir sind ins Café gegangen und auch mal in ein Lichtspielhaus. Immer waren seine Freunde, Grace oder seine Schwester dabei. Zweimal war ich mit ihm alleine, da hat er mich nach Hause gefahren. Ich habe nichts Verbotenes getan, außer, mich in ihn zu verlieben. Und er hat mich immer mit Respekt behandelt.« Das war nicht gelogen. Über den Kuss wollte sie jetzt lieber nicht sprechen.

»Ich rede mit Rachel. Sie muss ohne dich zurechtkommen.«

»Entschuldige, Vater, aber das ist mein Leben. Ich weiß, dass ich mich entscheiden muss. Und ich werde es tun. Aber nicht heute. Und deshalb werde ich in Jacobstown bleiben.«

Er antwortete nicht, sondern trieb das Pferd wieder an. Den Rest der Fahrt schwiegen sie beide.

Vor Rachels Haus stieg er aus und band das Pferd an. Dann betrat er den Laden, Leah folgte ihm. Rachel stand hinter dem Verkaufstisch und lächelte sie an.

»Guten Morgen, Dave, hallo Leah.«

»Guten Morgen, Rachel. Ich muss mit dir sprechen.«

Ihr Lächeln erlosch. »Ist etwas passiert?«

Er deutete auf die hintere Tür. »Können wir unter vier Augen reden?«

»Aber ja. Leah, bleibst du hier im Laden?«

Leah nickte.

Ihr Vater würde Rachel ausfragen, aber sie konnte ihm nicht viel mehr erzählen, als er schon wusste.

Leah nahm die Haube ab und kontrollierte den Sitz ihrer Kapp. Danach schob sie einige Kerzen im Regal herum, stellte Körbe anders hin. Immer wieder glitt ihr Blick zur Hintertür. Würde er Rachel wirklich sagen, dass sie nicht mehr bleiben durfte? Eigentlich hätte sie bei dem Gespräch dabei sein sollen. Es war nicht recht, dass er hinter ihrem Rücken Entscheidungen über ihr Leben traf.

Die Glocke an der Tür bimmelte, Sarah, die Lehrerin, trat ein. »Hallo Leah, du bist wieder hier?«

»Ja. Ich war nur für die Hochzeit meiner Schwester auf dem Mühlenhof.«

»Ach so. Ich brauche Nähadeln und Garn.«

»Welche Farbe soll das Garn haben?«

Sie bediente Sarah und eine weitere Kundin. Immer wieder sah sie nervös auf die Uhr an der Wand. Über eine halbe Stunde redeten ihr Vater und ihre Tante jetzt schon. Unruhig ging sie hinter dem Tisch auf und ab. Worüber sprachen sie? Sie hatte ihm klar gesagt, dass sie nicht nach Hause kommen würde. Das war Ungehorsam. Doch sie würde es auf einen Streit mit ihm ankommen lassen. Sie musste Richard wiedersehen, bevor sie eine Entscheidung traf.

Endlich öffnete sich die Tür, und ihr Vater kam zurück, gefolgt von Rachel. Er sah zufrieden aus, Rachel wirkte sichtlich betreten. Sie warf Leah einen entschuldigenden Blick zu.

Ihr Vater sprach zuerst. »Deine Tante hat bestätigt, was du mir schon gesagt hast. Du hattest Umgang mit schlechten Menschen. Eitlen Frauen und Männern, die nur für ihr Vergnügen leben und nicht gottesfürchtig sind.«

Das hatte ihre Tante gesagt?

»Woher weißt du, dass sie schlechte Menschen sind? Du kennst niemanden von ihnen, außer Grace.«

»Ich rede nicht von Grace, ich rede von dem jungen Mann und seiner Schwester, diese Bellamys. Die Bell-Steel-Company liefert Stahl an die National Filling Factory. Und die bauen Kanonen und Gewehre. Waffen, um Krieg zu führen, um Menschen zu töten. An ihren Händen klebt Blut. Und mit solchen Leuten hattest du Umgang.«

Das hatte sie nicht gewusst. Sie würde mit Richard darüber reden. Doch weder er noch seine Schwester waren schuld am Krieg, sie töteten niemand, sie benutzten keine Waffen.

Ihr Vater schüttelte den Kopf, als sie das sagte. »Wir brauchen nicht weiter darüber sprechen. Du wirst diesen jungen Mann nicht wiedersehen. Heute und morgen kannst du hierbleiben, damit Rachel Zeit hat, einen Ersatz für dich zu finden. Morgen Abend hole ich dich ab.« Er schien gar nicht damit zu rechnen, dass sie widersprechen würde.

»Vater, ich habe es auf der Fahrt schon gesagt: Ich bin noch nicht bereit zur Taufe.«

»Das spielt keine Rolle. Du kannst dich auch zu Hause entscheiden.«

»Nein, das kann ich nicht. Für meine Entscheidung ist auch Richard wichtig. Ich werde nicht nach Hause kommen.«

»Doch, das wirst du, denn Rachel wird dich nicht mehr beherbergen. Das haben wir so besprochen.«

Er nickte ihrer Tante zu und ging.

Leahs Knie zitterten, sie musste sich setzen. Was sollte sie nun tun? Eine Wohnung zu mieten konnte sie sich nicht leisten.

»Es tut mir leid«, sagte Rachel. »Aber er ist dein Vater, und ich kann mich nicht gegen ihn stellen. Wenn ich dich weiter hier wohnen lasse, wird er die Sache vor den Bischof bringen. Ist es dir denn so ernst mit diesem jungen Mann, dass du dich gegen deine Familie und deinen Glauben entscheiden würdest?«

»Ich liebe ihn. Und ich denke, ein Glaube, der die Menschen zwingt, sich zwischen Liebe und Glauben zu entscheiden, ist kein guter. Es ist nicht richtig.«

Rachel schüttelte den Kopf. »Du kennst Gottes Gebot: Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit zu schaffen mit der Gesetzlosigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?«

»Ja, das wird immer herangezogen. Wir glauben, dass wir die Gerechten sind, die im Licht leben. Doch das glauben andere von sich auch. Für sie sind wir die Ketzer. Woher wissen wir, dass nicht wir auf dem falschen Weg sind, sondern alle anderen? Ist es nicht selbstgerecht und eitel, zu denken, man sei alleine im Besitz der Wahrheit?«

»Leah«, flüsterte Rachel erschüttert. »Wer hat dir bloß solche Ideen eingegeben?«

Leah lachte kurz auf. »Niemand, Tante. Das sind ganz alleine meine Gedanken.«

»Nein. Das hat der Teufel dir eingeflüstert. Dein Vater hat recht, du musst nach Hause.«

»Auch zu Hause werden diese Gedanken in meinem Kopf sein.«

18. Kapitel

Ich bleibe heute nicht zum Essen«, sagte Leah, als Rachel die Ladentür abschloss.

»Du triffst dich doch nicht mit diesem Mann?«

Dieser Mann! Wie sich das anhörte. Aber sie konnte ihre Tante beruhigen.

»Nein. Ich möchte mich von Grace verabschieden.«

Sie zog ihren Mantel an, setzte die Haube auf und eilte durch die Straßen. Mrs. Halsey und Grace standen in der Küche und spülten Geschirr.

»Komm herein und setz dich«, sagte Grace. »Wir sind gleich fertig. Wie war Deborahs Hochzeit?«

»Wie eine amische Hochzeit so ist. Lang.«

»Na, das klingt aber wenig begeistert«, stellte Graces Mutter fest. »Du hast wohl keine Lust zu heiraten?«

»Ich wüsste nicht, wen ich aus unserer Gemeinde heiraten sollte.«

Grace warf ihr einen prüfenden Blick zu. »Du klingst seltsam, ist irgendetwas nicht in Ordnung?«

»Mein Vater besteht darauf, dass ich nach Hause komme. Übermorgen schon. Er hat Tante Rachel gesagt, dass ich nicht weiter bei ihr wohnen darf.«

Grace riss die Augen auf. »Das ist ja furchtbar. Er kann dich doch nicht zwingen, oder?«

»Nun, sie ist nicht volljährig«, sagte ihre Mutter. »Damit kann er sie vor dem Gesetz schon zwingen.«

»Du meinst, er könnte zum Sheriff gehen? Und der sperrt sie dann ein?«

»Das würde er nicht tun«, sagte Leah. »Wir vermeiden es, die englischen Beamten oder Richter mit unseren Problemen zu behelligen, wir regeln unsere Angelegenheiten unter uns. Und er muss es auch gar nicht. Es reicht, dass ich keine Bleibe mehr in der Stadt habe. Ich kann nur nach Hause gehen.«

Grace trocknete einen Teller ab und stellte ihn auf den Tisch. »Und wenn du einen Ort hättest, an dem du bleiben könntest, würdest du es tun?«

»Ja«, sagte Leah schnell. »Auch wenn das bedeuten würde, dass mein Vater mit mir bricht. Ich habe das Recht, zu entscheiden, wann ich mich taufen lasse.«

Grace drehte sich zu ihrer Mutter um. »Sie könnte doch bei uns bleiben und in dem kleinen Zimmer neben meinem schlafen.«

Leah starrte sie an. An diese Möglichkeit hatte sie noch nicht gedacht. Hoffnung breitete sich in ihr aus. Doch Mrs. Halsey wiegte zweifelnd den Kopf.

»Ich weiß nicht. Kommen wir dann nicht mit dem Gesetz in Konflikt?«

»Mein Vater würde sich niemals an die Englischen wenden.« Leah kam eine Idee. »Ich könnte arbeiten, in der Küche und mit den Gästen helfen. Zimmer aufräumen und putzen. Kochen, Geschirr spülen, was auch immer nötig ist.«

»Wir könnten schon Hilfe gebrauchen«, sagte Mrs. Halsey langsam. »Aber ich kann dir nicht viel bezahlen.«

»Das macht nichts, das konnte Tante Rachel auch nicht. Ich brauche nicht viel.«

»Nun, dann probieren wir es. Ich kann ja verstehen, dass du nicht zurückwillst. Was wird dein Vater dazu sagen?«

»Er wird wütend sein. Aber er kann Ihnen nicht verbieten, mir Arbeit zu geben, und mir nicht zu arbeiten.«

Und vielleicht würde er irgendwann auch verstehen, wie wichtig ihr diese Zeit war.

Sie bat darum, telefonieren zu dürfen, und dieses Mal hatte sie Lillian am Telefon.

»Kann ich Richard sprechen?«

»Er ist noch nicht da. Soll ich etwas ausrichten?«

»Ja, bitte. Sag ihm, er kann mich anrufen. Ich bin in Mrs. Halseys Pension.«

»Mache ich. Wie geht es dir?«

War das nun die übliche Höflichkeitsfrage, oder wollte Lillian wirklich wissen, wie es ihr ging?

»Nicht besonders. Es gab Ärger mit meinem Vater.«

»Ach so. Na ja, hoffentlich ist es nicht so schlimm.«

Also nur Höflichkeit. »Nein, es wird schon wieder.«

Anschließend besprach Leah die Details ihrer Arbeit mit Mrs. Halsey.

»Ich habe im Moment fünf Gäste. Zwei Paare und einen alleinstehenden Herrn. Wir decken abends schon die Tische für das Frühstück. Morgens mache ich dann das Essen, Rührei, Pfannkuchen, Würstchen. Deine Aufgabe wird es sein, die Portionen anzurichten, und Grace bedient die Leute.«

Es war gut, wenn sie die Leute nicht bedienen musste. Sie wollte so wenig Aufmerksamkeit wie möglich auf sich ziehen.

Anschließend würde das Geschirr gespült und der Frühstückraum gekehrt werden, führte Mrs. Halsey weiter aus, und wenn die Gäste das Haus verließen, würden die Zimmer in Ordnung gebracht.

Kurz bevor Leah sich verabschieden wollte, klingelte das Telefon. Mrs. Halsey meldete sich

und rief dann Leah zum Apparat. Ihr Herz klopfte wild, als sie die Hörmuschel ans Ohr drückte. »Ja, bitte?«

»Leah!« Richards Stimme. »Endlich. Ich habe mir Sorgen gemacht. Wo warst du?«

»Ich war zu Hause, meine Schwester hat geheiratet. Hat deine Mutter es dir nicht ausgerichtet? Ich hatte angerufen.«

»Also warst du das. Ja, sie hat mir etwas von einem Anruf und einer Hochzeit erzählt, aber es klang etwas wirr, und sie hatte sich deinen Namen nicht gemerkt. Geht es dir gut?«

»Nein. Mein Vater will, dass ich sofort nach Hause komme. Ich darf nicht mehr bei meiner Tante bleiben.«

»Das ist ja furchtbar. Brauchst du Hilfe? Du könntest in unserem Wochenendhaus wohnen.«

»Nein danke, ich kann bei Grace wohnen. Ich erzähle dir alles, wenn wir uns sehen.«

»Wann können wir uns treffen?«

»Ruf mich bitte am Donnerstag an. Dann weiß ich, wann ich Zeit habe.«

»Das mache ich. Und Leah ...«, er senkte die Stimme, »ich habe dich furchtbar vermisst.«

Ein jähes Glücksgefühl durchfuhr sie so heftig, dass es schmerzte.

»Ich dich auch«, flüsterte sie in die Sprechmuschel. »Bis Donnerstag.«

Sie hängte den Hörer ein.

Schlaflos lag sie in ihrem Bett in Matties altem Zimmer. Was würde ihr Vater tun, wenn sie sich weigerte, mit ihm zu kommen? Wütend würde er sein, ihr vorwerfen, dass sie keine gute Tochter wäre. Kinder hatten ihren Eltern zu gehorchen. Es gehörte zu den ersten Dingen, die sie lernten, sobald sie laufen konnten. In manchen Familien wurde auch die Rute gebraucht, denn es stand geschrieben: »Rute und Zucht geben Weisheit; aber ein sich selbst überlassener Knabe macht seiner Mutter Schande.«

Auch ihr Vater hatte seine Söhne gezüchtigt. Allerdings hatte er die Rute für seine Töchter nie für nötig befunden.

Leah hatte keine Angst vor ihrem Vater, trotzdem graute es ihr vor diesem Gespräch, doch ausweichen konnte sie nicht. So ging sie in Gedanken immer und immer wieder durch, was sie sagen würde. Irgendwann fiel sie in einen unruhigen Schlummer.

»Sag das noch mal.«

Das Gesicht ihres Vaters war völlig ausdruckslos, als stünde er unter Schock. Ihre Tante hatte die Augen aufgerissen, ihr Mund formte ein lautloses »Oh«.

Leah schloss kurz die Augen und atmete tief ein. Dann blickte sie ihren Vater wieder an. »Ich werde nicht mit dir kommen. Ich habe mir eine neue Arbeit und eine andere Bleibe gesucht.«

Fassungslos schüttelte er den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Leah, weißt du denn, was

du da tust?«

»Ja. Ich muss herausfinden, wo ich hingehöre.« Plötzlich saß ein Kloß in ihrer Kehle, ihre Augen brannten. »Wenn ich jetzt auf den Mühlenhof zurückgehe, werde ich es mein Leben lang bereuen. Ich werde niemals wissen, ob es die richtige Entscheidung war, weil es nicht meine Entscheidung war. Ich liebe euch. Aber euer Leben ist so eng, die Welt der Amisch ist so klein. Es gibt noch so viel, das ich wissen möchte.« Jetzt liefen ihr die Tränen über die Wangen.

»Bischof Zook hat gesagt, die Rumspringa ist da, damit ihr jungen Leute eine Wahl habt. Du hattest ausreichend Gelegenheit, die Fortschritte der Englischen kennenzulernen. Die Zeit für deine Entscheidung ist jetzt.«

»Du weißt, dass es nicht alleine um die englische Lebensweise und den Glauben geht. Ich liebe Richard. Wenn es möglich wäre, dass wir uns lieben dürfen, auch wenn er Englisch ist und ich Amisch bin, dann würde ich sofort mit dir nach Hause kommen.« Sie hob die Hände, drehte die Handflächen nach oben, die uralte Gebärde des Flehens.

»Du weißt, dass es nicht möglich ist.« Er trat einen Schritt zurück. »Ich kann dich nicht daran hindern, bei den Engländern zu leben, für sie zu arbeiten und ihre Dinge zu benutzen. Aber ich will damit nichts zu tun haben. Solange du unter ihnen lebst, bist du in meinem Haus nicht mehr willkommen.«

Leah ließ ihre Hände sinken. Einige Augenblicke sahen sie einander stumm an, dann wandte sich ihr Vater um und ging. Seine Bewegungen waren langsam und schwerfällig, als wäre er viel älter als seine fünfundfünfzig Jahre.

Leah trat vor die Tür und sah ihm zu, wie er sein Pferd losband und auf den Buggy kletterte. Er wandte den Kopf. »Wenn du dich entscheidest, alles Englische hinter dir zu lassen, dann komm nach Hause.«

Er trieb das Pferd an.

Leah betrat erneut den Laden, wo Rachel immer noch regungslos stand.

»Ich gehe dann, Tante Rachel.« Sie zog den Mantel an und holte ihre Tasche.

»Gott sei mit dir, Leah. Ich hoffe, er hilft dir, den rechten Weg zu finden.«

»Das hoffe ich auch. Leb wohl.«

Jetzt würde wirklich ein anderes Leben für sie beginnen. Eines ohne Familie, ohne Gottesdienste. Ihr Vater hatte noch nicht einmal gefragt, wo sie wohnen würde.

19. Kapitel

Grace und ihre Mutter bereiteten ihr ein herzliches Willkommen. Mrs. Halsey war schockiert, als Leah erzählte, wie ihr Vater reagiert hatte.

»Das hätte ich nicht von ihm erwartet. Er macht doch einen so freundlichen Eindruck.«

Ja, dachte Leah. Es war die Maske, die sie den Englischen zeigten. Immer höflich und immer auf Abstand. Ein Lächeln, das man auf- und absetzen konnte. Wenn sie zur nächsten Gemeeh gehen würde, würde man auch ihr dieses Lächeln zeigen. Niemand würde unfreundlich zu ihr sein oder unhöfliche Fragen stellen. Nein. Man würde ihr anders klar machen, dass sie nicht mehr dazugehörte.

Mit Grace ging sie die Treppe hinauf. Die lange schmale Kammer, die sie nun bewohnen würde, lag neben Graces Zimmer. Die Einrichtung bestand aus einem Bett, einem schmalen Schrank, einer Kommode und dem Waschtisch. Wahrscheinlich war es früher mal ein Dienstenzimmer gewesen.

Leah packte ihre Tasche aus, hängte ihre Kleider in den Schrank, stellte die Schnürschuhe dazu und legte auch die Kapp und die Haube weg. Das graue Kleid würde sie mit einer weißen Schürze zur Arbeit tragen, aber sonst würde sie die amische Kleidung nicht mehr anziehen. Sie hatte genug gespart, um sich noch einen Rock und zwei Blusen zu kaufen und vielleicht auch ein Paar Stiefel.

Am selben Abend rief Richard an. »Ich bin morgen im Wochenendhaus. Wenn du Zeit hast, können wir uns treffen.«

Der Klang seiner Stimme ließ Leahs Herz schneller schlagen. Gleichzeitig meldete sich ihr Gewissen. Würde Lillian auch da sein, oder war er alleine im Haus? Sie schüttelte den Gedanken ab. Sie musste sich nicht an die Ordnung halten. »Ich habe morgen ab dem späten Nachmittag frei.«

»Dann hole ich dich ab. Ich freue mich.«

Es war dunkel, als sie am nächsten Morgen erwachte. Sie tastete auf dem Tisch nach Lampe und Streichhölzern, doch da war nichts. Durch die Vorhänge fiel der Schein einer Straßenlaterne. Verwirrt blickte sie sich um. Dann fiel es ihr ein: Sie war bei Grace. Und hier gab es elektrisches Licht. Sie stand auf, ging zur Tür und legte den kleinen Schalter um. Sofort leuchtete die Lampe, die von der Decke hing. Das war viel besser, als eine Petroleumlampe anzuzünden. Ob Grace auch schon wach war?

Leah war dabei, sich zu waschen, als sie die Tür vom Nebenzimmer klappen hörte. Dann klopfte es an ihrer Tür. »Leah, es ist Zeit zum Aufstehen.«

»Ich bin wach.«

Grace kam herein. Sie trug noch ihr Nachthemd. »Hast du gut geschlafen?«

»Besser als gestern.«

Grace lächelte. »Wir treffen uns gleich in der Küche zum Frühstück.«

Nach dem Waschen zog Leah ihr graues Kleid an und band die weiße Schürze um, die Mrs. Halsey ihr gegeben hatte. Auch ein weißes Häubchen gehörte zu ihrer Arbeitskleidung. Schürze und Häubchen waren nicht schlicht, sondern mit Rüschen verziert. Sie warf einen kurzen Blick in den Spiegel, der über ihrem Waschtisch hing. Ihr graues Kleid wirkte mit der verspielten Schürze ganz anders.

In der Küche empfing sie der Duft nach gebratenem Speck und Würstchen, nach Kaffee und frischem Brot.

Mrs. Halsey lächelte ihr entgegen. »Guten Morgen Leah, wie war deine erste Nacht hier?«

Auch sie und Grace, die eben hereinkam, trugen Häubchen und weiße Schürzen.

Auf dem Küchentisch standen Becher mit Kaffee, eine Schale mit Porridge und ein Krug Milch. Die Würstchen und der Speck brutzelten in einer großen Pfanne auf dem Herd.

Nachdem sie gegessen hatten, bereitete Mrs. Halsey in einer zweiten Pfanne Rühreier zu. Grace nahm eine große Kaffeekanne und ging hinüber in den Frühstücksraum. Leah konnte ihre fröhliche Stimme hören, als sie die Gäste begrüßte und fragte, wer Kaffee haben wollte. Leah füllte drei Brotkörbe mit Brot und knusprigen Brötchen und stellte sie auf ein Tablett, dann füllte sie drei kleinere Kannen mit Milch. Anschließend holte sie fünf große Teller aus dem Schrank und legte auf jeden Teller ein Würstchen und drei Scheiben Speck. Mrs. Halsey verteilte das Rührei, dann trugen Grace und sie Tablett und Teller zu den Gästen.

Leah gewöhnte sich rasch an ihre neue Arbeit. Wenn die Gäste mit dem Frühstück fertig waren, spülten sie das Geschirr, während Graces Mutter den Frühstücksraum kehrte und die Tische abwischte. Anschließend machten sie die Betten, füllten Waschkrüge und legten frische Handtücher bereit. Am späten Nachmittag oder abends deckte sie mit Grace zusammen die Tische für den nächsten Tag. Wenn die Gäste abreisten, bezogen sie die Betten neu, sonst wurden sie nur aufgeschüttelt. Mrs. Halsey gab die Bettwäsche, Tischtücher und Servietten in eine Wäscherei, die sie einige Tage später sauber und gebügelt zurückbrachte. Es war keine schwere Arbeit, und meistens waren die Mädchen zum Mittagessen fertig. Zweimal in der Woche gingen sie Lebensmittel einkaufen. Eier und Milch wurden jeden zweiten Tag geliefert.

Nach einiger Zeit bediente auch Leah die Gäste. Samstags traf sie sich mit Richard. Er arbeitete jetzt unter der Woche bei Bell-Steel. Jeden Samstag kam er am späten Nachmittag vorgefahren und holte Leah ab. Sie blieben nur selten in der Stadt. Manchmal verbrachten sie den Nachmittag im Haus der Bellamys, wo sie Musik hörten und er ihr neue Tanzschritte beibrachte. Ab und zu fuhren sie auch nach York in das kleine Café, und abgesehen von seinen Küssen wurde Richard niemals zudringlich. Sie gingen nach Harrisburg ins Lichtspielhaus, und er hielt ihre Hand oder legte den Arm um ihre Schultern. Ab und zu gingen sie tanzen. Inzwischen fühlte sich Leah auf der Tanzfläche im Bingham Café nicht mehr fremd. Sie hatte sich bei Hamilton Garment einen Rock, zwei Blusen, ein Kleid und Unterwäsche aus Batist bestellt. Außerdem besaß sie ein Paar geknöpfte Stiefel. Grace zeigte ihr, wie sie ihr Haar zu einer der Frisuren stecken konnte, wie sie jetzt modern waren.

Es war seltsam, nicht mehr jeden zweiten Sonntag zur Gemeeh zu gehen. Sie hätte teilnehmen können, niemand hätte es ihr verwehrt, doch es wäre ihr wie eine Lüge vorgekommen, in der Gemeeh zu sitzen und zu beten, solange sie das Leben einer Englischen führte.

Mrs. Halsey hatte ihr angeboten, sonntags mit ihr und Grace den Gottesdienst der Methodisten zu besuchen, aber sie hatte dankend abgelehnt. Solange sie sich nicht entschieden hatte, würde sie sich nicht mit einem anderen Glauben befassen.

Sie dachte oft an Anna und Martha, die sich auf die Rumspringa gefreut hatten. Würden deren Eltern sie ihnen jetzt noch erlauben? Es wäre schön, wenn sie mit ihnen reden könnte. Grace war ihre Freundin, doch sie wusste nicht, was es bedeutete, Amisch zu sein. Sie glaubte, Leah müsse sich nun frei fühlen. Doch das tat sie nicht. Sie vermisste ihre Familie, ihre Freunde und auch den Tratsch beim Singen. Die Gespräche, wer mit wem »rumsprang« und ob es stimmte, dass Daniel Beiler mit seiner Laterne ins Fenster von Johanna Graber geleuchtet hatte. Auch mit Richard konnte sie darüber nicht reden. Er wollte nichts von ihrem Leben bei den Amisch hören und wechselte das Thema, wenn sie etwas davon erzählte, was nicht oft vorkam. Überhaupt gab es zwischen Richards Leben und ihrer Vergangenheit wenig Berührungspunkte. Richards Familie waren Städter durch und durch. Sie besaßen außer ein paar Pferden, um die sich ein Knecht kümmerte, keine Tiere. Sie pflanzten keine Nahrungsmittel an, sie kauften sie ein. Und sie kochten auch nicht selbst, sondern hatten eine Köchin und zwei Küchenmädchen. Als sie ihm einmal davon erzählte, wie sie morgens und abends die Ziegen gemolken hatte, sie auf die Weide getrieben und den Stall ausgemistet hatte, schüttelte Richard den Kopf. »Das kann ich mir gar nicht vorstellen. Du, eine Ziegenhirtin.«

»Ich mag meine Ziegen. Sie sind sehr klug.«

Er hatte sie ungläubig angesehen und dann gelächelt. »Meine schöne Schäferin.«

Irgendwann, als sie im Wochenendhaus waren und über seine Arbeit sprachen, fragte sie ihn, was er darüber dachte, dass aus dem Stahl von Bell-Steel Kanonen gegossen und Waffen hergestellt wurden.

»Was soll ich darüber denken?«

»Bedrückt es dich nicht, dass deine Arbeit dazu benutzt wird, Menschen zu töten?«

Er schüttelte den Kopf. »Wir stellen nur Stahl her. Was andere daraus machen, liegt nicht in unserer Verantwortung. Schau, wenn jemand eine Axt schmiedet und verkauft, ist er nicht daran schuld, wenn mit dieser Axt jemand umgebracht wird.«

Das klang einleuchtend. Und doch, etwas war falsch daran. Sie dachte nach. »Der Vergleich hinkt. Denn ihr verkauft den Stahl, damit er zur Waffe wird. Das wäre so, als ob die Axt speziell für einen Mörder gefertigt würde.«

Verblüfft sah er sie an. »Was hast du nur für Gedanken in deinem hübschen Kopf?«

»Ich habe doch recht.«

»Nun. Es ist unsere Arbeit, Stahl herzustellen, davon leben wir. Und wir müssen den Stahl verkaufen.«

»Aber könntet ihr ihn nicht Leuten verkaufen, die andere Dinge herstellen? Pflüge, Eggen, Werkzeuge.«

»Das tun wir ja auch. Wir verkaufen an jeden, der Stahl haben möchte. Es ist nicht unsere

Aufgabe, zu entscheiden, was daraus wird. Und wenn wir nicht an die Rüstungsindustrie liefern, werden es andere tun.«

»Aber«, setzte sie an, doch er unterbrach sie. »Das alles hat doch nichts mit uns zu tun. Zerbrich dir nicht den Kopf über solche Dinge. Ich habe Hunger, möchtest du auch was essen? Dann sage ich William Bescheid.«

Leah schwieg, doch es blieb ein ungutes Gefühl in ihr zurück.

20. Kapitel

Hast du am Samstag schon etwas vor?«, fragte Richard ein paar Tage später.

Verwundert blickte Leah ihn an. Er wusste doch, dass sie Samstagnachmittag frei hatte, warum fragte er so förmlich.

»Nein, wieso?«

Er lächelte verlegen. »Meine Eltern geben einen kleinen Empfang, ganz formlos. Lillian und Roger werden auch dort sein. Und meine Cousine Rose mit ihren Eltern. Ihre Mutter ist die Schwester meines Vaters.« Er räusperte sich. »Ich dachte, es sei eine gute Gelegenheit, dich meiner Familie vorzustellen.«

Leah dachte an das Gespräch mit Grace. Wenn sie recht hatte, meinte Richard es wohl ernst mit ihr.

»Nun? Was sagst du?«

Erwartungsvoll sah er sie an.

»Oh. Entschuldige, ich habe nachgedacht. Ich würde sehr gerne deine Familie kennenlernen.«

»Fein. Dann hole ich dich um zwei Uhr ab.«

Was sollte sie anziehen? Sie dachte an Lillians Kleiderschrank und an die Kleider der Frauen bei der »kleinen Feier« im Wochenendhaus der Bellamys. Vielleicht konnte Grace ihr helfen.

»Er stellt dich seiner Familie vor?« Graces Augen strahlten. »Dann liebt er dich wohl wirklich.«

»Hast du daran gezweifelt?«

»Ehrlich gesagt, ja. Sei mir nicht böse, aber er hat nun mal diesen Ruf. Dazu kommt, dass seine Familie sehr reich ist. Er gehört zu den begehrtesten Junggesellen im County.«

»Ich bin dir nicht böse. Du hast ja immer wieder versucht, mich vor ihm zu warnen. Aber er ist gar nicht so oberflächlich, wie du gesagt hast.«

Grace lächelte nur. »Was willst du anziehen?«

»Das wollte ich dich fragen. Richard sagte, es sei ein kleiner, formloser Nachmittagskaffee. Was trägt man da?«

»Ich war noch nie bei Leuten der sogenannten Gesellschaft, aber zum Kaffee reicht dein Kostüm, glaube ich. Allerdings solltest du Handschuhe tragen. Und deinen Hut.«

»Das mache ich.« Sie zögerte. »Ich hoffe, seine Familie mag mich.«

»Bestimmt.« Grace nickte heftig.

Doch Leah hatte ihre Zweifel. Sie gehörte eben nicht zur Gesellschaft. Bestimmt rechneten

seine Eltern damit, dass er ein Mädchen aus seinen Kreisen heiraten würde.

»Das kann schon sein«, sagte Grace, als Leah ihre Gedanken aussprach. »Aber wenn er dich liebt, werden sie es akzeptieren. Wie leben ja nicht mehr in den Zeiten, als Ehen von den Eltern arrangiert wurden.«

Am Samstag zog Leah nach der Arbeit das blaue Kostüm und ihre neue Bluse an. Danach half Grace ihr dabei, ihr Haar zu einem griechischen Knoten zu stecken, der jetzt modern war.

Sie setzte den Hut auf und betrachtete sich im Spiegel. Was sie sah, gefiel ihr. Mittlerweile hatte sie sich die Augenbrauen ein wenig schmaler gezupft. Es ließ ihre Augen größer wirken. Außerdem hatte sie Puder und Lippenstift aufgetragen. Grace hatte ihr helle Leinenhandschuhe geliehen. Die Spitze des rechten Zeigefingers war gestopft, doch das fiel nicht weiter auf. Nervös lächelte sie ihrem Spiegelbild zu. Hoffentlich ging alles gut.

Kurze Zeit später ertönte die Hupe von Richards Wagen. Leahs Hände zitterten ein wenig, als sie nach ihrer Tasche griff. Jetzt war sie doch sehr aufgeregt. Wenn sie bloß nichts falsch machte. Die Englischen hatten manchmal so merkwürdige Regeln.

Grace lächelte ihr aufmunternd zu. »Kopf hoch, du musst nicht nervös sein. Es sind auch nur Menschen. Meine Mutter sagt immer, auch die Reichen und Vornehmen müssen die Hosen runterlassen, wenn sie zur Toilette gehen.«

Leah prustete los.

Sie kicherte noch, als sie zu Richard in den Wagen stieg. Erstaunt sah er sie an. »Worüber lachst du?«

»Ach nichts weiter. Grace hat einen Witz gemacht.«

»Aha.« Er fuhr los. Als sie die Stadt hinter sich gelassen hatten, drosselte er das Tempo. »Es gibt da noch eine Sache, über die ich mit dir sprechen wollte.«

»Ja?«

»Ich denke, es ist besser, wenn du nicht erzählst, dass du amischer Herkunft bist.«

Leah wandte den Kopf und sah ihn an. Um seine Lippen lag ein angespannter Zug, er wirkte nervös.

Sie hatte gar nicht vorgehabt, über ihre Religion zu reden, es sei denn, sie wurde gefragt.

»Aber wenn mich jemand nach meiner Familie fragt oder wo ich herkomme ...?«

»Dann sagst du einfach, dass dein Vater eine Sägemühle in York County besitzt.«

»Das verstehe ich nicht. Warum soll ich meine Herkunft verheimlichen? Außerdem weiß Lillian es.«

»Lillian wird es niemandem sagen. Ich habe mit ihr geredet.«

Unbehagen machte sich in Leahs Bauch breit. Schämte er sich ihrer Herkunft wegen?

Wechselte er deshalb immer das Thema, sobald sie über ihre Familie sprach?

»Du willst, dass ich lüge?«

»Es ist doch keine Lüge. Deine Familie lebt in York County, dein Vater besitzt eine Sägemühle.«

Sie schüttelte den Kopf. »Warum?«

»Leah, du weißt doch, wie die Leute sind. Erinnere dich an die Reaktion meiner Freunde, als sie erfahren haben, dass du eine Amisch bist. Und wie Lillian reagiert hat. Du musst es dir doch nicht unnötig schwer machen.«

Wollte er wirklich das Beste für sie, oder wollte er es für sich leichter machen? Doch früher oder später würden seine Eltern die Wahrheit erfahren.

»Ich schäme mich nicht für meine Herkunft und meinen Glauben. Und irgendwann musst du es deinen Eltern doch erzählen.«

»Aber noch nicht jetzt. Außerdem bist du doch gar nicht mehr amisch. Du lebst nicht mehr wie sie, du kleidest dich nicht mehr wie sie, und du gehst nicht mehr zu ihrem Gottesdienst. Du bist jetzt eine Amerikanerin.«

»Nein, das bin ich nicht. Noch habe ich mich nicht entschieden. Und selbst wenn ich mich nicht taufen lasse und die Gemeinde verlasse, habe ich doch meine Wurzeln dort. Ein Teil von mir wird immer amisch sein.«

Richard stieß ungeduldig die Luft aus. »Zurzeit ist es einfach nicht klug. Deutsche sind sehr unbeliebt, seit Amerika Deutschland den Krieg erklärt hat.«

»Aber ich bin doch keine Deutsche.«

»Ihr sprecht die Sprache, ihr sondert euch ab. Die meisten Menschen sehen euch als Deutsche. Sie glauben, dass ihr für den Kaiser spioniert. Dass eure Männer nicht kämpfen, bestätigt die Leute in dieser Meinung. Du hast doch auch schon Zeitungsartikel gelesen, in denen man die Amisch und die Mennoniten als Verräter an der amerikanischen Sache bezeichnet hat.«

Das hatte sie allerdings. Seit Jahresbeginn war die Stimmung gegenüber den deutschsprachigen Täufern sehr schlecht geworden. Auch im »Harrisburg Telegraph« wurden immer wieder Artikel veröffentlicht, in denen gegen die »Dunkards« gehetzt wurde. Besonders gegen die Amisch. Weil sie keine Kriegsanleihen kauften, weil sie gegen jegliche Beteiligung am Krieg waren.

»Ich verstehe«, sagte sie. »Ich werde nichts über mich erzählen, solange mich keiner fragt. Aber ich werde nicht lügen.«

Vor dem Haus der Bellamys standen mehrere Automobile. Richard parkte seines daneben und half Leah beim Aussteigen. Nervosität packte sie, als sie neben ihm die Treppe emporstieg. An der Tür empfing sie der Butler, er neigte den Kopf.

»Guten Tag, Miss, guten Tag, Mr. Bellamy.«

Leah lächelte ihn an. »Guten Tag, Mr. William. Wie geht es Ihnen?«

William blinzelte und schien einen Augenblick verwirrt, dann lächelte er. »Es geht mir gut, danke der Nachfrage. Darf ich Ihnen aus dem Mantel helfen?« Er trat hinter sie und nahm ihr den Mantel ab.

»Ah, da seid ihr ja.« Lillian kam in die große Halle. »Ihr werdet schon ganz ungeduldig erwartet.«

Sie sah Leah an, und für einen Moment erstarrten ihre Gesichtszüge. Ihr Blick glitt rasch über das blaue Kostüm und die gestreifte Bluse hinunter zu den schwarzen Schuhen. Dann räusperte sie sich und setzte ein Lächeln auf. »Kommt herein.«

Leah musterte sie. Lillian trug ein Kleid aus hellgrüner Seide mit einem mehrstufigen Rock, besticktem Oberteil und einem Spitzenkragen, dazu helle Lackschuhe. Eine Kette mit einem leuchtenden grünen Stein zierte ihr Dekolleté. Richard nickte ihr zu, und sie folgten Lillian in den Salon. In der Mitte stand ein großer runder Tisch, an dem zwei alte Damen saßen. Richards Mutter und eine Frau etwa im gleichen Alter saßen auf dem Sofa am Fenster und Rose auf einem Sessel. Richards Vater, Roger und ein älterer Herr standen am Kamin.

Beim Anblick der Frauen verstand Leah, warum Lillian sie so angesehen hatte. Sie war zu schlicht gekleidet. Nicht alle Frauen trugen Kleider, doch auch die Röcke und Blusen waren aus feinen hellen Stoffen, aufwendig bestickt oder mit Rüschen versehen. Alle trugen Schmuck. Perlenketten, Broschen oder lange Goldketten. Und alle starrten sie an.

Nun, dann war sie eben nicht passend angezogen. Sie besaß auch nichts, was angemessen gewesen wäre. Weder derartig elegante Kleidung noch helle Schuhe und schon gar keinen Schmuck.

Richard nahm sie galant beim Arm und führte sie zum Sofa. »Liebe Mutter, hallo Tante Alice, darf ich euch Leah vorstellen? Mutter, du hast sie ja schon auf dem Wohltätigkeitsball kurz kennengelernt.«

»Ja«, sagte Mrs. Bellamy gedehnt. »Nett, Sie wiederzutreffen.«

Die Frau neben ihr musterte Leah unverhohlen. »Ganz reizend, Sie kennenzulernen. Sind Sie eine Freundin von Lillian?«

»Ähm ...« Was sollte sie nun sagen? Dass sie Richards Freundin war? Eigentlich wäre es an ihm, es richtigzustellen. Doch er schwieg.

»Ja, sie ist eine Freundin«, erklang da Lillians Stimme neben ihr. »Wir gehen ab und zu zusammen Kaffee trinken oder tanzen. Und manchmal nehmen wir Richard mit.«

Dankbar lächelte Leah ihr zu. Lillian mochte oberflächlich sein, aber sie war hilfsbereit und niemals boshaft.

Eine der Frauen am Tisch hob eine Brille an einem langen Stiel vor ihre Augen und betrachtete Leah eingehend. Dann wandte sie sich an ihre Nachbarin. »Wer ist denn das? Ich habe sie noch nie hier gesehen.«

»Ich auch nicht«, antwortete die andere lautstark. »Vielleicht ein neues Dienstmädchen?«

Rasch nahm Richard wieder ihren Arm und führte sie zum Tisch. »Liebe Großmutter, Tante Maud, das ist Leah. Eine Freundin.«

Die Dame mit der Brille hob die Augenbrauen. »Eine Freundin? Wo kommen Sie her, junge Dame?«

»Ich komme aus der Nähe von Jacobstown.«

»Jacobstown? Wo liegt das?«

»Südlich von hier«, erklärte Richard. »Wir haben dort in der Nähe vor einiger Zeit ein Sommerhaus gekauft.«

»Ah, ja. Henry hat mir davon erzählt.« Immer noch ruhte ihr Blick mit unverhohlenem Missfallen auf Leah.

»Und Sie wohnen auf dem Land?« Ihr Ton verriet, dass sie vom Landleben weder viel wusste noch viel hielt. Leah hatte gute Lust, ihr von ihrem Leben zu erzählen, von den Ziegen, von ihrem selbstgemachten Käse, vom Brotbacken und Wäschewaschen. Was sie dann wohl sagen würde? Aber sie antwortete höflich: »Ja. Wir wohnen auf dem Land. Mein Vater besitzt eine Sägemühle.«

»Ah, eine Sägemühle«, sagte die andere Dame. »Sehr lukrativ. Es wird viel gebaut zurzeit.«

Die Miene von Richards Großmutter glättete sich. »Also ist Ihr Vater Unternehmer.«

»Ja«, antwortete Richard schnell.

Seine Mutter unterbrach das Gespräch. »Darf ich jetzt alle zu Tisch bitten. Der Kaffee ist fertig.«

Während des Essens wandte sich die Unterhaltung dem Krieg zu. Richards Vater sprach über den Präsidenten Wilson. »Er ist ein ausgezeichnete Redner. Der »Harrisburg Telegraph« hat seine Rede abgedruckt. Jeder sollte sie lesen.« Er hob die Stimme. »Wir sind glücklich, für den ewigen Frieden der Welt und die Freiheit der Menschen kämpfen zu dürfen ...«

»Ich bin nicht glücklich«, sagte Lillian. »Sie haben die Wehrpflicht ausgerufen. Alle Männer zwischen achtzehn und dreißig Jahren sollen sich melden.« Sie sah Roger an. Der lächelte ihr zu.

»Mach dir keine Sorgen. Wir gehen nicht so schnell nach Europa. Erst mal kommen wir in Ausbildungscamps. Wer weiß, vielleicht ist der Krieg schon vorbei, bevor wir fertig sind?«

»Das ist kleinlich gedacht von dir, Lillian«, erklärte der ältere Herr neben Mr. Bellamy. Er war der Mann von Tante Maud. Rose war die Enkelin der beiden.

»Unser Land braucht Männer wie Roger, um die bedrohte Demokratie zu retten. Du solltest stolz auf ihn sein, dass er sich freiwillig gemeldet hat.«

Lillian verzog den Mund. »Ich habe immer noch nicht verstanden, warum der Krieg in Europa eine Bedrohung für die Demokratie in Amerika sein soll.«

Leah gab ihr von ganzem Herzen recht. Sie fand die Aufrufe an den Litfaßsäulen und in den Zeitungen pathetisch und unfreiwillig komisch. Wie dieses Bild von einem weißhaarigen Mann mit stechendem Blick, der von einem Plakat auf den Betrachter deutete, darunter die Inschrift »I Want you for U. S. Army«. Noch schlimmer waren die Plakate, auf denen Frauen abgebildet waren, die stolz hinter einem jungen Mann in Uniform standen, dazu die Worte: Amerika, hier ist mein Sohn. Bisher waren es Aufrufe an die jungen Männer gewesen, sich freiwillig zu melden, doch wenn nun die Wehrpflicht eingeführt wurde, musste Richard dann auch in den Krieg ziehen? Daran hatte sie noch gar nicht gedacht, und er hatte auch noch nicht davon gesprochen.

»Lasst uns nicht über den Krieg reden«, sagte die Dame, die Richard als Tante Alice angesprochen hatte. »Wir haben doch heute einen neuen interessanten Gast hier. Leah, erzählen Sie doch etwas über sich. Auf welchem College waren Sie?«

Verblüfft sah Leah sie an. Lillian hatte erzählt, dass sie in irgendeiner Schule für höhere Töchter in der Nähe von New York gewesen war, den Namen hatte sie sich nicht gemerkt.

»Ich war nicht auf dem College. Ich habe die Schule in Jacobstown besucht.«

»Ah«, sagte Richards Mutter etwas ratlos. »Ich dachte, in Jacobstown gibt es keine höhere Schule. Aber vielleicht habe ich mich geirrt.«

Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Richard die Lippen zusammenpresste. Er war mit dem Verlauf des Gesprächs sichtlich unzufrieden.

»Es ist ohnehin Blödsinn, die Mädchen auf ein College zu schicken«, erklärte Richards Onkel mit dröhnender Stimme. »Da bekommen sie nur Flausen in den Kopf gesetzt. Frauen brauchen keine Bildung. Man sieht ja an den Suffragetten, wohin das führt. Auf einmal wollen sie das Wahlrecht. Tss.« Er schüttelte den Kopf.

»Also wirklich, Walter!« Tante Maud schüttelte ebenfalls den Kopf. »So kannst du das nicht sagen. Die jungen Damen lernen dort ja auch, wie man ein Haus führt, Gäste empfängt, Konversation führt und sich angemessen kleidet ...«

Bei diesen Worten musterte sie Leah demonstrativ. Leah erwiderte ihren Blick offen. Ihre anfängliche Verlegenheit, was ihre Kleidung anging, hatte sich mittlerweile in Ärger verwandelt. Ihre Sachen waren sauber und gepflegt und entsprachen durchaus der Mode. Aber offensichtlich hatte sie gegen irgendeine ungeschriebene Kleidungs Vorschrift verstoßen. Die Art, wie die Frauen am Tisch sie jetzt ansahen, erinnerte sie lebhaft an die Blicke in der Gemeinde, wenn sich mal wieder Locken unter ihrer Haube hervorgestohlen hatten oder wenn jemand ein Kleid trug, das nicht schlicht genug war.

»Und Rose muss als zukünftige Gattin eines Arztes durchaus über Bildung verfügen«, fuhr Tante Maud vor.

Überrascht sah Leah auf. Rose und Denis würden heiraten? Dann würde Rose in Jacobstown leben, denn Denis wollte die Praxis von Dr. Mitchell übernehmen. Ob ihr das wohl gefallen würde?

Walters Antwort war ein unverständliches Gebrummel, was seine Gattin zu wütenden Blicken veranlasste. Richards Vater erhob sich. »Ich schlage vor, wir lassen die Damen jetzt alleine und ziehen uns ins Raucherzimmer zurück. Ich habe einen hervorragenden Whiskey.«

»Nicht für Walter«, sagte Tante Maud scharf. »Sein Arzt hat ihm verboten, Alkohol zu trinken.«

»Ich probiere gerne einen Schluck.« Walter schob seinen Stuhl zurück. Auch Roger und Denis standen auf.

»Kommst du, Richard, oder willst du auch für das Rote Kreuz stricken?«, rief Mr. Bellamy.

Richard lächelte Leah verlegen an. »Entschuldigt du mich?«

»Ja, natürlich.« Ihr blieb nichts anderes übrig. Jetzt musste sie mit den Damen Konversation machen, wie es Tante Maud gesagt hatte.

Kaum hatten die Männer den Raum verlassen, fragte Richards Mutter, wer einen Sherry trinken wolle.

»Sehr gerne«, antwortete Tante Maud, und Leah unterdrückte ein Grinsen. Während Richards Mutter nach dem Butler läutete, ging Leah zu Lillian.

»Was ist an meiner Kleidung verkehrt, dass mich alle so angestarrt haben?«, fragte sie leise. »Richard hat gesagt, es wäre ein zwangloses Treffen.«

Lillian verdrehte die Augen. »Männer! Die haben keine Ahnung. Für einen Besuch am Vormittag wäre dein Kostüm das Richtige, doch zu Nachmittagsempfängen kleidet man sich eleganter.«

»Man wechselt während des Tages die Kleidung?«

»Ja. In der Regel mehrmals. Abends zum Diner trägt man andere Garderobe als mittags.«

Kein Wunder, dass Lillian ein Zimmer voller Kleider, Schuhe und Hüte hatte.

»Aber das ist doch umständlich. Ich verstehe ja, dass man zu festlichen Anlässen wie Theater oder einem Ball besondere Kleidung trägt, aber warum zieht man sich an einem ganz normalen Tag mehrmals um?«

»Weil man es tut. Es war schon immer so.«

Fassungslos schüttelte Leah den Kopf. Was für eine Zeitverschwendung. So etwas konnte man doch nur tun, wenn man reich war, um sich genügend Garderobe zu leisten. Dazu kam, dass diese Damen es ja kaum fertigbrachten, sich alleine anzuziehen. Plötzlich verstand sie, was die Prediger ursprünglich gemeint haben mussten, wenn sie gegen Eitelkeit wetterten. Ein gemustertes Kleid, ein paar Knöpfe, Schleifen oder Locken, die sich aus dem Haarknoten lösten, waren sicher nicht gemeint gewesen, sondern diese sinnlose Zurschaustellung von Reichtum und Müßiggang. Und das konnte sie auch verstehen.

Der Butler unterbrach ihr Gespräch, indem er ihnen ein Tablett mit Gläsern hinhielt, in denen eine bernsteinfarbene Flüssigkeit schimmerte. »Sherry, die Dame?«

Leah sah sich um, alle hatten ein Glas in der Hand, also nahm sie sich auch eines. »Danke, Mr. William.«

»Sehr gerne.«

Sein Lächeln war warmherzig, doch anscheinend hatte sie schon wieder etwas verkehrt gemacht, denn Tante Maud verzog spöttisch den Mund und raunte Richards Großmutter etwas zu. Lillian schüttelte kaum merklich den Kopf.

Richards Mutter saß auf der Couch am Fenster. Sie nippte an ihrem Sherry, dann stellte sie das Glas auf den Tisch, zog Wolle aus einem Korb zu ihren Füßen und begann zu stricken. Auch Tante Maud holte Wolle und Nadel aus ihrer Tasche. Selbst Rose und Lillian setzten sich an den Tisch und strickten.

Leah traute ihren Augen nicht. Wie passte das nun wieder zu dem Bild, das sie sich von den Bellamys gemacht hatte?

Lillian beantwortete ihre stumme Frage. »Wir stricken für das Rote Kreuz. Sie schicken es dann zu den armen Kindern in Belgien und Frankreich.«

Richards Mutter sah sie an. »Haben Sie kein Strickzeug dabei, Miss ...? Ich glaube, ich habe Ihren Familiennamen nicht richtig verstanden.«

Das war nicht der Fall. Richard hatte ihren Familiennamen gar nicht genannt, weil es ein typischer Amischname war, den die Englischen nur schlecht aussprechen konnten. Aber nun musste sie es tun.

»Hochleitner. Leah Hochleitner.«

Plötzlich erschien ihr deutscher Akzent überdeutlich. Auch ihren Vornamen sprach sie anders aus als die Englischen. Alle sahen sie an. Eine spürbare Feindseligkeit erfüllte den Raum.

»Ist das ein deutscher Name?«, fragte Tante Maud sofort.

»Ja. Meine Vorfahren sind vor hundert Jahren aus Deutschland hierhergekommen. Fast alle hier in Pennsylvania haben deutsche Wurzeln. William Penn hat das Land von dem englischen König Karl II. bekommen und vor dreihundert Jahren die ersten Deutschen hierhergeholt.«

»Aber Sie sprechen Ihren Namen auch so deutsch aus«, sagte Richards Mutter. »Andere in Pennsylvania nennen sich jetzt Miller oder Snyder.«

»Ich wüsste nicht, wie ich es anders aussprechen könnte.«

»Ihr Name klingt wie einer von dieser Sekte«, stellte Maud fest. »Diesen Puritanern, die hier leben. Ähmish oder Mennoneit oder wie die heißen.«

Leah zuckte innerlich zusammen, als sie die falsche Aussprache hörte.

»Da haben sie recht. Hochleitner ist ein amischer Name.«

Mrs. Bellamy legte den Kopf schräg. »Also stammt Ihre Familie von diesen Leuten ab?«

»Meine Eltern sind amisch.«

»Ihre Eltern? Das heißt, Sie sind bei diesen Leuten aufgewachsen?«

Leah kämpfte gegen den Zorn an, der sich in ihr ausbreitete, doch vergebens.

»Diese Leute sind hart arbeitende Menschen, die niemandem zur Last fallen und mit niemandem Streit haben. Ihre Lebensart unterscheidet sich vielleicht von der Ihren, aber es gibt keinen Grund, auf sie herabzusehen. Sie waren die ersten Siedler in diesem Land, sie haben es urbar gemacht. Von ihren Feldern kommen das Getreide und der Mais, von dem die Menschen in Pennsylvania leben.«

Atemlos hielt Leah inne. Sie hatte die Beherrschung verloren. In der Stille, die im Raum herrschte, hörte sie das Blut in ihren Ohren rauschen. Richards Mutter starrte sie mit offenem Mund an, in Mauds Gesicht zeigte sich Empörung. Lillian hatte die Augenbrauen hochgezogen, doch um ihre Lippen spielte ein Lächeln. Roses Miene war schwer zu deuten. Leah glaubte, etwas wie Verständnis darin zu sehen.

»Nun«, sagte Richards Mutter und rang sichtlich um Fassung. »Ich habe mich nur gewundert. Denn Sie sind keine Amische, oder?

»Nein, ich bin nicht amisch.«

Erleichterung zeigte sich in Mrs. Bellamys Gesicht. »Ich wollte Ihre Herkunftsfamilie nicht beleidigen. Aber Sie müssen doch zugeben, dass es schon sehr seltsame Leute sind. Immerhin haben Sie sich für ein anderes Leben entschieden.«

»Ich hatte dich doch darum gebeten, nicht über deine Herkunft zu sprechen«, sagte Richard gereizt, als er sie nach Hause fuhr.

»Ich habe nicht damit angefangen«, gab sie zurück. »Deine Mutter hat mich nach meinem Familiennamen gefragt und deine Großtante fand ihn *ähmisch*.« Erbost öffte sie die falsche Aussprache nach. »Was hätte ich sagen können?«

»Du hättest sagen können, dass es ein häufiger Name ist, der nichts mit den Amisch zu tun hat.«

Seine Worte versetzten ihr einen Stich.

»Ist das dein Ernst? Ich soll lügen? Meine Familie verleugnen?«

»Ist es nicht deine Familie, die dich verleugnet? Du bist dort nicht mehr willkommen, weil du mit mir zusammen bist.«

»Das ist richtig. Aber für mich ist es immer noch meine Familie. Es tut mir leid, wenn es deinen Eltern nicht gefällt, was ich bin, aber ich werde nicht so tun, als wäre ich eine andere. Hast du nicht gesagt, du magst mich, weil ich so anders bin als die Mädchen aus deinen Kreisen?«

»Ja, schon«, sagte er zögerlich.

»Aber?«

»Aber du übertreibst es. Herrje, es ist doch nicht so schwer, mal etwas zu verschweigen, wenn man damit aneckt. Das nennt man Diplomatie.«

»Diplomatie also. Und warum dürfen mir deine Eltern und Freunde ins Gesicht sagen, dass sie Amische für rückständig und langweilig halten?«

Richard seufzte. »Das ist natürlich nicht richtig. Deshalb sagte ich ja, dass du besser nicht über deine Herkunft sprechen solltest. Um dir so etwas zu ersparen.«

Um es ihr zu ersparen, oder weil er nicht den Mut hatte, vor den Leuten zu ihr zu halten?

Der Gedanke erschreckte sie. Sie hatte sich mit ihrem Vater gestritten, um zu ihm zu stehen, und bisher nie bezweifelt, dass er ebenso für sie eintreten würde.

»Ich will doch nur, dass man dir nicht weh tut, Leah. Lass uns bitte nicht streiten.«

Sie nickte stumm.

Vor der Pension zog er sie an sich und küsste sie. »Nächsten Samstag gehen wir wieder nach York tanzen, ja? Nur du und ich.«

»Ja, das machen wir.«

Erst als Leah im Bett lag, kam ihr in den Sinn, dass er –abgesehen von heute – schon seit einiger Zeit lieber mit ihr alleine ausging.

21. Kapitel

Am Dienstagnachmittag ging Leah wieder in die Bibliothek. Mrs. Rice lächelte ihr von der Anmeldung entgegen. »Hallo Miss Hochleitner. Schön, Sie zu sehen.«

»Guten Tag, Mrs. Rice.«

Leah legte die beiden Bücher, die sie vor drei Wochen ausgeliehen hatte, auf den Tisch. »Ich bin leider nicht dazu gekommen, sie zu lesen. Kann ich sie länger behalten?«

Mrs. Rice suchte die Karten der Bücher aus ihrem Karteikasten. »Sie sind nicht vorgemerkt. Dann können Sie sie noch mal drei Wochen behalten.«

Sie stempelte das neue Ausleihdatum auf die Karten und auf den Zettel, der hinten in den Büchern klebte.

»Danke. Ich schaue mich noch um, vielleicht nehme ich noch ein Buch mit.«

Leah streifte durch die Regale mit den Romanen, doch sie fand nichts, was sie wirklich interessierte. Ob es wohl auch Bücher über die seltsamen Regeln der Englischen gab, wann man sich wie zu kleiden hatte? Kurzentschlossen kehrte sie zu Mrs. Rice zurück.

»Ich suche ein Buch über ...« Wie nannte man das? In ihrer Gemeinde war es die Ordnung, die das Zusammenleben regelte, doch wie nannten die Englischen das?

Mrs. Rice sah sie erwartungsvoll an. »Über?«

»Ich war eingeladen«, platzte Leah heraus. »Bei einer sehr reichen Familie. Und ich war nicht richtig angezogen und habe den Butler mit Namen begrüßt und wohl noch einiges mehr falsch gemacht. Gibt es ein Buch, das erklärt, welche Regeln es gibt?«

»Aber ja! Hinten bei den Sachbüchern. Unter ›Etikette‹ finden Sie bestimmt das passende.«

»Danke schön.«

Leah fand das Regal schnell. Sie blätterte einige der Bücher mit Titeln wie »Der gute Ton« oder »Cassels Buch der Etikette« durch und entschied sich dann für »Das Damenbuch der Etikette und Höflichkeit«.

Sie wollte gerade zur Anmeldung gehen, als ein Mann die Abteilung für Sachbücher betrat. Er war groß und breitschultrig, trug schlichte Kleidung und einen Strohhut. Joshua! Hastig trat sie einen Schritt zurück. Hoffentlich entdeckte er sie nicht.

Sie hatte Glück, sein Blick streifte sie nur flüchtig, ehe er an ihr vorbeiging. Aber dann stutzte er doch und drehte sich um. »Leah?«

»Hallo Joshua.«

Er wusste sicher, dass sie sich mit ihrer Familie überworfen hatte. Sie spürte, wie er sie musterte. Ihre englische Kleidung, ihr unbedecktes Haar. Gleich würde er sich abwenden und weitergehen. Sie war abtrünnig. Das war noch schlimmer, als eine Englische zu sein. Doch er kam zurück. »Schön, dich zu sehen. Wie geht es dir?«

»Danke, gut, und dir?«

Er lächelte. »Mir auch. Hast du Zeit? Ich würde nämlich gerne wissen, wie es dir wirklich geht.«

Ein Gefühl von Wärme stieg in ihr auf, sie erwiderte sein Lächeln. »Wirklich?«

»Ja. Ich hole mir noch schnell die Bücher.«

Leah wartete an der Anmeldung auf ihn. Er legte zwei Bücher über Metallverarbeitung auf den Tisch.

»Ich bin der Meinung, dass man unsere Buggys verbessern kann, wenn man Stahl verwendet«, erklärte er auf ihren fragenden Blick hin. »Bei Bell-Steel habe ich einiges über Stahl gelernt.«

»Du warst bei Bell-Steel?«

»Ja. Ich wollte in einem modernen Betrieb arbeiten und sehen, was wir davon gebrauchen können.«

Leah wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie erinnerte sich an sein leicht spöttisches Lächeln, als sie ihm erzählt hatte, dass sie in Richard Bellamy verliebt sei. Damals hatte er nicht erwähnt, dass er bei Bell-Steel gearbeitet hatte.

Joshuas Buggy stand vor der Bibliothek.

»Wo können wir reden?«, fragte er.

Leah dachte nach. Ins Bingham Café wollte sie nicht. »Wenn es dir nichts ausmacht, können wir in Mrs. Halseys Pension fahren. Dort wohne und arbeite ich. Es ist nicht weit.«

Er band das Pferd los und half ihr beim Einsteigen. Dann setzte er sich neben sie. Als sie vor dem Haus der Halseys hielten, öffnete Grace die Haustür. Vermutlich dachte sie, dass neue Gäste ankämen. Beim Anblick von Leah und Joshua riss sie die Augen auf. »Oh ... hallo.«

»Grace, das ist Joshua Wagner, mein Schwager«, stellte Leah ihn vor, und an ihn gewandt fügte sie hinzu: »Das ist meine Freundin Grace.«

»Guten Tag, Grace«, sagte Joshua.

Grace fasste sich schnell. »Guten Tag, Mr. Wagner.« Ihre Augen funkelten. »Kommt rein.«

Leah ging voraus. »Können wir uns in den Frühstücksraum setzen?«

»Geht nur. Da seid ihr ungestört.«

Graces Blick glitt mit unverhohlener Bewunderung über Joshuas breite Schultern zu seinem Gesicht, dann sah sie Leah an und hob die Augenbrauen. Leah unterdrückte ein Lächeln. Sie ging zu einem Tisch am Fenster.

»Möchtest du etwas trinken?«

Joshua schüttelte den Kopf und sah sich um. »Du arbeitest hier?«

»Ja. Ich helfe Grace und ihrer Mutter bei den Frühstücksvorbereitungen für die Gäste und räume die Zimmer auf.«

Sie saßen einander gegenüber.

»Was ist eigentlich passiert?«, fragte er. »Ich weiß nur, dass dein Vater beim Bischof war. Und dass du nicht mehr zur Gemeeh kommst.«

»Sonst nichts?« Das konnte sie nicht glauben.

»Natürlich gibt es Gerüchte. Wahrscheinlich wissen die Frauen besser Bescheid. Es heißt, du hättest dich dafür entschieden, nicht zurückzukommen. Du wolltest unter den Englischen leben.«

»Nein, so ist es nicht. Mein Vater hat mich vor die Wahl gestellt. Entweder ich komme sofort zurück und lasse mich taufen, oder ich bin nicht mehr willkommen. Ich war aber noch nicht bereit.«

Sie erzählte ihm die Geschichte, verschwieg auch nicht, dass Richard der Hauptgrund für den Streit mit ihrem Vater und für ihre Entscheidung war. »Aber es ist ja nicht nur das, es gibt noch so viel zu sehen und zu lernen. Ich habe darüber nachgedacht, eine weiterführende Schule zu besuchen.«

Er hörte ihr zu. Einige Male zuckte ein flüchtiges Lächeln um seine Mundwinkel, ab und zu nickte er.

»Ich kann dich gut verstehen«, sagte er, als sie fertig war. »Als ich bei Bell-Steel war, habe ich gemerkt, wie viele Möglichkeiten, Metall zu verarbeiten, es gibt, von denen ich nichts wusste. Auf unserer Schule lernt man vielleicht alles, was man auf einer Farm braucht, aber es gibt doch so viel mehr.«

»Und trotzdem bis du zurückgekehrt.«

»Ja. Ich habe beide Welten gesehen und erkannt, wo ich hingehöre. Einiges vermisse ich.« Er machte eine Pause. »Telefone oder elektrisches Licht und so, aber es sind nur Dinge, sie wiegen nicht die Menschen auf, die ich liebe. Meine Familie, meine Freunde. Worauf ich allerdings nicht verzichte, ist die Freiheit zu lernen. Niemand wird mich davon abhalten, Wissen zu erwerben.«

Seine Worte berührten Leah. Was würde sie vermissen, falls sie die Welt der Englischen verlasse?

»Du hast recht. Ich mag beispielsweise die Kleidung der Englischen, aber ich halte es für Zeitverschwendung, sich jeden Morgen Gedanken darüber zu machen, was man anzieht und ob man dann auch passend gekleidet ist. Ich mag Autos, es ist wunderbar, so schnell dahinzubrausen, den Fahrtwind im Gesicht zu spüren und in einer halben Stunde in Harrisburg oder York zu sein. Aber das alles ist nicht der Grund, warum ich nicht weiß, ob ich heimkomme. Den Grund hast du genannt. Ich müsste auf den Menschen verzichten, den ich liebe.«

»Erwidert er deine Gefühle?«

»Ja. Er hat es mir oft gesagt.«

»Und wie stellst du dir deine Zukunft vor? Würdest du seine Frau werden? Die Bellamys sind noch mal anders als die Englischen, sie gehören zur sogenannten Gesellschaft, und deren Regeln sind zwar nicht wie unsere, aber auf ihre Art genauso streng.«

O ja. Sie dachte an Lillians Vortrag, wie man sich zu den verschiedenen Gelegenheiten zu kleiden hatte. An die Blicke der Damen beim Nachmittagsempfang.

»Ja, sie haben viele seltsame Regeln.«

»Aber für sie sind sie wichtig, und wenn du Richards Frau wärst, müsstest du dich daran halten.«

»Richard hat gesagt, er liebt mich, weil ich anders bin als die Mädchen aus seinen Kreisen.«

Sie wollte es immer noch glauben, obwohl er sich am Samstag ganz und gar nicht so verhalten hatte.

Zweifel standen in Joshuas Gesicht, doch er ging nicht weiter darauf ein.

»Du weißt, dass dir der Rückweg offensteht, egal, was dein Vater sagt. Wenn du dich entscheidest, dich taufen zu lassen, wirst du Teil unserer Gemeinde, und niemand wird dir vorwerfen, was du in deiner Rumspringa getan hast. Vergiss das nicht.« Jetzt lächelte er wieder. »Und vergiss auch nicht, dass du einiges aus dieser Welt mitnehmen kannst in unsere. Dein Wissen, deine Erfahrungen, Erinnerungen.«

»Aber genau das war nicht möglich, als ich an Deborahs Hochzeit zu Hause war. Sie haben alle so getan, als wäre ich nie fort gewesen. Jedes Mal, wenn ich etwas gesagt habe, das mit meiner Rumspringa zu tun hatte, haben sie das Thema gewechselt. Mein Vater will, dass ich alles vergesse. Verleugne. Aber es sind meine Erfahrungen, und sie gehören zu mir.«

»Nicht alle sind so wie dein Vater. Er ist überaus streng. Meine Familie ist dafür, die Ordnung und vor allem die Absonderung weniger streng auszulegen. Und es gibt noch mehr, die so denken.« Joshua stand auf. »Ich muss nach Hause.«

Leah erhob sich ebenfalls und begleitete ihn zur Tür. Er nahm Hut und Mantel vom Haken und sah sie eindringlich an. »Mit mir kannst du immer reden. Auch über Jane Austen, Automobile und Telefone.« Dann lächelte er Grace zu, die an der Küchentür stand. »Auf Wiedersehen, Grace. Ich bin froh, dass Leah eine Freundin wie dich hat.«

Er setzte den Hut auf und ging hinaus. Leah blickte ihm nach. Seine Worte klangen noch in ihren Ohren. *Mit mir kannst du immer reden.* Und wie er sie dabei angesehen hatte. Verwirrend intensiv.

»Leah, wer war das?« Grace stand immer noch in der Küche und starrte auf die Tür.

»Ich habe es doch gesagt, jemand aus der Gemeinde. Samuels Bruder.«

»Jemand aus der Gemeinde.« Grace verdrehte die Augen. »Das ist nicht irgendjemand, das ist

ein Bild von einem Mann! Ich wusste nicht, dass es bei euch solche Männer gibt.«

Leah lachte über ihre Begeisterung. »Er sieht schon ganz gut aus.«

»Ganz gut ... Du musst blind sein. Er sieht aus wie ein junger Gott. Wahrscheinlich lecken sich alle jungen Mädchen bei euch die Finger nach ihm.«

»Bei uns legt man nicht viel Wert auf Äußerlichkeiten, das weißt du doch.« Und schon gar nicht verglich man Menschen mit Götzen.

»Ja, klar«, spottete Grace. »Und trotzdem möchte ich wetten, dass bei ihm keine Nein sagt, wenn er sie nach Hause fahren möchte.«

Leah dachte an Selma Fisher und wie sie auf Deborahs Hochzeit auf Joshua zugestürzt war. Wahrscheinlich hatte Grace recht. Ihre Begeisterung ließ Joshua in einem neuen Licht erscheinen. Er sah wirklich sehr gut aus, war groß und breitschultrig. Seine Gesichtszüge waren ebenmäßig, von einer strengen Schönheit, mit vollen Lippen, einer leicht gebogenen Nase und tiefliegenden grauen Augen.

»Was wollte er eigentlich hier?«, fragte Grace.

»Wir haben uns in der Bibliothek getroffen und wollten uns unterhalten.«

»So, unterhalten. Hm. So wie er dich angesehen hat, möchte er sich wohl gerne öfter mit dir unterhalten.«

Leah spürte ihre Wangen heiß werden. War es das, was er mit seinen Abschiedsworten gemeint hatte?

»He, du wirst ja ganz rot. Er gefällt dir, nicht wahr?«

»Nicht auf die Weise, wie du denkst. Ich kenne ihn schon mein Leben lang, aber er war ein halbes Jahr in Harrisburg und kam erst zurück, als ich schon hier bei Tante Rachel war. Er hat sich für die Amisch entschieden, aber ich glaube, er ist der Einzige in der Gemeinde, der mich versteht. Mit ihm kann ich über alles reden.«

»Na, das klingt doch gut. Also, wenn ich die Wahl zwischen Richard und diesem Joshua hätte, ich wüsste, für wen ich mich entscheiden würde.«

»So empfinde ich nicht für ihn. Er ist ein Freund.«

Grace zog auf ihre unnachahmliche Art eine Augenbraue hoch. »Das kann sich ändern.«

»Ich liebe Richard.«

An diesem Abend nahm Leah sich das Buch über Etikette vor. Das erste Kapitel las sich recht leicht, es wurde betont, wie wichtig es war, immer nett und freundlich zu sein, und zwar von Herzen. Das war eigentlich selbstverständlich. Allerdings hatte es Richards Mutter an Freundlichkeit fehlen lassen. Danach folgten Kapitel über Konversation, die richtige Kleidung, richtiges Benehmen auf der Straße und bei Besuchen. Leah lernte, dass eine wohlerzogene Lady, wenn sie über ihren Mann sprach, niemals von ihrem Ehemann redete oder seinen Taufnamen nannte, sondern ihn als Mr. Smith bezeichnete. Sie stellte sich vor,

wie ihre Mutter von ihrem Vater als Mr. Hochleitner sprach, und kicherte.

Die Regeln in den nachfolgenden Kapiteln waren zum Teil absurd. Tatsächlich gab es für jede Gelegenheit und Tageszeit besondere Kleidung, und es zeugte von »schlechter Kinderstube«, wenn man den Besuch am Morgen in einem teuren, eleganten Kleid empfing, während es für abendliche Empfänge Pflicht war. Auch ohne Handschuhe auf die Straße zu gehen oder die Handschuhe erst auf der Straße anzuziehen war verwerflich. Überhaupt war Spaziergehen eine schwierige Sache. Angefangen beim richtigen Gang – nicht zu langsam, nicht zu schnell –, die Arme nicht schwingen, nicht in Schaufenster schauen, und wenn man Freunde traf, durfte man nicht stehen bleiben, um mit ihnen zu reden, sondern man ging ein Stück mit ihnen.

Irgendwann legte Leah kopfschüttelnd das Buch weg. Musste sie sich wirklich so albern benehmen?

22. Kapitel

Am Samstag fuhr sie mit Richard nach York. Der Besitzer des kleinen Cafés am Marktplatz kannte sie mittlerweile und begrüßte sie an der Tür.

»Wie schön, Sie zu sehen. Bitte schön, Ihr Lieblingsplatz ist auch frei.«

Richard führte Leah zu dem kleinen Tisch am Fenster und bestellte Kaffee und Kuchen für sie beide.

Auf dem Tisch lag eine Zeitung, auf der ersten Seite prangte eine riesige Anzeige:

Warum Sie Freiheitsanleihen kaufen sollten.

Du musst mit deinen Dollars die amerikanischen Jungs unterstützen, die dem Tod ins Auge blicken. Sie können die Hunnen mit Stahl aufhalten – dem Stahl, der mit Deinen Anleihen gekauft wird. Zahle in einfachen Raten, wenn Du musst, aber kaufe! Kaufe! Kaufe!

Darunter stand ein Artikel, in dem deutsche Einwohner in den Staaten als »ausländische Feinde« bezeichnet wurden.

Leah wollte die Zeitung fortschieben, doch Richard griff danach und zeigte auf den Artikel.

»Das ist der Grund, weshalb ich nicht möchte, dass du über deine Herkunft redest. Es wird überall gegen die Deutschen gehetzt. Das Komitee für Öffentlichkeitsinformation hat vor deutschen Spionen gewarnt und dazu aufgerufen, jede verdächtige Person den Behörden zu melden. Es gab schon Verhaftungen.«

»Das verstehe ich ja. Aber deine Eltern und deine Verwandten werden doch nicht ernsthaft glauben, dass ich eine Spionin bin.«

»Nein, vermutlich nicht. Aber ich will ehrlich sein. Meine Eltern sind nicht gerade glücklich über unsere Verbindung.«

Das hatte sie schon geahnt.

»Auch meine Eltern sind nicht glücklich über unsere Verbindung.«

Richard sah sie ungläubig an. »Das kannst du doch nicht vergleichen.«

»Warum nicht? Meine Eltern haben gehofft, dass ich einen der netten Jungen aus unserer Gemeinde heirate, und deine wünschen sicher ein Mädchen aus deinen Kreisen für dich. Isabel oder Margaret.«

»Na ja, Margaret gehört nicht gerade zur besseren Gesellschaft.«

»Aber sie war doch auch auf dem Ball.«

»Nur, weil sie Pauls Freundin war.«

»War? Sie ist es nicht mehr?«

»Nein, er hat sich von ihr getrennt. Sie ist schwanger geworden und hat verlangt, dass er sie heiratet.«

Leah blinzelte. »Sie erwartet ein Kind, und er will sie nicht heiraten? Warum denn nicht?«

Richard wirkte etwas ungeduldig. »Margaret ist kein Mädchen zum Heiraten. Paul hat ihr auch nie Hoffnungen gemacht. Seine Eltern gehören zu den führenden Familien in Amerika, er hat eine glänzende Zukunft vor sich. Sie hat es wohl darauf ankommen lassen und gehofft, er heiratet sie, wenn sie schwanger wird. Nun, da hat sie sich getäuscht.«

Leah versuchte, das Gesagte in ihren Gedanken zu sortieren. »Was meinst du mit ›Sie hat es darauf ankommen lassen‹? Wenn sie ein Kind bekommt, waren doch wohl beide daran beteiligt.«

»Frauen wie Margaret wissen, wie man sich einen Mann angelt. Er war auch bestimmt nicht ihr erster Mann. Man hat so manches über sie gehört.«

»Und was macht Margaret jetzt?«

Richard zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Ich vermute, sie lässt es wegmachen, oder vielleicht findet sie auch jemanden, der sie heiratet.«

»Sie lässt es wegmachen?« Leah hatte davon in einem Roman gelesen, sie wusste nicht mehr, in welchem. Schon da hatte sie die Vorstellung entsetzlich gefunden. Jetzt begegnete sie ihr in Wirklichkeit, und Richard schien es ganz normal zu finden.

»Ich wollte mit dir aber nicht über Margaret reden«, begann er, doch sie unterbrach ihn.

»Eine Frage noch. Warum war Paul denn mit ihr zusammen, wenn er sie nicht heiraten wollte?«

»Wahrscheinlich war er schon ein bisschen verliebt in sie. Und sie hat es ihm leicht gemacht. Du hast doch erlebt, wie sie ihn angehimmelt hat. Sie ist ein Flittchen.«

Leah schluckte. »Also ist sie deiner Meinung nach schuld?«

»Sie hätte einfach wissen müssen, dass er sie niemals heiraten wird. Und jetzt lass uns nicht mehr davon reden.«

Leah rührte stumm in ihrem Kaffee. So, Margaret hätte das wissen müssen. Und was war mit ihr? Richards Eltern betrachteten sie ebenfalls nicht als geeignete Ehefrau. Er hatte auch nie gesagt, dass er sie heiraten wollte. Allerdings hatte er auch keinen Versuch unternommen, mit ihr ins Bett zu gehen.

»Komm, Leah, mach nicht so ein Gesicht. Wir wollen doch noch tanzen gehen.«

Sie war sich nicht mehr so sicher, ob sie Lust auf Tanzen hatte. »Ich frage mich gerade, was mit uns ist. Ich bin doch auch keine passende Partie für dich.«

»Ach, das beschäftigt dich? Das ist etwas ganz anderes. Ich liebe dich. Und deshalb wollte ich mit dir sprechen.«

Erstaunt sah sie auf. »Ja?«

»Ich habe Lillian gebeten, noch einmal mit dir einkaufen zu gehen. Du kannst nicht immer nur in deinen beiden Kostümen herumlaufen.«

Wie stellte er sich das vor? Glaubte er, dass sie genug Geld verdiente, um sich wie Lillian zu kleiden?

»Warum nicht? Es tut mir leid, aber ich kann es mir nicht leisten, für jede Tageszeit besondere Kleidung zu kaufen.«

»Aber als meine zukünftige Frau brauchst du Kleidung für besondere Anlässe. Geld spielt keine Rolle, die Rechnungen gehen an mich.«

Um ein Haar wäre ihr die Kaffeetasse aus der Hand gefallen. Als seine zukünftige Frau? War das ein Heiratsantrag? Ihr Herz schlug so heftig, dass sie es bis in den Hals spürte. Er meinte es wirklich ernst mit ihr. Aber dass er ihre Kleider bezahlte, kam nicht infrage.

»Das kann ich nicht annehmen.«

»Aber Leah.« Er lächelte nachsichtig. »Wenn wir verheiratet sind, bezahle ich doch auch deine Kleider.«

»Ja, wenn wir verheiratet sind. Vorher nicht. Das gehört sich nicht. Aber ich wollte mir ohnehin ein oder zwei Sommerkleider kaufen und lasse mich gerne von Lillian beraten.«

Er dachte nach. »Gut. Dann hast du wenigstens für den nächsten Besuch bei meinen Eltern angemessene Kleidung. Und jetzt lass uns tanzen gehen.«

Das Hotel, in dem der Tanz stattfand, war nur eine Straße weiter.

Sie tanzten und sprachen über belanglose Dinge. Leah wunderte sich über sich selbst. Eigentlich sollte sie übergücklich sein. Stattdessen grübelte sie darüber nach, wie ihr Leben als Mrs. Bellamy wohl sein würde. Sie würde lernen müssen, sich an die Etikette zu halten. Die Regeln in dieser Gesellschaft waren anders, aber ebenso streng wie die der Amisch. Joshua hatte das gesagt. Warum musste sie jetzt an ihn denken?

»Noch etwas«, sagte Richard, als er den Wagen vor dem Haus der Halseys anhielt. »Du solltest nicht mehr in dieser Pension arbeiten.«

»Was ist daran nicht in Ordnung?«

»Meine Eltern werden in diesem Sommer öfter in ihrem Wochenendhaus sein und auch Freunde einladen. Es wäre nicht gut, wenn sich herumspricht, dass du als Zimmermädchen arbeitest.«

»Es ist dir peinlich, dass ich arbeite?«

»Nun ja. Über unsere Familie wird regelmäßig in der Zeitung berichtet, und weder meine Eltern noch ich möchten die Schlagzeile ›Der Erbe von Bell-Steel heiratet ein Zimmermädchen‹ lesen. Und du bestimmt auch nicht.«

»Mir wäre es egal. Es ist anständige Arbeit, ich verdiene damit meinen Lebensunterhalt.«

Sie konnte es kaum glauben. Dass sie für sich selbst sorgte, auf eigenen Beinen stand, war ein Makel?

»Es ist nicht standesgemäß«, sagte er in einem Ton, als würde er einem Kind etwas erklären.

»Es tut mir leid, dass ich nicht genug Geld habe, um nicht zu arbeiten«, erwiderte sie spitz.

»Ich habe es schon einmal gesagt, ich könnte dir aushelfen.«

»Mich von dir aushalten zu lassen ist also ehrenvoller, als meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen?«

»Was ist nur los mit dir? Ich dachte, du liebst mich. Du weißt doch, wer ich bin und wo ich herkomme. Ich habe Verpflichtungen. Wenn du meine Frau werden willst, wirst du dich anpassen müssen.«

So, anpassen sollte sie sich.

»Ich frage mich gerade, warum du mich überhaupt heiraten willst. Du behauptest, mich zu lieben, doch alles, was mich ausmacht, ist dir peinlich. Niemand soll wissen, dass ich von amischer Herkunft bin oder dass meine Vorfahren Deutsche waren. Wenn man mich nach meinem Namen fragt, soll ich lügen.«

»Herrje, stell dich nicht so an. Ich habe es wirklich schon schwer genug mit meinen Eltern.«

Fassungslos starrte sie ihn an. »Du hast es schwer? Ich habe mich deinetwegen mit meinem Vater überworfen und meine Familie verlassen. Ich habe keine Heimat mehr – und du sagst, du hast es schwer? Du hast nur nicht den Mut, zu mir zu stehen.«

»Das ist nicht wahr. Ich habe dich meinen Eltern vorgestellt.«

»O nein. Du hast nicht mich vorgestellt, sondern dein Wunschbild von mir. Das was mich ausmacht, willst du verstecken.«

Sie stieg aus dem Wagen und warf die Tür zu. »Ich werde meine Herkunft nicht verleugnen. Amisch zu sein, kann man nicht ausziehen wie ein Kleid. Und ich werde weiterhin hier arbeiten und stolz darauf sein.«

»Gut«, brüllte er ihr hinterher. »Dann weiß ich ja Bescheid.« Er gab Gas und fuhr davon.

Leah sah dem Wagen nach. Ihr Zorn löste sich auf wie Nebel in der Sonne. Zurück blieb Verwirrung. Was hatte sie getan? Er wollte sie heiraten, und statt vor Glück zu tanzen, hatte sie sich mit ihm gestritten.

Sie ging ins Haus, stieg die Treppe hinauf und klopfte leise an Graces Tür. »Bist du noch wach?«

»Ja. Komm rein.«

Grace lag im Bett, die Nachttischlampe brannte. »Ich habe noch gelesen. Wie war es denn?«

Leah setzte sich in Graces Schaukelstuhl. »Er will mich heiraten.«

Ruckartig setzte Grace sich auf. »Er hat dir einen Antrag gemacht?«

Leah starrte sie an. Genau das hatte er nicht getan. Er hatte sie nicht gefragt, stattdessen hatte er ihr Vorschriften gemacht, wie sie sich in Zukunft zu benehmen hatte, damit sie würdig war, seine Frau zu werden.

»Was ist los?«, fragte Grace. »Du siehst gar nicht glücklich aus.«

»Ich bin es auch nicht.« Sie erzählte Grace die ganze Geschichte.

»Puh«, sagte Grace, als Leah zu Ende gesprochen hatte. »Ehrlich gesagt, wundert es mich nicht. Richard ist nicht irgendjemand. Die Bellamys gehören zu den reichsten und wichtigsten Familien in Pennsylvania. Wenn du dort einheiratest, dann wirst du nicht umhin kommen, dich so zu benehmen und zu kleiden, wie es in diesen Kreisen üblich ist.«

»Dazu wäre ich bereit. Ich habe mir sogar ein Buch über Etikette aus der Bücherei geliehen. Aber er möchte, dass ich lüge. Dabei hat er immer gesagt, er liebe mich, weil ich anders bin. Und jetzt schämt er sich meinetwegen.«

»Ich habe es befürchtet. Ich wundere mich, dass er überhaupt den Mut hatte, dich seinen Eltern vorzustellen. Ich halte ihn, nun ja, nicht gerade für einen starken Charakter. Er hat Charme, jeder mag ihn, und das – zusammen mit seinem ungeheuren Reichtum – hat sein Leben sehr einfach gemacht. Er ist keine Kämpfernote, er geht immer den Weg des geringsten Widerstands. Du wirst es nicht leicht haben, wenn du ihn heiratest.«

Leah blickte auf den Teppich vor sich, doch sie nahm ihn gar nicht wahr. Mit wenigen Worten hatte Grace zusammengefasst, was sie bisher nur vage gefühlt hatte. Auch sie war von Richards Charme und der Leichtigkeit, mit der er das Leben nahm, beeindruckt gewesen.

»Ich weiß nicht mehr, ob ich ihn heiraten will«, sagte sie leise.

Drei Tage vergingen, dann rief Lillian Leah an.

»Wann hast du denn Zeit, mit mir einkaufen zu gehen?«, drang ihre fröhliche Stimme durch den Hörer.

Leah blickte auf die Sprechmuschel. Hatte Richard seiner Schwester nichts von ihrem Streit erzählt? Wollte er so tun, als sei nichts weiter passiert?

»Leah? Höst du mich? Richard hat gesagt, ich solle dich beraten.«

»Ich höre dich. Ist Richard da?«

»Nein, er ist im Werk.«

»Ich weiß noch nicht, wann ich Zeit habe. Kannst du bitte Richard ausrichten, dass ich ihn sprechen möchte?«

»Mache ich. Dann bis demnächst.«

Am selben Abend klingelte das Telefon. Grace ging dran und reichte den Hörer dann an Leah

weiter.

»Guten Abend, Leah. Lillian hat mir gesagt, du wolltest mich sprechen? Was gibt es denn?« Richards Stimme klang unbefangen wie immer.

»Was es gibt? Wir haben uns gestritten.«

»Ach, das.« Er lachte. »Es tut mir leid, dass ich so aufbrausend war. Aber mach dir keine Gedanken, ich bin dir nicht böse.«

Er war ihr nicht böse? Auf den Gedanken, dass sie ihm böse war, kam er wohl gar nicht.

»Das ist schön«, sagte sie. »Aber trotzdem müssen wir darüber reden.«

»Wenn du meinst.« Jetzt lag deutliche Gereiztheit in seiner Stimme.

Leah dachte an Graces Worte. Richard ging Problemen lieber aus dem Weg, statt sie zu lösen.

»Auch wenn du nicht böse auf mich bist, haben wir unseren Streit noch nicht beigelegt.«

»Soll das heißen, du bestehst immer noch darauf, dass du in dieser Pension arbeitest? Ich dachte, du wärest mittlerweile zur Vernunft gekommen.«

»Es geht nicht nur um die Pension. Es geht darum, dass du mich zu einer anderen machen willst, als ich bin.«

»Ich habe es dir doch erklärt, meine zukünftige Frau muss gewisse Erwartungen erfüllen. Wenn du dazu nicht bereit bist, dann ...« Er sprach nicht weiter.

»... dann bin ich wohl nicht die richtige Frau für dich«, beendete sie den Satz. »Das denke ich auch.«

Leah konnte ihn atmen hören. Würde er einlenken? Ihr sagen, dass er sie liebte, genau so, wie sie war? Wollte sie das überhaupt noch?

»Verstehe ich das richtig, du willst mich nicht heiraten, weil ich von dir erwarte, dass du dich angemessen benimmst? Jede andere Frau wäre glücklich, wenn ich ihr einen Antrag mache.«

»Ich bin nicht jede andere Frau.«

»Allerdings nicht. Du bist ebenso unverständlich und stur wie deine Leute. Meine Eltern hatten recht, du passt nicht in unsere Familie.« Er legte auf.

II. Teil

Rückkehr

23. Kapitel

Zwei Wochen später saß Leah vor ihrem Toilettentisch und betrachtete sich im Spiegel. Wer war sie, und wo gehörte sie hin? Sie hatte die Welt der Englischen kennenlernen wollen. Jetzt wusste sie, dass diese Welt nicht viel freier war als die der Amischen. Jedenfalls nicht die, zu der die Bellamys gehörten. Sie dachte an das Mädchen, das ins Unglück geraten war, Margaret. Ein »Flittchen« hatte Richard sie genannt. Den Mann, der ihr Unglück mitverursacht hatte, hatte er nicht verurteilt.

So etwas wäre in Leahs Gemeinde nicht möglich. Wäre Paul ein Amisch, müsste er Margaret heiraten. Bischof Zook hätte sie getadelt, sie hätten ihre Sünde bekennen müssen, doch danach wären sie geachtete Mitglieder der Gemeinde geworden, und ihr Kind wäre, wie alle Kinder, als ein Geschenk Gottes betrachtet worden.

Hier konnte der Mann sich vor seiner Verantwortung drücken, alle Schuld wurde der Frau zugeschrieben. Und niemand scherte sich darum, was aus ihr und ihrem Kind wurde.

Nein, sie passte nicht in diese Welt, in der jeder nur an sich selbst dachte. In der Arme kein Obdach hatten und Betteln mussten. In der es Menschen gab, die andere bedienten und auf die man herabsah. Sie passte nicht zu den Bellamys und wollte nicht zu ihnen gehören. Ihr tat das Herz weh, wenn sie an Richard dachte, an seine einnehmende Art, seine Heiterkeit, seine Zärtlichkeiten. Doch jetzt wusste sie, dass er sie niemals wirklich gekannt hatte. Er hatte sich in sie verliebt, weil sie hübsch war und weil sie anders war als die Mädchen aus seinen Kreisen. Sie sei etwas Besonderes, hatte er gesagt. Das hatte ihm gefallen, solange es einfach für ihn gewesen war. Als es schwierig wurde, hatte er sie im Stich gelassen. Er hatte geschwiegen, wenn man sie angefeindet hatte. Ihm war es wichtiger, weiterhin bei seinen Freunden beliebt zu sein, statt zu der Frau zu stehen, die er angeblich liebte. Er war schwach, das wusste sie jetzt. Es gab keine gemeinsame Zukunft für sie.

Wahre Freundschaft hatte sie hier bei Grace und ihrer Mutter gefunden. Sie hatten sie aufgenommen, als sie in Not gewesen war. Sie fragten nicht nach ihrem Glauben und ihrer Herkunft und störten sich auch nicht daran. Bei ihnen fühlte sie sich wohl, sie mochte ihre Arbeit, und doch fehlte ihr etwas. Ihre Familie, ihre Freundinnen, die Menschen, die sie liebte. Sie lächelte. Genau das hatte Joshua gesagt: »Ich habe beide Welten gesehen und erkannt, wo ich hingehöre. Einiges vermisse ich, aber es sind nur Dinge, die wiegen nicht die Menschen auf, die ich liebe. Meine Familie, meine Freunde.«

Und er hatte recht. Als sie mit ihm gesprochen hatte, war sie sicher gewesen, Richard zu lieben, und hatte deshalb nicht zurückkehren wollen. Doch nun? Mit Grace war sie vorher schon befreundet gewesen und würde es auch immer sein. Was also hielt sie in der Welt der Englischen?

Bücher? Auf sie musste sie nicht verzichten. Alles andere, Elektrizität, Telefone, Autos oder fließendes Wasser aus dem Hahn, wie in der Küche der Pension, waren angenehm, doch sie brauchte sie nicht zum Leben. Die englischen Kleider würde sie ebenfalls nicht vermissen, im Grunde waren ihre einfachen Kleider viel bequemer und praktischer. Wenn sie heimkehrte, würde sie wieder Ziegen melken, den Garten bepflanzen, mit ihren Freundinnen tuscheln, wer wem den Hof machte. Sie würde mit ihrer Mutter Brot oder Kuchen backen.

Ihr Herz tat immer noch weh, doch nicht länger wegen Richard. Sie sehnte sich nach Hause.

Plötzlich war alles gegenwärtig. Der Duft des Geißblatts im Sommer, das Plätschern des Baches, das Klappern des Mühlrads. Sie hörte ihre Nichten und Neffen lachen, ihre Mutter in der Küche vor sich hin summen. Dort waren ihre Wurzeln. Nicht hier in der Stadt und schon gar nicht in Harrisburg bei den Bellamys.

»Man kann nur wählen, wenn man die Wahl hat, wenn man weiß, wofür oder wogegen man sich entscheidet«, hatte Bischof Zook gesagt. Wie recht er hatte. Jetzt wusste sie genug über das Leben der Englischen, um sich zu entscheiden. Sie erinnerte sich an Joshua, der ihr geraten hatte, sich Zeit zu lassen: »Wenn du Zweifel hast oder Angst, etwas zu verpassen, dann ist es noch nicht der richtige Zeitpunkt, zurückzukehren.«

Sie hatte keine Angst mehr, etwas zu verpassen. Der richtige Zeitpunkt war jetzt.

Sie stand auf und zog sich bis auf das Unterhemd aus. Dann holte sie ihr grünes Kleid aus dem Schrank und schlüpfte hinein. Wo hatte sie die Nadeln hingetan? Sie fand sie in einer Schublade der Kommode. Ihre Finger hatten nicht vergessen, wie man ein Kleid mit Nadeln schloss.

Anschließend kämmte sie ihr Haar und schlang es zu einem festen Knoten am Hinterkopf. Mit zwei Haarnadeln befestigte sie die Kapp über dem Knoten. Das Kleid umspielte locker ihre Figur. Es fühlte sich richtig an. Sie trat vor den Spiegel und sah hinein. Ja, das war sie.

Lächelnd verließ sie ihr Zimmer und klopfte an die Graces Tür.

»Komm rein.« Grace saß im Schaukelstuhl und las. Sie blickte auf und ließ das Buch sinken. »Du hast dich entschieden?«

Leah setzte sich. »Ja. Ich weiß jetzt, wo ich hingehöre. Ich bin dir und deiner Mutter zutiefst dankbar. Ihr wart für mich da, ihr habt mir eine Heimat gegeben. Du warst meine Freundin, bevor ich hierherkam, und du bleibst meine Freundin, wenn ich zurückkehre.«

»Ehrlich gesagt, bin ich froh. Ich glaube nicht, dass du mit Richard glücklich geworden wärst.«

»Ich weiß nicht, ob ich in der Gemeinde wirklich glücklich werde. Ich muss auch dort meinen Platz finden.«

»Das wirst du.« Grace sah sie ernst an. »Es hat mir Spaß gemacht, mit dir englische Kleidung anzuprobieren, tanzen zu gehen oder ins Lichtspielhaus. Es war ein bisschen so, als würde ich unsere Welt mit dir neu entdecken. Manches, was ich für selbstverständlich gehalten habe, sehe ich jetzt anders. Aber ich hatte immer das Gefühl, du verkleidest dich. So wie ich mich früher als Prinzessin verkleidet habe oder die Kleider meiner Mutter angezogen habe.«

»Vielleicht war es so.«

Auch Graces Mutter zeigte Verständnis für Leahs Entschluss. »Du wirst mir fehlen. Wenn du jemals eine Arbeit brauchst, bist du hier immer willkommen.«

Leah war dankbar für dieses Angebot. Jetzt, wo sie sich entschlossen hatte, wollte sie so schnell wie möglich nach Hause. Doch vorher musste sie mit dem Bischof sprechen.

Am nächsten Tag fuhr Grace sie zum Hof der Zooks. Leah umarmte sie, dann nahm sie ihre

Tasche und stieg vom Wagen.

»Ich komme demnächst vorbei und hole Ziegenkäse«, sagte Grace. »Dann sehen wir uns!«

Bischof Zook stand auf der Veranda und sah ihr entgegen. Wahrscheinlich hatte er den Wagen gehört. »Guten Morgen, Leah.«

»Guten Morgen, Bischof.« Sie stellte die Tasche ab. »Kann ich mit Ihnen sprechen?«

Er lächelte. »Aber natürlich, komm herein.«

Sie folgte ihm ins Haus. »Miriam, ist noch Kaffee da?«, rief er in die Küche.

Miriam trat in den Flur. Sie trug ein blaues Kleid und eine schwarze Schürze. »Ein bisschen. Oh, grüß Gott, Leah.« Sie lächelte ihr zu.

»Grüß Gott.«

»Dann bring uns doch zwei Tassen in die Stube«, sagte Bischof Zook und wies Leah den Weg.

»Ich bin froh, dass du dich entschlossen hast, zurückzukehren«, sagte er, nachdem Leah ihm ihr Anliegen vorgetragen hatte. »Es gibt noch viele unter uns, die die Rumspringa nicht gutheißen und fürchten, dass junge Leute dadurch abtrünnig werden.«

Leah nippte an ihrer Tasse. Der Kaffee war stark und süß, wie man ihn bei den Amisch trank.

»Für mich war es richtig. Ich habe viel gelernt.«

»Das glaube ich. Doch du weißt, dass du dich nun zu unserem Glauben bekennen musst. Du kannst nicht zurückkehren und ungetauft unter uns leben. Nicht nach der Rumspringa.«

»Ja, das weiß ich.«

»Das heißt auch, dass du der Welt der Englischen endgültig entsagen musst. Was bisher toleriert wurde, ist dann verboten.«

»Aber ich darf weiterhin mit Englischen reden und mit Ihnen befreundet sein? Ich meine Grace Halsey. Wir sind befreundet, seit wir Kinder waren.«

»Es wird nicht gern gesehen werden, aber wir machen ja auch Geschäfte mit den Englischen. Rachel verkauft ihnen Waren. Solange du fest im Glauben bist, schadet es nicht, mit ihnen zu verkehren.« Er sah ihr in die Augen. »Doch diesen jungen Mann darfst du nicht wiedersehen.«

Ihr Vater hatte mit ihm über Richard gesprochen. Natürlich. Er hatte sich beim Bischof Rat geholt, wie es üblich war. Was Peter Zook ihm wohl gesagt hatte? Wahrscheinlich würde sie es nie erfahren.

»Das werde ich nicht.« Diese Zusage fiel Leah leicht. Sie hatte Richard geliebt, aber von diesem Gefühl war nur noch ein Echo in ihren Gedanken geblieben.

»Gut. Dann begleite ich dich jetzt nach Hause. Ich glaube, es ist gut, wenn ich zuerst mit

deinem Vater spreche.« Jetzt lächelte er. »Die nächste Gemeeh findet am Sonntag auf dem Mühlenhof statt. Da werden wir dann über deine Taufe reden.«

Auf dem Weg zum Mühlenhof fragte er Leah nach ihrem Leben in der Stadt. »Was hast du getan, nachdem du nicht mehr bei Rachel wohnen konntest?«

Sie erzählte von Grace und ihrer Arbeit in der Pension. »Dort habe ich schlichte Kleidung getragen. Kleid, Schürze und Haube.«

Er nickte beifällig. »Und was hat dich letztendlich dazu bewogen, dich gegen die englische Lebensweise zu entscheiden?«

Sie erzählte ihm von ihren Erfahrungen mit den Bellamys. »Ihre Welt ist oberflächlich. Sie haben ebenso strenge Regeln wie wir, aber nicht des Glaubens wegen, sondern aus reiner Eitelkeit. Es gibt keine Gemeinschaft, keinen Zusammenhalt.«

Sein Gesicht verriet nichts, er hörte ihr schweigend zu. Kurz bevor sie auf den Mühlenhof kamen, fragte er: »Und was ist mit dem jungen Mann?«

»Er wollte, dass ich meine Herkunft verleugne. Niemand sollte wissen, dass ich amisch aufgewachsen bin.«

»Und das wolltest du nicht?«

»Ich konnte es gar nicht. Amisch zu sein, ist nichts, was man einfach abstreift wie ein Kleid. Es sind meine Wurzeln.« Sie blieb stehen. »Ihr hättet mich dafür, dass ich jemanden liebe, der nicht zu unserer Gemeinde gehört, ausgeschlossen. Damit hätte ich leben müssen, doch meinen Glauben an Gott hätte es nicht verändert.«

Auch Bischof Zook war stehen geblieben und erwiderte ihren Blick. »Der junge Mann hätte sich uns anschließen können, wenn er dich zur Frau haben wollte. Wenn man ein wahrer Gläubiger sein will, kann man sich nicht das aussuchen, was einem gerade passt und Unbequemes vermeiden.«

»Ich komme nicht zurück, weil Richard eine Enttäuschung war, sondern weil ich denke, dass unsere Lebensweise die richtige ist.«

Ein Lächeln breitete sich über seinem Gesicht aus. »Du hast sehr gute Gründe. Ich werde dich bei der Gemeeh am Sonntag willkommen heißen.«

Schweigend setzten sie ihren Marsch fort, bis sie zum Hof kamen.

Amber, die braunweiße Hündin, sprang auf und schlug an, doch dann erkannte sie Leah und lief ihr schwanzwedelnd entgegen. Leah beugte sich zu ihr und streichelte sie.

Die Haustür öffnete sich, ihre Mutter trat heraus. Leah richtete sich auf. Die Augen ihrer Mutter weiteten sich.

»Leah?« Sie schluckte, ihr Blick erfasste Leahs amische Kleidung.

»Leah!« Mit ausgebreiteten Armen lief sie los, drückte Leah an sich. »Du bist wieder da. Gott sei Dank.«

Ohne Leah loszulassen, wandte sie sich an den Bischof Zook. »Guten Tag.«

»Ein sehr guter Tag ist das, liebe Maria. Unsere Leah ist heimgekehrt und wird sich taufen lassen. Ich nehme an, dein Mann ist in der Mühle?«

»Ja.« Sie nickte, ihre Augen glänzten feucht.

»Dann gehe ich hin und rede mit ihm. Bis später.«

Leah erwiderte die Umarmung ihrer Mutter. Maria presste sie noch mal an sich, dann trat sie einen Schritt zurück. »Ist es wahr, du wirst dich taufen lassen?«

»Ja.«

»Halleluja. Komm herein.« Sie griff nach Leahs Hand und zog sie ins Haus. »Hast du Hunger oder Durst?«

»Nein. Ich habe bei Bischof Zook Kaffee getrunken.«

»Setz dich in die Stube.«

Ihre Mutter schob sie auf die Bank, setzte sich neben sie und griff wieder nach ihrer Hand. »Ich bin so froh, dass du wieder hier bist.«

Sie fragte nicht, was passiert war, warum sie heimgekommen war. Sie saß nur da, wandte ihren Blick nicht von Leah und drückte immer wieder ihre Hand.

»Mein Kind. Gut schaust du aus. Ein bisschen dünner bist du geworden, oder?«

»Ja, ich glaube schon. Meine Kleider sind mir etwas zu weit.«

»Du bekommst ja sowieso ein neues, wenn du dich taufen lässt.«

Auf der Treppe erklangen Schritte, dann stürmte Katie in den Raum, gefolgt von ihren drei Kindern.

»Habe ich Leah gehört? Wirklich, du bist es!« Sie setzte sich auf Leahs andere Seite und umarmte sie. »Willkommen zurück!«

Leahs Augen brannten, ein dicker Kloß saß ihr in der Kehle. Dass ihre Mutter und ihre Schwägerin sich so vorbehaltlos freuten, hatte sie nicht erwartet. Die Kinder standen an der Tür und starrten sie stumm an.

»Na, wie benehmt ihr euch denn?«, sagte Katie. »Wollt ihr eure Tante nicht begrüßen?«

»Grüß Gott, Tante Leah«, sagten die beiden Mädchen im Chor.

Daniel, der Jüngste, zögerte, bevor er ebenfalls einen Gruß murmelte. Es klang etwas unsicher.

Leah lächelte. Daniel war anderthalb Jahre alt gewesen, als sie gegangen war, wahrscheinlich erinnerte er sich gar nicht richtig an sie.

Es dauerte nicht lange, bis ihr Vater und der Bischof kamen. Ihr Vater hängte den Hut an den Haken im Flur, dann trat er in die Stube und sah Leah forschend an. »Willkommen zurück, Tochter.«

»Guten Tag, Vater.«

Er umarmte sie nicht, er war kein Mensch, der seine Gefühle offen zeigte. Doch seine Mundwinkel zogen sich nach oben, und in seinen Augen erkannte sie ehrliche Freude. Der Bischof stand hinter ihm und lächelte.

Leah fand schnell wieder in ihren alten Lebensrhythmus zurück. Sie stand bei Sonnenaufgang auf und kümmerte sich um die Ziegen. Mit ihrer Mutter und Katie kochte und buk sie für die Gemeeh am Sonntag. Manchmal, wenn sie im Dunkeln aufwachte, tastete sie nach dem Lichtschalter, bis ihr einfiel, dass es keinen gab, aber im Grunde fehlte ihr nichts. Nun ja, vielleicht ein Spiegel. Sie hatte sich daran gewöhnt, in den Spiegel zu sehen, wenn sie ihre Haare hochsteckte. Aber es ging auch ohne.

Am Sonntagmorgen rollten die Wagen auf den Mühlenhof. Wie üblich war die Scheune leergeräumt, ihr Vater und Elias hatten Bänke hineingestellt. Die Nachricht von ihrer Rückkehr hatte den Weg zu fast allen Mitgliedern der Gemeinde gefunden, so dass sich kaum jemand über ihre Anwesenheit wunderte. Deborah hatte sie gleich am nächsten Tag bereits besucht. Sie erwartete mittlerweile ein Kind, das im Januar zur Welt kommen sollte.

Leahs Freundin Anna Yoder hatte es natürlich von ihrer Schwester Katie erfahren und gleich Martha erzählt. Beide Mädchen begrüßten Leah begeistert.

»Du musst uns noch alles erzählen, was du erlebt hast«, sagte Anna. »Katie hat gesagt, ich soll dich nicht ausfragen, aber ich bin doch so neugierig.«

Martha nickte. »Ich will es auch hören. Du bist doch heute beim Singen dabei?«

Leah nickte. Da das Singen in ihrer Scheune stattfinden würde, würde sie selbstverständlich dabei sein.

Als Letzte trafen die Wagners auf dem Hof ein. Ruben kutscherte, auf der Ladefläche saßen seine Frau Joanna, Deborah und Samuel und die Söhne Levi und Joshua.

Joshua winkte Leah lächelnd zu. Ihre Blicke begegneten sich, und plötzlich wurde ihr warm. Sie freute sich sehr, ihn zu sehen. Er sprang vom Wagen und kam direkt zu ihr.

Sein Lächeln galt allen, und trotzdem hatte Leah das Gefühl, dass er sie anders ansah als Anna und Martha. Als würden sie ein Geheimnis miteinander teilen. Vielleicht war das ja auch so. Immerhin war er der Einzige aus der Gemeinde, der sie in Jacobstown getroffen hatte und der sie in englischer Kleidung gesehen hatte.

»Hallo, Joshua. Wie geht es dir?«

»Gut. Schön, dass du wieder hier bist.«

»Joshua, hallo!« Selma Fisher gesellte sich zu ihnen und stellte sich neben Joshua. Ihre Stimme klang deutlich kühler, als sie Leah begrüßte. »Ich habe schon gehört, dass du zurück bist.«

Ob Joshua ihr Verehrer war? Leah beobachtete ihn, als er mit Selma sprach. Er war liebenswürdig, aber nichts deutete darauf hin, dass die beiden etwas Besonderes verband.

Während des Gottesdienstes überkam sie eine große Ruhe. Sie lauschte den Predigten, und während der langen Lieder ließ sie ihre Gedanken schweifen. Sie war zu Hause.

Nach dem Liebesmahl halfen die Frauen, das Geschirr zu spülen, die Männer räumten die Scheune auf, bis auf einen Tisch und zwei Bänke. Martha und Anna waren auf dem Mühlenhof geblieben, um beim Aufräumen zu helfen und bei dieser Gelegenheit Leah auszufragen. Joshua war nach dem Essen mit seiner Familie nach Hause gefahren.

Nach dem Abendessen rollten wiederum Wagen auf den Hof. Dieses Mal waren es zweisitzige Buggys, vor die jeweils ein Pferd gespannt war. Leah trat aus dem Haus, um die Gäste zu begrüßen.

Andreas Kauffmann half Annie Lapp vom Wagen, Joseph Moser kam zusammen mit Elisabeth Shrock. Zwei Paare gab es also schon.

Joshua half ebenfalls einem Mädchen aus dem Wagen. Leah erkannte seine Schwester Emma.

Kurz danach kamen Jacob und Selma Fisher. Anna und Martha halfen Leah dabei, Becher und zwei Krüge mit Zitronenlimonade in die Scheune zu tragen. Die meisten saßen schon, die Jungen auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite des Tisches. Selma stand neben der Haferkiste und betrachtete sie, als würde sie irgendwelche Geheimnisse bergen. Worauf wartete sie?

Joshua fehlte, bemerkte Leah.

»Setz dich doch, Selma«, sagte Emma und deutete auf den Platz neben sich. Selma warf einen Blick zur Tür, dann setzte sie sich neben Emma. Nach ihr rutschten Martha und Anna auf die Bank. Gideon und Leah zündeten zwei Lampen an und stellten sie auf den Tisch. Schließlich kam auch Joshua herein, schloss die Scheunentür und nahm gegenüber von Leah Platz.

Alle senkten die Köpfe zum Gebet. Danach stimmte Martha das Lied »Fröhlich will ich singen« an. Nach und nach fielen die anderen ein. Als das Lied zu Ende war, reichten sie die Krüge von einem zum anderen, und dann wurde Leah ausgefragt.

Ob sie englische Kleidung getragen hätte, wie es sich anfühlte, ein Korsett zu tragen, ob sie mit einem Automobil gefahren wäre und ein Telefon benutzt hätte. Sie beantwortete bereitwillig alle Fragen, begegnete dabei immer wieder Joshuas Blick. Er lächelte nur.

»Wollen wir nicht mal wieder etwas singen?«, warf Selma irgendwann etwas ungeduldig ein.

Leah stimmte sofort zu. Allmählich war es ihr unangenehm, so im Mittelpunkt zu stehen.

Schließlich war das Singen zu Ende, und alle verabschiedeten sich. Anna Yoder und Simon Graber, die heute nicht die Augen voneinander gelassen hatten, standen unschlüssig herum. Schließlich ging Anna hinaus, und Simon folgte ihr. Leah sah, wie er sie draußen ansprach, dann verschwanden sie gemeinsam in der Dunkelheit.

Die Letzten, die gingen, waren Selma und Jacob Fisher – und Joshua. Sie verabschiedeten sich vor der Scheune voneinander.

An der Haustür drehte Leah sich um und sah den dreien nach, wie sie zu den Buggys gingen. Würde Joshua Selma nach Hause bringen, oder fuhr sie mit ihrem Bruder?

Unwillig schüttelte sie den Kopf. Das ging sie gar nichts an. Sie war ein halbes Jahr fort gewesen, sie musste sich erst einmal wieder hier einfinden. Auch wenn Joshua sich wie ein Freund verhalten hatte, als sie sich in der Bücherei getroffen hatten, hieß es nicht, dass er nicht mit einem der Mädchen hier rumsprang.

Entschlossen öffnete sie die Haustür und ging hinein. Sie würde nicht zurücksehen.

Gideon folgte ihr. »Komisch. Ich hätte erwartet, dass Joshua Selma nach Hause fährt«, sagte er drinnen.

Leah lächelte. Jetzt wusste sie es doch, und nun siegte auch ihre Neugier. »Warum? Hat er das sonst nach dem Singen getan?«

Gideon runzelte die Stirn. »Nicht oft. Ein paarmal vielleicht.«

»Und andere Mädchen?«

»Nein. Wenn, dann ist er mit Selma gefahren oder alleine. Er ist auch nicht jedes Mal zum Singen gekommen.«

Zwei Tage später wollte Leah vor dem Abendessen die Ziegen von der Weide holen. Kurz bevor der Weidezaun in Sicht kam, rannten zwei braune Vierbeiner vom Wegrand in den Wald. Leah erhaschte gerade noch einen Blick auf die hochgestellten Schwänze. Waren das ihre Ziegen gewesen? Amber wollte ihnen nachjagen, doch Leah hielt sie zurück. Es konnten auch Wapitis gewesen sein.

Sie beschleunigte ihre Schritte und stöhnte auf, als sie die Weide erreichte. Sie war leer. Stattdessen grasten drei Geißen friedlich am Bach. Zwei weitere entdeckte sie am Gebüsch hinter der Weide, sie rissen die Blätter von den Zweigen. Mal wieder hatten sie es geschafft, eine Stelle im Zaun zu finden, an der sie ausbrechen konnten. Wie sollte Leah die Tiere jetzt nach Hause bekommen? Am besten, sie trieb erst einmal die Ziegen, die in der Nähe waren, zum Stall. Mit etwas Glück würden die anderen folgen.

Sie lief zum Bach und scheuchte die drei Geißen zurück auf den Weg. Doch statt zum Stall zu laufen, rannten sie zu den Büschen, wo die anderen fraßen. Leah bückte sich, zog den hinteren Saum ihres Kleides zwischen ihren Beinen nach vorne und verknotete ihn zusammen mit dem vorderen Saum mit ihrer Schürze. So hatte sie die Beine bis zu den Knien frei und konnte schneller laufen.

»Komm, Amber, hol sie.«

Die Hündin schlug einen Bogen und trieb die Ziegen von den Büschen fort, Leah schnitt ihnen den Weg auf die Wiese ab. Die Ziegen liefen am Zaun entlang auf den Weg zu – und brachen dann in Richtung Bach aus. Schwer atmend blieb Leah stehen. Alleine würde sie es nie schaffen, selbst mit Ambers Hilfe nicht. Dabei kamen die Tiere sonst immer brav mit zum Stall, aber jetzt waren sie so aufgeregt, dass sie in alle Richtungen rannten.

»Hallo Leah.« Joshua kam den Weg entlang. Er sah sie an, dann auf die Ziegen. »Sind sie ausgebücht?«

»Mal wieder. Gideon hat den Zaun repariert, aber sie müssen eine andere Lücke gefunden haben.«

»Ich helfe dir.« Mit ausgebreiteten Armen scheuchte Joshua die Ziegen vom Bach fort, Leah hielt sie davon ab, auf die Wiese auszubrechen, und Amber trieb sie von hinten.

»Da sind noch zwei!«, rief Joshua und zeigte auf die Wiese. »Ich hole sie.« Er rannte los.

Mittlerweile hatte Amber die Ziegen unter Kontrolle. Sie liefen vor ihr her, und Leah passte auf, dass sie auf dem Weg blieben.

Joshua schwenkte seinen Hut und scheuchte den Bock und die Geiß vor sich her, bis sie sich den anderen anschlossen. So brachten sie die Tiere in den Stall. Erleichtert schloss Leah die Stalltür und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Vielen Dank für deine Hilfe.«

»Gern geschehen.« Er lächelte sie an.

In diesem Moment trat ihre Mutter aus der Haustür. Bei Leahs Anblick hob sie die Augenbrauen. »Ist etwas passiert?«

Hastig löste Leah den Knoten in ihrem Schürzenband und schüttelte ihr Kleid aus. »Die Ziegen sind mal wieder ausgebrochen. Joshua hat mir geholfen, sie einzufangen.«

»Das ist aber nett von dir«, sagte ihre Mutter. »Was führt dich denn zu uns?«

»Ich wollte eigentlich zur Mühle und mit Dave sprechen. Ich brauche Holz für einen Wagen.«

»Dave und Elias müssten eigentlich gleich heimkommen. Warte doch hier auf sie und trink solange etwas, setz dich.«

Ihre Mutter deutete auf die Schaukel, die auf der überdachten Veranda von der Decke hing. Sie bot Platz für zwei Personen. »Leah, leiste ihm doch Gesellschaft. Ich bringe euch eine Limonade.«

Innerlich schüttelte Leah den Kopf. Offensichtlicher ging es kaum. Was würde Joshua denken? Doch ablehnen konnte sie nicht, also setzte sie sich neben ihn.

Ihre Mutter brachte ihnen zwei Gläser Limonade. Joshua trank seines in einem Zug leer, dann lehnte er sich zurück und brachte die Schaukel leicht zum Schwingen.

»Wie fühlt es sich für dich an, wieder hier zu sein?«

Sie lehnte sich ebenfalls zurück und ließ sich von ihm schaukeln. »Eigentlich gut. Ich weiß manches viel mehr zu schätzen als früher.«

»Aber ...?«

Fragend blickte sie ihn an. »Was meinst du?«

»Du hast ›eigentlich‹ gesagt. Das heißt, es gibt Einschränkungen.«

Er war unglaublich. Wie genau er hinhörte, wie er auch das verstand, was sie nicht aussprach.

»Meine Familie. Sie wollen, dass ich die Zeit in Jacobstown vergesse. Es ist nicht nur so, dass sie nichts davon hören wollen, das könnte ich noch irgendwie verstehen. Sie haben Angst um Gideon, dass er auch bei seiner Rumspringa vom Weg abkommt. Dabei bin ich doch eigentlich ein gutes Beispiel, dass es nicht passiert.«

»Eigentlich«, sagte er.

Sie setzte die Füße auf den Boden und stoppte die Bewegung der Schaukel. »Wie meinst du das?«

Joshua sah sie an. »Du bist zurückgekommen, aber du hast dich verändert. Das macht ihnen Angst. Sie möchten die Leah zurück, die sie kannten.«

»Aber das geht nicht. So eine Erfahrung würde jeden verändern.«

»Das sollte man annehmen. Wie ist es denn mit deinem Bruder? Er war in Philadelphia, nicht wahr? Hat er sich verändert?«

»Jonas war bei Onkel Joseph in der Lehre. Ich glaube nicht, dass er wirklich viel von der Welt der Englischen mitbekommen hat. Ich hatte nicht das Gefühl, dass er anders war, als er heimgekommen ist. Aber ich war auch erst dreizehn Jahre alt. Vielleicht ist es mir nur nicht aufgefallen. Wie ist mit dir? Dich hat deine Zeit in Harrisburg doch auch verändert. Hatte deine Familie keine Probleme damit?«

»Meine Familie hat eine andere Geschichte.«

»Wie meinst du das?«

Jetzt sah er sie ungläubig an. »Ich rede von Ben und Esther, den Geschwistern deines Großvaters.«

Ben und Esther? Die Namen hatte sie noch nie gehört. Ihr Großvater hatte immer nur von seinen Geschwistern Daniel, Lena und Becky erzählt. Doch bevor sie fragen konnte, was es damit auf sich hatte, betraten ihr Vater und Elias den Hof.

Joshua stand auf und ging ihnen entgegen. »Guten Abend. Entschuldigt, dass ich euch hier störe. Ich wollte eigentlich zur Mühle kommen.«

»Guten Abend, Joshua«, antwortete ihr Vater. »Du störst nicht. Was wolltest du denn in der Mühle?«

Leah brachte die leeren Gläser in die Küche. »Ich muss vor dem Abendessen noch die Ziegen melken«, sagte sie zu ihrer Mutter.

»Ja, geh nur. Frag doch Joshua, ob er mit uns essen möchte. Als Dank für seine Hilfe.«

»Eine gute Idee«, sagte ihr Vater, der eben das Haus betrat. »Wo steckt Gideon? Er sollte den Weidezaun kontrollieren.«

Die Antwort ihrer Mutter hörte Leah nicht mehr. Auf der Veranda standen Elias und Joshua und sprachen über Holz, das Joshua für einen Buggy brauchte.

»Mutter fragt, ob du zum Essen bleiben möchtest«, wandte Leah sich an Joshua. »Es gibt Hühnereintopf«, fügte sie hinzu und ärgerte sich sofort über sich selbst, weil es so klang, als wolle sie es ihm schmackhaft machen, zu bleiben.

»Aber gerne.«

»Gut, dann können wir beim Essen weiterreden«, sagte Elias. »Ich will mir noch die Sägespäne abwaschen.«

Leah hastete zum Stall. Wenn sie sich mit dem Melken beeilte, konnte sie sich auch noch frisch machen. Sie hatte geschwitzt, und ihr Kleid war bei der Jagd auf die Ziegen schmutzig geworden.

In einem sauberen Kleid mit einer weißen Schürze stieg sie etwas später die Treppe hinunter. Ihre Mutter trug gerade den großen Suppentopf in die Stube. Leah nahm den Krug mit Wasser, der noch in der Küche stand, und folgte ihr. Sie ging um den Tisch herum und füllte die Becher. Als sie hinter Joshua stand und nach seinem Becher griff, wandte er den Kopf, und ihre Blicke trafen sich für einen Augenblick.

Ihre Mutter bemerkte es und senkte schnell den Kopf, doch Leah sah noch ihre Mundwinkel zucken. Ihre Wangen wurden heiß. Schnell ging sie weiter. Hoffentlich hatte Joshua nicht gesehen, dass sie wie ein verliebtes Mädchen errötete.

Während des Essens sprachen ihr Vater, Elias und Joshua weiter über den Wagen, den Joshua bauen wollte.

»Es wird ein Zweisitzer für Simon, und ich möchte einiges probieren, das ich in Harrisburg gelernt habe. Ich denke, man kann die Räder leichtläufiger machen.«

»Solange er schlicht bleibt, ist dagegen wohl nichts zu sagen«, antwortete ihr Vater.

Joshua lachte. »Nun, Simon ist getauft, er wird keinen Buggy fahren wie Andreas Kauffmann.«

»Wieso, was ist mit Andreas?«, fragte Gideon.

Leah merkte auf. Andreas war so alt wie sie und noch nicht getauft.

»Habt ihr es noch nicht gehört?«, sagte Joshua. »Er hat seinen Buggy herausgeputzt und fährt damit ziemlich stolz herum. Seinen Eltern gefällt es nicht, aber sie dulden es.«

Schweigen folgte auf seine Worte. Für einen Moment hatte Leah das Gefühl, dass alle Blicke auf sie gerichtet waren.

Ihr Vater räusperte sich und wechselte das Thema. »Gideon, du musst morgen früh noch mal den Weidezaun kontrollieren, dieses Mal gründlich.«

Leah sah in die Runde, doch alle waren mit ihrem Essen beschäftigt. Nur Joshua erwiderte ihren Blick. *Ich verstehe, was du meinst*, schienen seine Augen zu sagen.

Nach dem Essen nötigte Leahs Mutter ihn, sich noch mal auf die Veranda zu setzen. »Es ist so ein schöner Abend.«

Er zierte sich nicht. »Gerne, wenn Leah mir Gesellschaft leistet.«

Leah wusste nicht, ob sie sich freuen oder ärgern sollte. Ihre Mutter übertrieb es wirklich. Aber im Grunde wollte sie noch mit Joshua reden, und ihre Mutter gab ihr die Gelegenheit dazu.

Nebeneinander saßen sie auf der Schaukel, von Osten zog die Dämmerung heran, durch die Fenster fiel das Licht der Lampen auf die Veranda. Im Gebüsch sang ein Rotkehlchen. Es war immer noch warm.

»Wer sind Ben und Esther?«, fragte Leah. »Ich habe nie von ihnen gehört.«

Er holte tief Luft. »Es tut mir leid, dass ich sie erwähnt habe.«

Leah richtete sich auf. »Du willst mir nichts über sie sagen?«

»Es ist nicht meine Geschichte. Es steht mir nicht zu, über sie zu reden, wenn es deine Familie nicht tut.«

Leah nickte. Sie würde schon irgendwie herausbekommen, was es mit ihnen auf sich hatte.

»Was hat dich eigentlich dazu bewegt zurückzukommen?«, fragte er. »Ich hoffe, der Grund war nicht, weil es mit diesem Kerl nicht geklappt hat.«

Leah unterdrückte ein Lachen. Joshua blickte sie irritiert an. »Was ist komisch?«

»Dass du *dieser Kerl* sagst. Das klingt nicht sehr amisch.«

Er zuckte mit den Schultern. »Mag sein. Ich habe ihn kennengelernt.«

»Und offensichtlich hast du nicht viel von ihm gehalten, ich weiß. Im Nachhinein finde ich es sehr nett von dir, dass du mit deiner Meinung so zurückhaltend warst.« Sie machte eine Pause. »Aber er war nicht der Grund für meine Heimkehr. Es klingt vielleicht dumm, aber er wäre ein Grund für mich gewesen, bei den Englichen zu bleiben. Doch irgendwann habe ich gemerkt, dass er schwach ist, mehr noch, er ist feige. Ich habe mich von ihm getrennt. Aber für die Rückkehr zu den Amisch habe ich mich später entschlossen. Der Grund liegt auch bei dir.«

»Bei mir?«

Ein neuer Ton klang in seiner Stimme.

»Ja. Du hast mir gesagt, es gäbe einen Zeitpunkt, an dem man spürt, dass es Zeit ist heimzugehen. Ich habe es gespürt.«

Er nickte und schubste die Schaukel wieder an. Dann legte er den Arm auf die Lehne hinter ihr, ohne sie zu berühren. Trotzdem war sie sich seiner Nähe sehr bewusst. Er bräuchte den Arm nur ein wenig nach vorne rutschen zu lassen, dann läge er um ihre Schultern.

»Kommst du zum nächsten Singen?«, fragte er.

»Ja.«

»Ich freue mich darauf.«

Leah schwieg. Sagte er das nur aus Nettigkeit?

Der Gedanke beschäftigte sie noch, als sie zu Bett ging. Joshua hatte sich kurz danach verabschiedet und war nach Hause gegangen. Sie dachte daran, wie er den Arm hinter sie gelegt hatte und fragte sich, wie es sich wohl anfühlen würde, seinen Arm um ihre Schultern zu spüren. Über diesen Gedanken schlief sie ein.

Am nächsten Tag präsentierte Leahs Mutter ihr einen schwarzen, sehr feinen Leinenstoff.

»Den habe ich vor einiger Zeit günstig bei Mr. Landers gekauft. Er wäre doch schön für ein Kleid für dich – für die Taufe. Baumwollstoffe sind überhaupt nicht mehr zu bekommen. Ich weiß gar nicht warum.«

»Weil alle Baumwolle zu Schießbaumwolle verarbeitet wird«, sagte Leah.

»Schießbaumwolle? Was ist das?«

»Man benutzt sie, um Geschütze abzufeuern, Kanonen und so.«

Die Augen ihrer Mutter weiteten sich. »Woher weißt du so etwas?«

»Es stand in den Zeitungen.«

Maria schüttelte den Kopf. »Was ist das für eine Welt, in der Baumwolle zum Schießen und nicht für Stoffe verwendet wird. Komm, wir schneiden dein Kleid zu.«

Am darauffolgenden Gemeindesonntag auf dem Wagnerhof wurde Leah getauft. Mit ihr zusammen knieten Johanna Graber und Moses Zook vor der Gemeinde und bekannten sich zum Glauben und zur Ordnung. Bischof Zook segnete sie, dann trat er zu Moses. Der Armendiener Enos Grabill goss aus einem Krug Wasser in die Hände des Bischofs, und er benetzte Leahs Stirn. Danach reichte der Bischof ihnen die Hand. »Im Namen des Herrn und der Gemeinde haben wir dir die Hand geboten, so stehe auf.«

Als Leah auf ihren Platz zurückkehrte, schimmerten Tränen in den Augen ihrer Mutter. Von der Seite der Männer sah ihr Vater sie gerührt an. Leahs Blick fiel auf Joshua. Er lächelte ihr zu.

Nach dem Liebesmahl fuhren sie nach Hause. Leah legte das weiße Halstuch ab, das sie zur Taufe getragen hatte, zog das schwarze Kleid aus und hängte es in den Schrank. Es war ab jetzt ihr Sonntagskleid für die Gemeeh. Doch zum Singen würde sie nachher ihr grünes Kleid tragen.

Nach dem leichten Abendessen fuhr sie mit Gideon zurück zum Wagnerhof. In der Scheune brannten die Lampen, auf dem Hof standen bereits drei Buggys, die Pferde dösten oder fraßen das Heu, das vor ihnen lag. Eines war der Falbe der Fishers, also war Selma schon hier.

Gideon lenkte den Wagen neben die anderen. Leah raffte ihren Rock und stieg aus. Die Ersten saßen bereits am Tisch, Anna winkte ihr zu. Leah rutschte neben ihr auf die Bank. Das Spiel, wer sich den Platz gegenüber Joshua sicherte, würde sie nicht mitspielen.

Ihr Bruder Gideon sah sich auffällig lange in der Scheune um, erst als Alma Kauffmann sich neben Martha setzte, nahm er ihr gegenüber Platz. Dabei wurden seine Wangen so rot wie die Rosen in Mutters Garten. Leah musterte ihn. Ihr kleiner Bruder interessierte sich für Mädchen? Aber er war ja schon sechzehn Jahre alt. Alma schien seine plötzliche Eile bemerkt zu haben, auch sie errötete und schenkte ihm ein verstohlenes Lächeln.

Wie erwartet, war Joshua der Letzte, der sich setzte. Selma hatte den Platz ihm gegenüber ergattert. Doch beim ersten Lied haftete sein Blick auf Leah.

Der Abend verging mit Singen und Plaudern. Schließlich war es Zeit aufzubrechen.

Leah verabschiedete sich von Anna und Martha. Gideon stand neben Alma und druckste herum. Fragte er sie etwa, ob er sie nach Hause bringen durfte? Es musste wohl so sein, denn als Alma verlegen nickte, zog ein Strahlen über sein Gesicht. Er kam herüber zu Leah.

»Ich fahre Alma nach Hause.« Er stockte, als ihm offenbar einfiel, dass sie ja auch irgendwie nach Hause kommen musste. »Soll ich danach zurückkommen und dich abholen?«

»Das ist nicht nötig«, ertönte Joshuas Stimme neben ihr. »Ich kann Leah heimfahren.«

Sichtlich erleichtert nickte Gideon und ließ sie stehen.

»Das ist sehr nett von dir«, sagte Leah.

Er grinste. »Nicht unbedingt. Ich hatte ohnehin vor, dich zu fragen. Gideon hat mir in die Hände gespielt. Ich muss nur noch schnell den Buggy anspannen.«

Leah sammelte in der Zwischenzeit die Becher ein und brachte sie ins Haus. Dabei spürte sie Selmas unfreundlichen Blick, der ihr folgte. Als die Scheune aufgeräumt war, rollten die Buggys vom Hof. Selma fuhr mit ihrem Bruder nach Hause.

Joshua half Leah beim Einsteigen, setzte sich neben sie und trieb das Pferd zu einem gemächlichen Schritt. Eilig hatte er es wohl nicht.

»Das ist ein schöner Buggy, ist er neu?«

»Ja. Er ist der Erste, den ich nach meiner Rückkehr gebaut habe. Ich habe einiges verändert. Die Reifen sind aus Stahl, und ich habe Federn eingebaut, damit er nicht so rüttelt.«

Leah suchte nach einer Möglichkeit, ihn durch die Blume nach Selma zu fragen, doch ihr fiel nichts ein. Also sprach sie es direkt an. »Selma sah nicht besonders glücklich aus. Ich glaube, sie hat gehofft, dass du sie nach Hause bringst.«

»Das kann sein, aber ich hatte es nicht vor. Ich wollte dich fragen.«

»Hm. Ich habe Gerüchte gehört, ihr würdet miteinander rumspringen.«

»Gerüchte? Ich kann mir vorstellen, aus welcher Ecke die kommen. Aber sie sind nicht wahr.

Als ich hierher zurückkam, habe ich sie drei- oder viermal nach Hause begleitet, aber das ist schon länger her. Sie hatte nie Grund zu glauben, dass wir zusammen rumspringen.«

Erleichtert lehnte Leah sich zurück. Wegen Selma brauchte sie also kein schlechtes Gewissen zu haben.

Den Rest des Weges schwiegen sie, aber es war kein unangenehmes Schweigen. Kurz bevor sie den Mühlenhof erreichten, zügelte Joshua das Pferd.

»Es dauert mir zu lange, bis zum nächsten Singen zu warten. Kann ich dich diese Woche besuchen?«

Leah riss die Augen auf. »Willst du mir den Hof machen?«

Er lachte leise. »Das mache ich doch schon die ganze Zeit. Seit ich aus Harrisburg zurückgekommen bin. Du hast es nur noch nicht gemerkt.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, schnalzte er mit der Zunge, trieb das Pferd an und lenkte den Buggy durchs Hoftor. Kerzengerade saß Leah neben ihm. Ihr Herz schlug heftig. Meinte er das ernst? Aber er war doch auf ganz andere Weise ihr Freund. Sie hatte nie an ihn als Mann gedacht, wie sie es bei Richard getan hatte. Oder doch? Warum schlug dann ihr Herz so laut? Warum war es ihr so wichtig, dass er nicht mit Selma zusammen war?

»Also?«, fragte er, als er ihr aus dem Wagen half. »Kann ich dich besuchen?«

»Wenn du Zeit hast«, antwortete sie, fast ein wenig kokett.

»Ich nehme mir die Zeit.«

»Dann bis bald.« Leah lief zur Haustür, dort drehte sie sich um. Joshua stand an seinen Buggy gelehnt und hob die Hand. Dann stieg er ein.

Im Haus war es bereits dunkel, nur im Flur brannte eine Lampe. Da Gideon noch nicht zu Hause war, entzündete Leah eine zweite Lampe und stieg leise die Treppe hinauf.

Sie war müde. Rasch zog sie sich aus, wusch sich, flocht ihr Haar zu einem Zopf und kuschelte sich unter die Bettdecke. Schon halb im Traum, kam ihr Joshuas Antwort auf ihre Frage, ob er ihr den Hof machen wolle, in den Sinn.

Bilder tauchten vor ihr auf. Joshua, der ihr sagte, dass er es richtig fand, wenn junge Frauen Erfahrungen in der Welt sammelten. Der ihr Mut machte. Seine Worte am Ende ihres ersten Gesprächs: »Ich würde mich freuen, wenn du zurückkehrst.«

Joshua, dem sie ihr Herz ausgeschüttet hatte, als sie sich in Richard verliebt hatte. Sein Rat, sie solle sich mehr Zeit nehmen, ihn besser kennenlernen. Dabei kannte er Richard, er hätte ihr auch sagen können, was für ein Mensch er war. Doch das hatte er nicht, er hatte sie ermutigt, ihre eigene Erfahrung zu machen.

Joshua in der Bücherei und bei dem Gespräch in der Pension. Er hatte ihr deutlich gemacht, dass sie jederzeit zurückkehren konnte und dass sie ihre Erfahrungen nicht verleugnen musste. Dass er für sie da sein würde.

Wie blind war sie gewesen? So verhielt sich doch nur ein Mann, der eine Frau liebte. Wärme durchströmte sie. Und sie? Sie hatte sich ihm anvertraut, ihm Dinge erzählt, über die sie mit Richard niemals hätte reden können. Sie hatte geglaubt, es sei Freundschaft. Doch wie passte es zur Freundschaft, dass es ihr einen Stich versetzt hatte, ihn zusammen mit Selma zu sehen?

Liebte sie ihn? Es fühlte sich ganz anders an als mit Richard. Was sie empfand, war weniger aufregend, dafür tiefer, inniger. Bei Richard hatte sie immer darauf geachtet, wie sie wohl auf ihn wirkte. Hatte sich für ihn hübsch gemacht. Es hatte ihr auch Freude bereitet, doch fragte sie sich, wie er wohl reagiert hätte, wenn er sie bei der Jagd nach den Ziegen gesehen hätte. Mit hochgebundenem Rock, schmutzigen Beinen, gerötetem Gesicht und zerzaustem Haarknoten. Vermutlich hätte es ihm nicht gefallen.

Er hatte sie nie wirklich gesehen, und sie – das musste sie zugeben – hatte auch ihn nie wirklich gesehen. Sie war geblendet gewesen von seiner weltmännischen Art, von seinen Komplimenten: Niemand hatte ihr je zuvor gesagt, sie sei schön. Er war ganz anders als die Männer, die sie vorher gekannt hatte.

Auch Joshua war anders. Er hatte sich in seiner Rumspringa verändert, genauso wie Leah. Und eben deshalb verstand er sie. Mit seinem Bild vor Augen schief sie ein.

Zwei Tage später war Leah morgens im Garten und pflückte Pfirsiche, als sie das Rattern von Rädern hörte. Sie sah auf. Joshua fuhr mit einem Wagen den Weg zur Mühle am Garten vorbei. Sie winkten einander zu.

Eine Stunde später rollte der Wagen auf den Hof. Leah hatte die Pfirsiche in die Küche gebracht und bereitete sie zum Einkochen vor. Ihre Mutter schnitt Speck in Würfel, auf dem Herd köchelte Suppengemüse. Sie ging zum Fenster und sah hinaus. »Das ist Joshua.«

»Ich weiß«, sagte Leah. »Ich habe ihn vorhin gesehen, er ist zur Mühle gefahren. Wahrscheinlich das Holz für den Buggy abholen.«

»Und du wusstest, dass er kommt?« Ihre Mutter drehte sich um und musterte sie.

Leah spürte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg. »Ja. Er hat mich am Sonntag nach dem Singen nach Hause gefahren und gefragt, ob er mich besuchen kommen kann.«

Ihre Mutter legte den Kopf schräg und hob die Augenbrauen. »Ah«, sagte sie gedehnt, und ein verschmitztes Lächeln spielte um ihre Lippen. »Lass die Pfirsiche liegen, um die kümmere ich mich.« Mit dem Kinn wies sie auf die Küchentür. »Geh unseren Gast begrüßen.«

Leah wischte ihre Hände an einem Handtuch sauber, legte die Schürze ab und ging hinaus.

Joshua führte die beiden Pferde zur Tränke vor dem Stall. Leah lugte auf den Wagen.

»Ist das das Holz für den Buggy?«

»Ja. Ich will heute noch mit dem Bau anfangen. Die Räder habe ich schon fertig.« Er nahm den Hut ab und wischte sich über die Stirn. »Heiß ist es heute.«

»Willst du etwas trinken?«

»Gerne. Aber keine Limonade. Einfach Wasser aus dem Brunnen.«

Gemeinsam gingen sie in den Gemüsegarten, wo sich der Brunnen befand. Leah betätigte die Pumpe, er trank direkt aus dem Wasserstrahl. Dann hielt er den Kopf darunter, bis seine Haare nass waren. Mit den Fingern strich er sie zurück. Sie reichten ihm bis in den Nacken. Er sah älter aus als Richard, obwohl der mit seinen fünfundzwanzig Jahren drei Jahre älter war. Doch Joshua wirkte männlicher. Das mochte an seinem sonnengebräunten Gesicht liegen und an dem dunklen Bartschatten auf Kinn und Wangen. Und natürlich an den breiten Schultern und den Muskeln, die sich unter seinen hochgekrempten Hemdsärmeln zeigten. Ein »schönes Mannsbild« hatte Grace ihn genannt. Wie recht sie hatte.

Er musterte sie amüsiert, und Leah wandte hastig den Blick ab. Was sollte er denken, wenn sie ihn derartig unverhohlen anstarrte?

Zum Glück steckte in diesem Moment ihre Mutter den Kopf aus dem Küchenfenster. »Hallo Joshua. Schön, dass du vorbeischaust. Willst du zum Essen bleiben?«

»Guten Tag, Maria. Heute leider nicht. Ich wollte nur kurz vorbeischaun und Leah guten Tag sagen. Ich muss noch arbeiten.«

Sie setzten sich noch für einige Zeit auf die Bank neben der Haustür. Amber lag dösend im Schatten ihrer Hütte. Joshuas Pferde wehrten mit ihren Schweifen die Fliegen ab, Schwalben flitzten über den Hof und flogen in die Scheune. Zwischen Scheune und Stall scharrtten Hühner im Gras, der Hahn stolzierte zwischen ihnen herum.

»Das ist es, was ich am Landleben liebe«, sagte Joshua. »Diesen tiefen Frieden, den es manchmal gibt. Wenn sich alles richtig anfühlt. So wie eben.«

Leah nickte. Sie empfand es genauso. Lag es an seiner Gegenwart?

Er deutete auf die offene Tür des Ziegenstalls. »Habt ihr die Stelle gefunden, an der sie ausgebrochen sind?«

»Ja. Aber ich bin sicher, sie werden bald eine andere Schwachstelle finden.«

»Wahrscheinlich. Ziegen sind einfach zu schlau.«

Er setzte den Hut wieder auf. »Ich muss los. Ich wünsche dir noch einen schönen Tag.«

»Ich dir auch.«

Am Samstag kam Joshua wieder vorbei, und dieses Mal blieb er zum Mittagessen. Auch in der Woche darauf besuchte er Leah, und am Gemeindesonntag holte er sie abends zum Singen ab. Mit ihrer gemeinsamen Ankunft auf dem Hof der Lapps, wo das Singen stattfand, war es für alle klar, dass er ihr den Hof machte. Selma presste die Lippen zusammen, doch sie schwieg und setzte sich später an das andere Ende des Tisches.

Als Joshua Leah danach nach Hause fuhr, griff er nach ihrer Hand. Sie lächelte. Seine Hand war warm, die Haut rau. Unwillkürlich dachte sie an den Tag, als Richard zum ersten Mal ihre Hand gehalten hatte. Sie war überrascht gewesen, wie weich seine Hand gewesen war. Die Hand eines vornehmen Herrn.

Kurz vor der Abzweigung zum Mühlenhof hielt Joshua an und schlang die Zügel um einen Haken. Er drehte sich zu Leah und sah sie an.

»Ab wann springt man eigentlich miteinander rum? Reichen Besuche und gemeinsame Fahrten?«

Sein Gesicht war ernst, doch sie glaubte, ein belustigtes Funkeln in seinen Augen zu sehen.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht sollte ich Deborah fragen.«

»Vielleicht.« Plötzlich war er sehr nah. Das Funkeln war aus seinen Augen verschwunden. Sie wirkten dunkler als sonst. Leah sah auf seine Lippen, sie waren leicht geöffnet. Ohne nachzudenken, neigte sie sich ihm entgegen. Ihre Lippen berührten sich kurz. Einmal – und noch einmal. Dann zog Joshua sie an sich und küsste sie richtig. Leah schloss die Augen und erwiderte seinen Kuss. Es fühlte sich gut an. Richtig. Ehrlich. Die Welt um sie herum schien zu versinken, sie spürte nur noch ihn. Seine Lippen, seine Arme. Er streichelte ihren Rücken, ihren Nacken. Ihr wurde schwindelig. Zum Glück saßen sie, denn ihre Beine fühlten sich an wie Pudding. Irgendwann ließ er sie los und richtete sich auf. »Ich denke, das könnte man als Zeichen gelten lassen.«

»Ja«, antwortete sie etwas atemlos. »Das glaube ich auch.«

Sie dachte an etwas, das Grace erzählt hatte. Ihr erster Kuss sei nicht besonders schön, der Junge unbeholfen gewesen, er habe ihr einfach nur die Zunge in den Mund geschoben. Joshuas Kuss war alles andere als unbeholfen.

»Ich bin nicht die erste Frau, die du küsst«, stellte sie fest und richtete ihre verrutschte Kapp.

Ein Lächeln zuckte um seine Lippen. »Das ist richtig. Und ich bin auch nicht der erste Mann, den du küsst.«

»Stimmt.«

»War es Richard?«

»Ja.« Forschend sah sie ihn an. »Wer war es bei dir? Jemand aus der Gemeinde?«

Hoffentlich nicht Selma.

»Nein. Jemand aus Harrisburg. Ich habe sie während meiner Zeit dort getroffen. Sie hat im Kontor von Bell-Steel gearbeitet.«

Leah biss sich auf die Unterlippe. Sie war froh, dass es niemand aus der Gemeinde war. War er verliebt gewesen? So wie sie in Richard? Aber was er in seiner Rumspringa getan hatte, ging sie nichts an.

»Sie hieß Lizzie«, sagte Joshua. »Sie war drei Jahre älter als ich und um einiges erfahrener.«

Leah hob die Brauen.

»Du musst mir das nicht erzählen.«

»Doch. Ich weiß von Richard, und du hast das Recht, über mich Bescheid zu wissen. Mehr

als dass wir uns geküsst haben, gibt es allerdings nicht zu erzählen.«

»Warst du in sie verliebt?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Ich mochte sie sehr, sie war großzügig, sie hatte Humor. Aber verliebt war ich nicht.«

Er band die Zügel los. »Und dann bin ich nach Hause gekommen und habe dich gesehen. Ich hatte ganz vergessen, dass du rotes Haar hast.«

»Du hast mich ja auch nie besonders beachtet.«

»Du mich doch auch nicht.«

»Doch, als du zurückgekommen bist, bist du mir aufgefallen. Ich hatte das Gefühl, du verstehst mich.«

»Dein Gefühl ist richtig. Mir hat es gefallen, wie du für deine Rumspringa gekämpft hast. Dass du deinen Weg suchst und nicht einfach anderen folgst.« Er blickte sie an ... »Ich gebe zu, dass mir auch deine roten Haare und diese unglaublich blauen Augen gefallen. Und dein Lächeln, wenn du mich so ansiehst wie eben.«

»Tja, Joshua Wagner, was soll ich sagen? Als Grace dich damals kennengelernt hat, sagte sie anschließend, dass du ein wirklich schöner Mann bist, und ich finde, sie hat recht. Benutzt du einen Spiegel zum Rasieren?«

»Wie? Ähm, ja. Ich würde mich sonst wahrscheinlich entstellen.«

»Dann weißt du ja, dass deine Augen manchmal hellgrau sind, aber manchmal auch taubenblau oder, so wie eben, dunkelgrau.«

»Das habe ich bisher nicht bemerkt«, antwortete er lachend. Dann wurde er ernst. »Ist es nicht schön, dass wir einander gefallen? Ich weiß, dass immer gepredigt wird, es käme nicht auf das Aussehen an. Ich weiß nicht, ob andere dich ebenso hübsch finden, aber für mich bist du schön.«

»So wie Deborah für Samuel schön ist und er für sie. Wie du es sagtest: Wir gefallen einander. Andere sehen uns vielleicht ganz anders, bemerken, dass meine Nase zu spitz ist oder finden meine Haarfarbe hässlich.«

»Ich mag deine Nase. Sie ist vorwitzig.« Joshua hob den Kopf und lauschte. »Da kommt ein Wagen. Hinter uns.«

Leah drehte sich um. »Das wird Gideon sein. Er hat Alma nach Hause gebracht.«

Joshua schnalzte mit der Zunge und trieb das Pferd an. Hintereinander fuhren die Wagen auf den Hof.

Joshua stieg aus und half Leah vom Wagen. Einen Augenblick lang drückte er sie an sich. »Ich liebe dich«, flüsterte er kaum hörbar.

»Ich liebe dich auch«, wisperte sie, drehte sich um und lief ins Haus.

In ihrem Zimmer trat sie an Fenster und sah auf den Hof. Joshua half Gideon, das Pferd auszuspannen. Sie unterhielten sich dabei. Worüber wohl?

Schließlich brachte Gideon das Pferd in den Stall. Joshua wandte sich um und sah zu ihrem Fenster. Er winkte. Sicher zeichnete sich ihre Silhouette vor dem Licht der Nachttischlampe ab. Sie hob die Hand und winkte zurück.

Ein tiefer Frieden erfüllte sie, als sie sich unter die Bettdecke kuschelte. Alles war richtig. Ohne ihre Erfahrungen in der Stadt hätte sie Joshua vielleicht nie beachtet und nicht gemerkt, wie besonders er war.

In den folgenden Wochen sahen sie sich oft. Das Wetter in diesem August war schön, und so gingen sie abends am Mühlbach spazieren, setzten sich an den Teich und lauschten dem Quaken der Frösche. Wenn sie Zeit hatte, fuhr Leah zum Hof der Wagners. Sie unterhielt sich mit Deborah, die sich sehr freute, dass sie mit Joshua rumsprang.

»Ruben und Joanna sind wundervolle Schwiegereltern«, erzählte sie. »Und sie sind viel weniger streng als Vater, was die Ordnung angeht. Ruben sagt, vieles sei Auslegungssache.«

Manchmal begleitete Leah Joshua in die Werkstatt und leistete ihm Gesellschaft. Er war ein geschickter Schmied, und sie liebte es, ihm zuzusehen, wenn er das heiße Eisen mit dem Hammer bearbeitete. Im Moment schmiedete er das Fahrgestell für einen offenen zweisitzigen Wagen, wie er selbst auch einen fuhr.

Oft luden seine Eltern sie danach ein, zum Essen zu bleiben. Die Tischgespräche hier waren anders, als Leah es von zu Hause kannte. Sie drehten sich oft um Politik, auch um den Krieg. Ruben bezog zweimal wöchentlich den »Harrisburg Telegraph«. Die Zeitungen lagen auf einem Tisch in der Stube, und Leah blätterte oft gemeinsam mit Joshua darin. Hier stach ihr eines Tages eine Überschrift ins Auge:

Was mit den Dunkards zu tun ist.

»Dunkards« nannten manche Engländer die Amisch und Mennoniten. Leah begann zu lesen.

Die Amisch wettern gegen ein Gesetz, welches dafür sorgen soll, dass sie ihrer Regierung in dieser Stunde der Not dienen müssen. Es fällt allerdings auf, dass diese Haltung inkonsequent ist. Es brauchte mehr als sieben Jahre grausamer Kriege, um eine Nation zu schaffen, welche die Freiheit des Glaubens garantiert. Immer wieder haben die stolzen Männer dieser Nation zu den Waffen gegriffen, um diese Freiheit zu verteidigen, die es den Amisch ermöglicht, ihr absonderliches Leben zu führen.

Ungläubig blinzelte Leah. Sie hatte schon einige kurze Artikel gelesen, in denen kritisiert wurde, dass die Amisch keine Kriegsanleihen kauften und sich weigerten, für den Krieg zu spenden, doch die waren nicht annähernd so gehässig gewesen. Sie las weiter.

Die Amisch selbst sehen sich als gute Bürger: Sie streiten nicht, sie lügen nicht, morden nur selten und betrügen ihre Nachbarn nicht. Genauso wie eine Menge anderer Leute, die aber nicht von sich behaupten, dass diese Dinge sie zu guten Bürgern machen. Sondern die ihrem Land dienen und dessen Freiheit verteidigen. Es ist zu hoffen, dass die örtlichen Einberufungsstellen ihre Arbeit tun und die Männer dieser Sekte aus ihrem engen Leben herausholen, ihnen den Bart rasieren, ihre Haare abschneiden und ihre mittelalterliche Kleidung durch das Khaki der amerikanischen Armee ersetzen.

»Joshua? Hast du diesen Artikel hier gelesen?« Ihre Stimme bebte vor Entsetzen und Empörung.

Joshua sah von der Zeitung auf. »Nein, diesen Teil noch nicht.«

Sie schob ihm die Seite hinüber und deutete auf die Überschrift. Joshuas Augen wanderten über die Zeilen. Er runzelte die Stirn. Je weiter er las, desto grimmiger wurde seine Miene.

»Das ist unerhört«, sagte er schließlich. »Aber nur die Meinung eines Einzelnen. Es gab schon immer Menschen, die uns diffamiert und verleumdet haben, weil sie neidisch waren. Weil unsere Ernten besser sind, weil unser Vieh gesünder und kräftiger ist. Das war schon in Europa so.«

»Ja, ich weiß.« In allen Familien wurden die Geschichten der Vorfahren und ihrer Verfolgung erzählt. »Aber hier geht es darum, euch zum Kriegsdienst zu zwingen.«

»Nur, weil es einer in der Zeitung schreibt, heißt es nicht, dass es passieren wird. Er widerspricht sich. Die Religionsfreiheit, die er erwähnt, garantiert uns, dass wir unseren Glauben leben können. Mach dir keine Sorgen. Amerika ist ein gutes Land, ein gerechtes Land.«

Trotz seiner Worte stand eine kleine Falte zwischen seinen Augenbrauen.

Der August neigte sich seinem Ende zu. Leah dachte oft, dass es der glücklichste Sommer ihres Lebens war. Der Krieg berührte die Gemeinde kaum. In der Stadt war es anders. Überall hingen Plakate, auf denen junge Männer aufgefordert wurden, ihrem Land zu dienen. Andere wiesen darauf hin, dass jeder gute Amerikaner »Freiheitsobligationen« erwerben solle, und wieder andere verlangten, dass jede Frau ins Rote Kreuz eintreten müsse.

Als Joshua mit Leah zur Bücherei fuhr, wurden sie mit zornigen Blicken bedacht.

»Warum bist du nicht in der Armee?«, rief ein älterer Mann ihnen nach.

Leah war froh, als sie die Stadt hinter sich ließen.

Am ersten Donnerstag im September schreckten Hufschläge Leah auf, die gerade die Ziegen auf die Weide getrieben hatte. Joshua preschte in vollem Galopp auf den Hof und glitt aus dem Sattel, kaum dass er sein Pferd gezügelt hatte.

Erschrocken starrte Leah ihn an. Sein Gesicht war weiß, seine Lippen zusammengepresst.

Leahs erster Gedanke galt Deborah. War ihr etwas passiert? Sie lief auf ihn zu. »Was ist los?«

»Ich soll mich zur Armee melden. Eben kam der Einberufungsbefehl.«

»Was? Aber es heißt doch, Amische und Mennoniten müssen nicht dienen.«

»Heißt es. Aber wir mussten uns alle registrieren lassen. Und nun das.« Er holte ein Blatt unter seiner Jacke hervor und reichte es ihr. Sie überflog es. Es war ein Formblatt, in dem Joshuas Name und irgendwelche Nummern eingefügt waren und das Datum, an dem er sich melden sollte. Der 11. September 1917.

Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen. »Das ist in fünf Tagen!«

Joshua nickte. »Kaum Zeit, Widerspruch einzulegen.«

»Aber das können sie nicht machen!«

»Du siehst ja, dass sie es können.« Seine Stimme klang bitter. »Als sie gesagt haben, dass wir uns registrieren sollen, haben sie versprochen, dass wir aus Gewissensgründen verweigern dürfen. Nun ziehen uns doch ein.«

Leah sah wieder auf das Blatt. *Von diesem Tag und dieser Stunde an werden Sie ein Soldat im Dienste der Vereinigten Staaten sein.*

»Ich verstehe das nicht. Wann bist du registriert worden?«

»Im Mai. Es kam ein Aufruf, dass sich alle Männer zwischen einundzwanzig und einunddreißig Jahren melden müssen. Wir haben mit Bischof Zook und den Ältesten darüber gesprochen. Sie haben uns geraten, es zu tun, denn sonst hätte man uns verhaften können. In Mifflin County haben sie einige Brüder wegen Desertion angeklagt, weil sie sich geweigert haben. Aber im Wehrpflichtgesetz steht ausdrücklich, dass man aus religiösen Gründen den Dienst verweigern kann.«

Leah gab ihm das Blatt zurück. »Und wie soll das gehen?«

»Ich reite zu Bischof Zook. Wahrscheinlich haben auch andere so einen Brief bekommen. Wir müssen uns besprechen.«

»Du meinst, sie ziehen alle Männer im passenden Alter ein?«

»Nein, es gibt verschiedene Gruppen von Wehrpflichtigen. In der ersten Gruppe sind unverheiratete Männer ohne hilfsbedürftige Verwandte. Verheiratete Männer mit Kindern über sechzehn Jahre sind in der nächsten Gruppe dran, und dann kommen verheiratete Männer mit Kindern unter sechzehn.«

»Ich hoffe, der Bischof kann euch helfen.«

»Ich hoffe es auch.« Joshua stieg aufs Pferd.

»Warte!« Leah legte die Hand auf sein Bein und sah zu ihm auf. »Würde es helfen, wenn du verheiratet wärst?«

»Ich wäre dann wohl nicht in Gruppe eins.« Er beugte sich vor. Ein Lächeln vertrieb die Sorge aus seinem Gesicht. »War das etwa ein indirekter Heiratsantrag?«

Ihr Herz schlug heftig, und ihre Wangen glühten. »Ja. Ich liebe dich. Ich weiß, eigentlich müsste ich warten, bis du mich fragst ...«

»Ich liebe dich auch, Leah, und ich möchte dich heiraten. Ich wollte nur nicht, dass du das Gefühl hast, ich würde dich drängen, deshalb habe ich noch nichts gesagt.« Er hob die Schultern. »Die Zeit ist zu knapp, und es würde wohl nichts mehr nützen. Sie werden behaupten, ich hätte nur geheiratet, damit ich mich vor dem Wehrdienst drücken kann.« Er beugte sich herab und strich ihr über die Wange. »Wir heiraten im November, wie es üblich

ist. Bis dahin ist sicher alles geklärt.«

Damit wendete er das Pferd und ritt vom Hof.

»Leah?« Ihre Mutter trat aus der Haustür. »Was ist los? Warum hat Joshua es so eilig?«

Leah ging zu ihr und erzählte ihr von dem Einberufungsbefehl und was Joshua gesagt hatte.

»Du meine Güte! Das ist furchtbar. Was macht Joshua denn jetzt?«

»Er reitet zum Bischof, da er vermutet, dass er nicht der Einzige ist, den es betrifft.«

»Ich hoffe, der Bischof kann ihnen helfen. Vielleicht kann er an die Behörde schreiben.«

Das war eine Möglichkeit. Leah schöpfte ein wenig Hoffnung.

24. Kapitel

Im Galopp ritt Joshua die Straße entlang, vorbei am Hof der Kauffmanns und dann am Besitz der Lapps. Die Pferde auf der Weide hoben die Köpfe, als er vorbeipreschte.

Das Haus der Zooks lag hinter den Weiden der Lapps. Peter Zooks Vater war nach dem Bürgerkrieg mit seiner Frau und sieben Kindern aus Virginia nach Jacobstown gezogen. Sie bauten Mais und Tabak an.

Vor dem Wohnhaus der Zooks standen zwei Buggys. Joshua erkannte das Pferd und den Wagen der Grabers. Offenbar hatte Simon Graber auch einen Einberufungsbefehl erhalten. Der andere Buggy gehörte zum Wagnerhof. Also war sein Vater bereits hier.

Joshua band sein Pferd an und klopfte an die Haustür. Miriam Zook öffnete ihm. »Grüß Gott, Joshua. Komm herein. Dein Vater ist schon da.« Sie deutete auf eine Tür. »Sie sind in der Stube.«

Er betrat die Stube. »Grüß Gott, alle miteinander.«

Am Tisch saßen der Bischof, Simon und Elam Graber und Joshuas Vater.

Der Bischof erwiderte seinen Gruß. »Setz dich. Eine böse Geschichte ist das. Mit so etwas hat niemand gerechnet.«

Joshua rückte einen Stuhl zurecht und setzte sich neben seinen Vater.

Der Bischof ergriff das Wort. »Morgen werden Ruben, Elam und ich in die Stadt fahren und mit den Leuten von der Einberufungsstelle reden. Außerdem werde ich einen Brief an die zuständige Behörde in Washington schicken, dass ihr beide das Recht habt, den Kriegsdienst aus Glaubensgründen zu verweigern.« Er machte eine Pause und strich sich über den Bart. »Wir wollen beten, dass sich alles zum Guten wendet.« Joshua legte die Hände zusammen und senkte den Kopf.

»O Herr«, begann der Bischof. »Wir bitten für diese jungen Männer ...« Hufschläge unterbrachen das Gebet. Zook stand auf und sah aus dem Fenster. »Das ist Abraham Beiler. Also haben sie Daniel auch ausgelost.« Er seufzte.

Am nächsten Morgen fuhren Bischof Zook, Abraham Beiler, Elam Graber und Joshuas Vater nach Jacobstown.

Joshua verbrachte den Tag in der Werkstatt und arbeitete an einem Wagen für Elmer Brenneman, den Mennoniten. Es lenkte ihn ab, und er wollte ihn fertig haben, falls er wirklich in vier Tagen fort musste.

Am späten Nachmittag kam sein Vater zurück. Ein Blick in sein Gesicht reichte Joshua, um zu wissen, dass er keine guten Nachrichten mitbrachte.

»Sie sagen, dieser Krieg wäre ein Sonderfall. Ein Weltkrieg. Deshalb müssen sich zunächst auch alle bei der Einberufungsstelle melden. Die entscheiden dann in jedem einzelnen Fall, was passiert. Der Leiter besteht darauf, dass ihr am 11. September dort erscheint. Ich kenne den Mann nicht, er muss neu in der Stadt sein. Und er macht nicht den Eindruck, als sei er

den Kriegsdienstverweigerern wohlgesinnt. Er hat angedeutet, dass er die meisten für feige Drückeberger hält.«

Joshua fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Dann kann man nichts anderes tun als beten. Ich reite hinüber zum Mühlenhof und sage Leah Bescheid.«

»Es ist dir wohl sehr ernst mit dem Mädels.«

»Ja, sehr. Eigentlich wollte ich dich demnächst bitten, mit ihren Eltern zu sprechen. Ich möchte sie heiraten. Aber jetzt muss das wohl warten.«

»Gib die Hoffnung nicht auf. Viele Verweigerer werden in der Landwirtschaft eingesetzt. Das widerspricht nicht unserem Glauben.«

Joshua nickte. Doch das, was sein Vater über den Leiter der Einberufungsstelle gesagt hatte, klang nicht so, als gäbe es Grund zu dieser Hoffnung. Er räumte sein Werkzeug fort, sattelte sein Pferd und ritt zum Mühlenhof.

Leah schien auf ihn gewartet zu haben. Sie kam aus dem Haus, kaum dass er vom Pferd gestiegen war. Ihr Haar leuchtete in der Sonne rotgolden, mal wieder hatten sich einige Strähnen aus dem Knoten gelöst und lockten sich um ihr Gesicht.

Sie sah ihn an, und das Lächeln wich aus ihrem Gesicht. »Keine guten Neuigkeiten?«

Er schüttelte den Kopf. Sie gingen auf die Veranda und setzten sich auf die Schaukelbank. Dann erzählte er ihr, was bei dem Besuch in Jacobstown herausgekommen war. »Wir werden also am nächsten Dienstag hingehen.«

»Wer denn noch?«

»Simon Graber und Daniel Beiler.«

»Wenigstens musst du nicht alleine dorthin. Was wird passieren, wenn sie euch nicht anerkennen?«

»Ich weiß es nicht.« Der Gedanke beschäftigte ihn schon, seit sein Vater zurückgekommen war. Im Einberufungsbefehl stand, dass er ab dem 11. September Soldat sei. Er hatte in der Zeitung von Ausbildungslagern gelesen. Dort trainierten die Soldaten, bevor sie nach Europa gebracht wurden. Würde man sie in so ein Lager schicken? Was sollten sie dann tun? Gehorchen oder sich weigern zu gehen? Sie mussten mit dem Bischof und den Ältesten darüber reden.

Er legte den Arm um Leahs Schultern, sie lehnte sich an ihn. »Mein Großvater hat davon erzählt, dass während des Bürgerkriegs zweimal Offiziere kamen, um die Männer zum Kämpfen zu überreden.«

»Ja, mein Großvater hat das auch erzählt. Aber damals konnte man sich freikaufen. Wer dreihundert Dollar bezahlte, musste nicht in den Krieg. Das haben sie mit dem neuen Gesetz geändert. Ich finde das auch richtig. Es kann doch nicht sein, dass diejenigen, die genug Geld haben, sich freikaufen können.«

»Du hast ja recht. Trotzdem wäre es mir lieber, wenn es diese Möglichkeit gäbe.«

Am Sonntag fand der Gottesdienst bei den Kauffmanns statt. Nach dem Vaterunser trat Bischof Zook vor die Gemeinde.

»Es gibt leider einige unschöne Dinge zu berichten. Am Freitagnachmittag kam eine Gruppe von Patrioten, wie sie sich nennen, in Rachel Gerbers Laden und fragte Rachel, ob sie Kriegsanleihen kaufen möchte. Als Rachel ablehnte, zwangen sie sie dazu, den Inhalt der Kasse herauszugeben. Anschließend zerschlugen sie Regale, zerstörten Waren und schrieben dann noch mit Farbe ›Hunnenladen‹ ans Fenster. Ich möchte, dass jeder, der kann, Geld gibt, um Rachel zu helfen.«

Er nickte dem Armendiener zu, und der ging mit einem Korb durch die Reihen. Joshua sah hinüber zu Rachel und Mattie. Er hatte natürlich von der zunehmenden Feindlichkeit gegenüber den deutschstämmigen Einwohnern gehört und gelesen. Er wusste, dass es in einigen Bibliotheken keine deutschen Bücher mehr gab und dass es in Ohio verboten war, in der Öffentlichkeit Deutsch zu sprechen. Doch Jacobstown war ursprünglich von Amischen gegründet worden, erst vor etwa hundert Jahren waren Englische hierher gezogen, und sie hatten immer gut zusammen gelebt, miteinander Geschäfte gemacht. Niemals hatte er erwartet, dass es hier zu Gewalt gegenüber Amischen käme.

»Außerdem«, fuhr der Bischof fort, »haben drei unserer jungen Männer den Befehl erhalten, sich am Dienstag in Jacobstown zu melden und ihren Kriegsdienst anzutreten.«

Ein Raunen zog durch die Scheune. Viele sahen sich suchend um, musterten die jüngeren Männer und fragten sich wohl, wen es betraf.

Der Bischof hob die Hände, wartete, bis es ruhig wurde, dann nannte er die Namen. Er erzählte von dem Gespräch mit dem Vorsitzenden des Gremiums.

»Ich habe mich mit den Ältesten beraten, und wir sind übereingekommen, dass es am besten ist, wenn unsere jungen Männer nichts tun, was als Desertion ausgelegt werden könnte. Wir müssen auf Gott und die Gesetze vertrauen. Die Menschen im Einberufungskomitee sind führende Bürger der Stadt.«

»Ich verstehe das nicht«, sagte Daniels Vater. »Diese Leute leben doch seit Jahren in Jacobstown. Sie kennen Amische. Sie wissen, dass wir nicht kämpfen. Warum holen sie unsere Jungen?«

»Die Namen werden ausgelost«, erklärte Bischof Zook.

Joshua hörte zum ersten Mal davon, dass der Ausschuss für die Einberufung sich aus Bürgern der Stadt zusammensetzte. Trotz der Wärme in der Scheune wurde ihm kalt. Was, wenn auch Leute dazugehörten, die Rachels Laden überfallen hatten? Dann standen die Chancen für ihre Sache schlecht. Eigentlich hätten Amische in diesem Ausschuss sitzen sollen, sie stellten mehr als die Hälfte der Einwohner der Gemeinde. Doch Amische nahmen keine Ämter an. Sie hielten sich aus allen Belangen der Englischen heraus. In diesem Fall war das ein Fehler.

Beim Liebesmahl war die Stimmung bedrückt. Rachel kündigte an, ihren Laden erst einmal zu schließen. Bei den Männern wurde darüber gesprochen, ob noch mehr eingezogen werden würden, wenn der Krieg länger dauerte.

Nach dem Essen ging Joshua hinüber zu den Hochleitners.

Leahs Vater begrüßte ihn. »Es tut mir sehr leid, dass sie dich und die anderen zum Kriegsdienst holen wollen. Ich hoffe und bete, dass ihr die Leute überzeugen könnt.«

»Das hoffe ich auch. Ich wollte fragen, ob ich Leah nachher sehen kann. Es ist vielleicht die letzte Gelegenheit, und ich möchte sie nicht mit Singen verbringen.«

»Verstehe. Ich nehme an, deine Absichten sind ernst?«

»Ja. Ich hätte demnächst meinen Vater gebeten, mit dir zu sprechen. Ich möchte Leah heiraten.«

»Und sie?«

»Wir sind uns einig.«

Dave strich sich über den Bart. »Ich halte viel von dir. Du bist vielleicht während der Rumspringa über die Stränge geschlagen, aber das ist Leah auch. Ich bin sicher, dass auch Leahs Mutter damit einverstanden ist, wenn ihr zusammenkommt. Wissen deine Eltern davon?«

»Ich habe es meinem Vater gesagt. Auch er ist einverstanden. Und meine Mutter hat bestimmt nichts dagegen.«

»Dann ist es schon die zweite Tochter, die sich mit eurer Familie verbindet. Ich freue mich darüber. Die Wagners und die Hochleitners sind zusammen hierhergekommen und waren schon in Deutschland befreundet.« Er lächelte. »Du kannst dich gerne mit ihr treffen.«

»Ich begleite dich in die Stadt«, sagte Joshuas Vater am Dienstag. »Ich muss ein paar Dinge einkaufen.«

Trotz seiner Sorgen musste Joshua lächeln. Die »Dinge« waren wahrscheinlich nicht sehr wichtig, sonst hätte sein Vater gesagt, um was es sich handelte. Er wollte ihn nicht alleine gehen lassen, und Joshua war dankbar dafür.

Vor dem Rekrutierungsbüro parkten zwei Armeelastwagen. Ihr Anblick erfüllte Joshua mit Unruhe. Sein Vater zügelte das Pferd, und Joshua stieg aus. Vor der Tür des Büros standen einige Leute. Junge Männer, die sich wohl ebenso melden mussten, aber auch ältere. Einige warfen ihm und seinem Vater seltsame Blicke zu.

»Das ist wieder so einer«, sagte ein älterer Mann im Anzug laut. »Rückständig. Sieht man schon an der Kleidung. Hoffentlich treiben sie ihm im Camp die Flausen aus.«

Joshuas Vater starrte den Mann an. Nicht wütend, eher erschrocken.

Drohend hob der Mann die Faust. »Was glotzt du so, Dunkard? Es wird Zeit, dass man euch aus euren Bauernhöfen holt. Jeder anständige junge Mann trägt jetzt Uniform. Nur ihr drückt euch vor dem Kampf. Feiges Pack.«

Demonstrativ musterte Joshua den Anzug des Mannes. »Ich nehme an, Sie sind hier, um sich freiwillig zu melden?«, fragte er höflich.

»Ich ...« Der andere räusperte sich. Seine Ohren färbten sich rot. Ein paar der Umstehenden

lachten.

»Was geht dich das an, warum ich hier bin?«, polterte er los. »Sieh zu, dass du deine Uniform anziehst, bevor du anständige, patriotische Bürger belästigst.«

»Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie mich und meinen Vater angesprochen und nicht umgekehrt.« Joshua achtete darauf, seinen Ton freundlich und sein Lächeln verbindlich zu halten.

Das Gesicht des Mannes wurde dunkelrot, auf seiner Stirn pochte eine Ader. Er ballte die Fäuste. Joshua blieb ruhig stehen. Der Mann war fast einen Kopf kleiner als er und sah nicht so aus, als hätte er viel Kraft. Er hatte keine Angst vor ihm.

»Joshua«, sagte sein Vater leise. »Lass es gut sein. Ich fahre jetzt und warte nachher hier auf dich.«

Er trieb das Pferd an. Der Mann sah dem Buggy nach und dann wieder auf Joshua.

»Pah. Wer will schon mit euch zu tun haben, ihr Hunnen?«

Er wandte sich ab und stolzierte die Straße hinunter. Joshua betrat das Haus. Im Eingangsbereich saß ein Mann hinter einem Tisch.

»Guten Tag«, sprach Joshua ihn an. »Ich soll mich hier melden.«

»Haben Sie Ihr Schreiben dabei?«

»Ja.« Er holte es aus der Innentasche seiner Jacke. »Aber ich bin Amisch. Ich bin hier, um mit dem Zuständigen über eine Befreiung vom Wehrdienst zu reden.«

Der Mann verzog verächtlich den Mund. »Dann setzen Sie sich da hin.« Er deutete auf eine Bank neben einer Tür. »Mr. Taylor ist noch im Gespräch. Er ruft Sie dann herein.«

»Danke.«

Joshua setzte sich und nahm den Hut ab. Mr. Taylors Gespräch dauerte länger. Während er wartete, kamen zwei andere junge Männer herein. Der Mann sah sich ihre Einberufungsbefehle an und schickte sie dann den Gang nach hinten, zu einem anderen Büro. Sie kamen nicht wieder, also musste es dort einen Ausgang geben. Joshua dachte an die Militärwagen vor der Tür. Bestimmt standen sie nicht ohne Grund dort.

Es musste etwa eine halbe Stunde vergangen sein, als Daniel das Büro betrat. Auch er wurde von dem Mann auf die Wartebank geschickt.

»Bist du schon lange hier?«, fragte er leise und setzte sich neben Joshua.

»Etwa eine halbe Stunde.«

Endlich öffnete sich die Tür. Joshua traute seinen Augen nicht. Der Mann, der herauskam, war Richard Bellamy. Ein Mann hatte ihn zur Tür begleitet und verabschiedete ihn herzlich.

»Natürlich ist Ihre Arbeit wichtig für den Krieg, Mr. Bellamy. Männer wie Sie kämpfen quasi in der Heimat für unseren Sieg. Ich wünsche Ihnen alles Gute.«

Bellamy, elegant gekleidet, das blonde Haar straff zurückgekämmt, lächelte gönnerhaft.
»Vielen Dank. Bell-Steel wird dafür sorgen, dass Amerika gute Waffen herstellen kann.«

Er verließ das Haus, ohne sich umzusehen. In Joshua brodelte es. Das war also die Gerechtigkeit des neuen Gesetzes? Man konnte sich nicht freikaufen, aber für manche galt das dann doch nicht.

»Wer ist der Nächste?«, fragte der Mann an der Tür.

Joshua stand auf. »Ich.«

Er folgte ihm in das Büro. Hinter einem Schreibtisch saßen ein Mann in Uniform und Mr. Taylor vom Ausschuss. Der Mann in Uniform warf einen Blick auf Joshuas Kleidung und hob die Brauen. »Ihr Name?«

»Joshua Wagner.«

»Was haben Sie vorzubringen?«

»Ich bin ein Amisch. Wir haben das Recht, den Kriegsdienst aus religiösen Gründen zu verweigern.«

»Amisch also. Es gibt erstaunlich viele von Ihrer Sorte hier in der Gegend.«

»So erstaunlich ist es gar nicht. William Penn, der Gründer von Pennsylvania, hat vor über zweihundert Jahren in Deutschland Siedler für dieses Bundesland angeworben. Viele sind ihm gefolgt. Diese Stadt hier wurde von Amischen gegründet.«

»Sie müssen mich nicht belehren, junger Mann!«, fuhr der Soldat auf. »Ich kenne die Geschichte dieses Landes. Sie gehören also dieser Sekte an, die untereinander nur Deutsch spricht, jeglichen Fortschritt ablehnt und sich weigert, für die Verteidigung der Freiheiten, von denen sie profitiert, zu kämpfen.«

Joshua verzichtete darauf, ihm zu erklären, dass sie keineswegs jeden Fortschritt ablehnten. Die amischen Bauern besaßen die modernsten Dresch- und Erntemaschinen. Dieser Mann hatte sich seine Meinung gebildet und würde, egal, was Joshua sagte, nicht davon abweichen.

Stattdessen fragte er: »Warum bedroht der Krieg in Europa die Freiheit der Menschen in Amerika?«

»Weil er es tut«, versetzte der Soldat. »Ich habe keine Zeit, einem ungebildeten Bauern die Politik zu erklären. Die Ausnahmeregel gilt in Ihrem Fall nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil«, schaltete sich nun Mr. Taylor ein, »es nicht glaubwürdig ist, dass Sie aus religiösen Gründen verweigern.«

»Wie bitte? Warum?«

»Uns ist zur Kenntnis gekommen, dass Sie noch Anfang des Jahres in Harrisburg gelebt und bei Bell-Steel gearbeitet haben. Außerdem waren Sie im Besitz eines Automobils. Das alles

lässt darauf schließen, dass Sie sich vor Kurzem erst den Amisch angeschlossen haben – um dem Wehrdienst zu entgehen.«

Joshua traute seinen Ohren nicht. Das konnte der Mann unmöglich glauben.

»Meine Eltern sind Ruben und Joanna Wagner, sie sind Amisch wie ihre Eltern und deren Eltern und Großeltern. Ich bin in der Gemeinde geboren und aufgewachsen. Es ist richtig, ich habe eine Zeitlang in Harrisburg gelebt. Es gehört zu unserem Glauben, sich in der Welt umzusehen, bevor man sich taufen lässt.«

Der Soldat winkte ab. »Diese Einzelheiten interessieren niemanden. Fest steht, dass Sie erst seit ein paar Monaten der amischen Gemeinde angehören. Und deshalb ist es nicht glaubwürdig, wenn Sie aus religiösen Gründen verweigern. Sie werden sich nach draußen begeben. Dort warten die Fahrzeuge, die Sie nach Camp Meade bringen.«

»Ich werde keine Waffe tragen und keine Menschen töten.«

»Dann gehen Sie eben ins Gefängnis. Aber vergessen Sie nicht, dass ihr Deutschen es wart, die den Krieg angefangen haben. Ihr habt die Lusitania versenkt und amerikanische Bürger getötet. Ihr haltet es mit dem Kaiser, und wahrscheinlich spioniert ihr auch für ihn.«

Joshua presste die Lippen zusammen. Bischof Zooks Mahnung, nichts zu unternehmen, was man als Desertion auslegen konnte, kam ihm in den Sinn. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu tun, was der Mann sagte. Er wandte sich an Mr. Taylor.

»Sie leben schon lange hier in Jacobstown und kennen uns. Sie haben das Holz für Ihr Haus in der Hochleitner-Mühle sägen lassen. Sie wissen, dass es Unrecht ist, was hier geschieht.«

Mr. Taylor hielt seinem Blick nicht stand. Hilfesuchend sah er zu dem Soldaten. Der wies mit dem Kinn zur Tür. »Genug jetzt. Sie können gehen. Sagen Sie dem Nächsten, dass er hereinkommen soll.«

Joshua erhob sich und verließ das Büro. Draußen wartete außer Daniel jetzt auch Simon Graber. Beide sahen ihn erwartungsvoll an. Er schüttelte den Kopf.

»Daniel, du sollst kommen.«

Daniel schluckte, stand auf und ging ins Büro.

»Was ist?«, raunte Simon, als sich die Tür hinter Daniel geschlossen hatte.

»Sie haben meinen Einspruch abgelehnt.«

Simons Augen weiteten sich. »Warum?«

»Weil sie es wollen. Sie finden Gründe. Ich hoffe, es läuft für euch besser.«

Langsam ging er den Flur entlang, seine Füße schienen bleischwer, er musste sich anstrengen, um sie zu heben. Im Büro am Ende des Ganges saßen zwei Soldaten.

»Hallo Kamerad«, begrüßte ihn einer fröhlich. »Willkommen in der Armee. Wir werden es den Hunnen schon zeigen, was? Ich brauche deinen Einberufungsbefehl.«

Wortlos händigte Joshua ihm das Papier aus. Der Mann fuhr mit dem Finger über die Liste mit Namen, die er vor sich hatte.

»Ah, hier. Joshua Wagner.«

Er machte einen Haken hinter den Namen und wies dann auf eine zweite Tür.

»Du kannst da rausgehen und schon mal in den Wagen steigen.«

»Wie, jetzt gleich?«

»Ja. Es fehlen nicht mehr viele, und dann fahren wir los.«

»Aber ...« Joshua stockte. Es hatte keinen Sinn, etwas zu sagen. Sein Gefühl beim Anblick der Fahrzeuge hatte ihn nicht getrogen. Er würde sich nicht einmal verabschieden können. Nicht von seiner Familie, nicht von Leah.

»Hast du noch Fragen?« Der Soldat wirkte nicht unfreundlich.

»Nein. Nein, ich habe keine Fragen.«

»Na, dann. Bis später.«

Joshua trat aus der Tür in den Sonnenschein. So ein schöner Herbsttag. In den beiden Wagen saßen bereits Männer.

Ein Soldat stand davor. »He du, steig hier ein.«

»Joshua!« Er wandte sich um, sein Vater lief auf ihn zu. »Was ist los?«

»Sie haben meinen Einspruch abgelehnt. Ich soll nach Camp Meade.«

»Aber doch nicht gleich?« Ungläubiges Entsetzen zeigte sich im Gesicht seines Vaters. Er wandte sich an den Soldaten. »Das können Sie nicht machen. Er hat ja kein Gepäck, keine Kleidung zum Wechseln.«

»Braucht er auch nicht«, erwiderte der Mann. »Die Armee sorgt für ihre Jungs. Er bekommt alles, was er braucht, im Camp.«

Sein Vater öffnete den Mund, doch Joshua fing seinen Blick ein und schüttelte den Kopf. »Alles wird gut werden. Richte Mutter und allen anderen meine Grüße aus. Sag Leah ...« Er stockte. Es gab nichts, was er Leah ausrichten konnte, außer, dass er sie liebte. Und das wusste sie.

Sein Vater schluckte hörbar. »Gott sei mit dir, mein Sohn. Denk an die Worte des Bischofs. Schreibe uns.«

»Das werde ich.«

Joshua kletterte auf die Ladefläche des Wagens und setzte sich neben einen Mann, den er auf Mitte zwanzig schätzte. Seine Kleidung war sehr einfach, vermutlich war er der Sohn eines Bauern. Er hob nur kurz den Kopf, nickte Joshua zu und starrte dann unglücklich auf den Boden vor sich. Draußen hatte Elam Graber sich zu Joshuas Vater gesellt. Die Männer

sprachen leise miteinander. Kurze Zeit später kamen Daniel und Simon aus dem Haus. Elam ging zu seinem Sohn und übergab ihm einen kleinen Beutel. Offensichtlich hatte man im Hause Graber mit der Möglichkeit gerechnet, dass Simon nicht mehr nach Hause käme. Auch Daniel und Simon stiegen in den Wagen. Die beiden Soldaten, die draußen gewartet hatten, nahmen ebenfalls Platz. Der Motor startete, und sie fuhren los. Joshua warf einen letzten Blick auf seinen Vater, bevor der Wagen um die Ecke bog. Dann lehnte er sich zurück und schloss die Augen. Er hatte keine Ahnung, was ihn erwartete.

25. Kapitel

Leah wusste, dass etwas passiert war, als sie den Buggy mit dem Rappen auf den Hof fahren sah. Joshuas Pferd, doch auf dem Kutschbock saß Samuel. Unfähig, sich zu bewegen, stand sie am Fenster und beobachtete, wie Samuel das Pferd anband und sich dann suchend umsah.

»Was ist los?«, fragte Katie, die am Küchentisch Brotteig knetete. »Du stehst da wie Lots Weib. Wer ist denn gekommen?«

»Samuel«, flüsterte sie.

Katie rollte den Teig zu einer Kugel. »Leah! Was stehst du denn noch da? Geh, mach ihm die Tür auf, ich habe die Hände voller Mehl.«

Leah ging durch die Küche in den Flur. Jeder Schritt fiel ihr schwer. Es fühlte sich an, als würde sie gegen die Strömung durch den Mühlbach waten. Sie erreichte die Haustür, als Samuel anklopfte und öffnete.

»Grüß Gott, Samuel«, presste sie heraus. Es klang wie das Krächzen einer Krähe.

Samuel nahm den Hut ab und drehte ihn in den Händen.

»Vater schickt mich. Ich soll dir sagen, dass sie ihn mitgenommen haben.« Er sah sie nicht an. »Er durfte noch nicht mal mehr nach Hause, um sich zu verabschieden.«

Ihre Beine zitterten, sie streckte die Hand aus und hielt sich am Treppengeländer fest.

»Wohin haben Sie ihn gebracht?«

»Nach Camp Meade in Maryland. Ihn, Daniel und Simon.«

»Schön dich zu sehen, Samuel!« Katie kam lächelnd aus der Küche, sie trocknete sich die Hände mit einem Tuch ab. Als sie sein Gesicht sah, verschwand ihr Lächeln. »Ist etwas passiert?«

»Joshua war heute Morgen zur Anhörung vor dem Gremium. Zusammen mit Daniel Beiler und Simon Graber. Ihr Widerspruch wurde abgelehnt. Sie sind alle drei sofort abtransportiert worden.«

Leahs Beine zitterten immer noch. Sie setzte sich auf die Treppe. »Was werden sie mit ihnen machen?«

»Wir wissen es nicht. Vater hat mit dem zuständigen Offizier gesprochen. Er sagt, sie werden dort gut behandelt werden. Bischof Zook will nach Washington schreiben, um an höherer Stelle Einspruch einzulegen. Aber bis da etwas passiert, kann es lange dauern, sagt mein Vater.«

Er lehnte Katies Einladung, sich zu setzen und etwas zu trinken, ab. »Ich muss wieder nach Hause.«

»Es tut mir sehr leid«, sagte Katie, als er gegangen war.

Leah seufzte. »Ich habe so etwas befürchtet. In den englischen Zeitungen wird schon länger

gegen die Mennoniten und uns gehetzt.«

»Du liest englische Zeitungen?«

»Ja. Es ist nicht verboten. Joshuas Vater kauft den »Harrisburg Telegraph«. Alle Wagners lesen Zeitung.

»Was steht denn über uns in der Zeitung?«

»Dass wir keine guten Bürger seien, weil wir uns aus dem öffentlichen Leben heraushalten und keine Kriegsanleihen kaufen. Dass unsere Männer feige seien, weil sie sich nicht freiwillig zum Kampf melden. Dass wir für die Deutschen und den deutschen Kaiser seien. Hast du wirklich gar nichts davon mitbekommen?«

»Nein.« Entsetzt schüttelte Katie den Kopf. »Ich will es auch nicht hören. Das ist schrecklich! Wir haben doch mit den Deutschen in Europa nichts zu tun.«

»Ich habe es schon gemerkt, als ich in Jacobstown gelebt habe. Sobald ich erzählt habe, dass ich Amisch bin, wurde ich komisch angesehen und immer wieder gefragt, wie ich zu den Deutschen stehe, was ich vom Kaiser halte.«

Wie immer, wenn sie ihre Zeit in der Stadt erwähnte, wandte Katie den Blick ab.

Leah verlor die Geduld. »Warum machst du das? Ich war in der Stadt, ich habe unter Engländern gelebt. Jeder in der Gemeinde weiß das, aber meine Familie tut immer so, als könne man es ungeschehen machen, indem man nicht mehr darüber redet. Aber diese Zeit gehört zu mir, zu meiner Geschichte. Ihr seid nicht besser als Richard und seine Familie, die von mir verlangt haben, niemandem zu erzählen, wo ich herkomme. Zum Glück ist Joshua anders. Er liebt mich, wie ich bin.«

»Wir lieben dich doch auch so, wie du bist.«

»Nein, das tut ihr nicht. Ihr wollt einen Teil von mir nicht kennen.«

Katie presste die Lippen zusammen. Dann sah sie auf. »Dein Vater hat gesagt, wir sollen nicht mehr über deine Rumspringa reden. Er meinte, es wäre so leichter für dich, alles zu vergessen.«

»Aber ich will es doch gar nicht vergessen. Ohne diese Erfahrung hätte ich mich nie in Joshua verliebt. Und er sich nicht in mich.«

Joshua. Der jetzt auf dem Weg in ein Militärlager war. Camp Meade in Maryland. Leah sprang auf. Sie musste herausfinden, was das für ein Camp war, wo es lag. Vielleicht wusste sein Vater mehr darüber.

»Entschuldige«, sagte sie zu Katie. »Ich will mich nicht mit dir streiten. Ich habe nur solche Angst um Joshua. Ich reite hinüber zum Wagnerhof. Ich möchte mit seinem Vater sprechen.«

Katie nickte. »Ich verstehe dich. Wenn ich mir vorstelle, dass sie Elias holen könnten ... Er musste sich ja ebenfalls registrieren lassen. Und der Bischof und die Ältesten haben ihnen zugeredet. Sie haben gesagt, dass es nur eine Formsache sei.« In ihren Augen glitzerte es feucht. »Er hätte sich weigern sollen.«

»Dann hätten sie ihn eingesperrt. Wie diesen Mann aus Lewistown. Ich glaube, er hieß Hostetler. Er hat sich nicht gemeldet, und daraufhin haben sie ihn nachts aus dem Bett gezerrt und ins Gefängnis gebracht.« Sie dachte nach. »Ich glaube, sie werden Elias nicht einziehen. Er führt die Mühle und hat eine Familie mit kleinen Kindern.«

Sie erzählte Katie, was Joshua ihr über die Klassifizierung der Wehrpflichtigen erzählt hatte.

»Hoffentlich hast du recht!«

Joshuas Vater konnte ihr nicht viel über Camp Meade erzählen. Nur, dass die Kriegsdienstverweigerer nicht nach Europa geschickt werden würden, sondern auch als »Nichtkämpfer« Dienst tun konnten.

»Aber das ist doch eine Lösung«, sagte Leah.

»Wir werden sehen.«

Der September verging. Leah stürzte sich in die Arbeit. Sie machte Apfelmus, kochte Pflaumen und Birnen ein, harkte die Beete im Garten. Doch das alles half nicht gegen ihre Sehnsucht nach Joshua und ihre Angst um ihn. Er fehlte ihr unendlich.

Nach vier Wochen erreichte sie endlich eine Nachricht. Emma kam zum Mühlenhof und brachte einen Umschlag.

»Joshua hat geschrieben. Das ist für dich.«

Leah starrte auf den Umschlag. Außer ihrem Namen stand nichts darauf. Sie drückte ihn an ihr Herz. Dann sah sie Emma an, versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen. »Wie geht es ihm? Und den anderen?«

Emma hob die Schultern. »Ich bin nicht sicher. Papa hat uns seinen Brief vorgelesen. Er schreibt nicht, dass es ihm schlecht geht. Aber es gibt wohl Schwierigkeiten, weil sie keine Uniform tragen wollen. Ich glaube, Vater macht sich Sorgen.«

»Vielen Dank, dass du gekommen bist. Möchtest du hereinkommen und einen Tee trinken?«

Es war ein ungemütlicher Oktobertag. Dichte dunkle Wolken hingen am Himmel, immer wieder nieselte es, und der Wind brachte einen Hauch von Winter mit sich.

Emma schüttelte den Kopf. »Das ist nett von dir, aber ich wollte dir nur schnell den Brief bringen.«

Leah lächelte sie an. »Danke. Grüß bitte deine Eltern.«

Sie lief die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Dort setzte sie sich aufs Bett, riss den Umschlag auf und überflog die Zeilen.

Der Brief las sich ... seltsam. Er klang nicht wie Joshua. Aber sie hatte auch noch nie einen Brief von ihm bekommen. Vielleicht war es einfach seine Art zu schreiben. Trotzdem hatte sie das Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Sie las den Brief noch einmal, jetzt laut.

Es war durchaus Joshuas Ausdrucksweise, und doch hatte sie das Gefühl, dass er etwas

zwischen den Zeilen verbarg. Es gehe ihm den Umständen entsprechend gut, er und die beiden anderen seien wenigstens nicht im Gefängnis ...

Gefängnis? Für Amische?

Joshua verschwieg etwas. Entweder, weil er es nicht schreiben durfte, oder weil er sie nicht beunruhigen wollte.

Leah ging hinunter in die Stube, holte Papier und Tinte aus dem Schrank und machte sich daran, seinen Brief zu beantworten.

Nach dem Abendessen erzählte sie den anderen von ihrem Verdacht, dass es den jungen Männern nicht so gut ging.

»Du könntest Martha fragen, ob Simon auch geschrieben hat. Vielleicht erfährst du da mehr«, sagte ihr Vater.

»Das ist eine gute Idee. Und bei den Beilers würde ich auch gerne nachfragen.«

Am nächsten Vormittag spannte sie Joschi vor den Zweisitzer und fuhr zunächst zu den Wagners.

»Er hat uns ungefähr das Gleiche geschrieben«, sagte Joanna. »Ich habe auch kein gutes Gefühl dabei.«

»Habt ihr ihm schon geantwortet? Ich wollte nachher noch zu Post fahren und meinen Brief abgeben.«

»Ja, Ruben hat ihm schon geschrieben.« Sie holte einen Umschlag. »Danke, dann brauche ich nicht selbst zur Post.«

Die Grabers hatten noch keine Post von Simon, erzählte Martha. »Ich hoffe, es geht ihm gut. Wir machen uns große Sorgen.«

»Wenn er krank wäre oder so, hätte Joshua es sicher geschrieben. Vielleicht hatte er noch keine Zeit zum Schreiben.«

Martha hob die Schultern. »Simon hat sich mit dem Schreiben immer etwas schwergetan. Ich hoffe, er meldet sich bald.«

Leah schrieb ihr die Adresse auf, an die man Briefe an die Soldaten schicken konnte, und fuhr dann weiter zu den Beilers.

Naomi zog verwundert die Brauen hoch. »Joshua schreibt dir?«

»Ja. Wir sind zusammen.«

»Ach so. Ja, wir haben Post von Daniel. Setz dich, ich hole den Brief.«

Auch Daniel hatte geschrieben, sie würden nicht schlecht behandelt. »Aber sie hatten Probleme, weil sie sich geweigert haben, Uniform zu tragen. Man hat ihnen keine Kleidung zum Wechseln gegeben, und irgendwann mussten sie im Regen draußen stehen. Als sie ihre Sachen zum Trocknen aufgehängt haben, hat man sie ihnen weggenommen und sie vor die

Wahl gestellt, entweder nackt zu bleiben oder Uniform zu tragen. Daniel schreibt, sie hätten sich dann für die Uniform entschieden, auch wenn es unseren Grundsätzen widerspricht.«

»Was sollten sie auch sonst tun?«, sagte Leah. »Niemand hier wird sie dafür verurteilen.«

»Ich hoffe es. Es gibt hier einige, die anderer Meinung sind. Eli Weaver sagt, auch unsere Vorfahren hätten für ihren Glauben gelitten und wären für ihn gestorben, und er gehört zu den Ältesten, sein Wort hat Gewicht.«

»Aber ihn betrifft es nicht. Wir alle kennen Leid nur aus dem Märtyrerspiegel. Das sind alte Geschichten.«

Auch die Beilers hatten bereits einen Brief geschrieben, den Leah mitnahm. Sie fuhr zur Post nach Jacobstown, gab die Briefe auf und kaufte eine Zeitung. Dann lenkte sie den Buggy zur Pension der Halseys. Grace freute sich sehr, sie hatten sich seit über vier Wochen nicht gesehen, und sie wusste noch gar nicht, dass man Joshua eingezogen hatte.

»Das heißt, er muss jetzt in den Krieg? Nach Europa?«

»Er wird nicht kämpfen. Und auch die anderen beiden nicht. Sie sind jetzt in diesem Camp, doch sie haben sich als Kriegsdienstverweigerer gemeldet. Es heißt, sie könnten hier im Land kriegswichtige Arbeit verrichten. In der Landwirtschaft.«

»Die meisten Leute hier sind nicht mehr gut auf die Amisch zu sprechen«, sagte Grace. »Überall wird gegen die Deutschen gehetzt, und in den Zeitungen stehen die haarsträubendsten Sachen. Der Kaiser würde kleine Kinder ermorden, angeblich hätten die Deutschen bei ihrem Marsch durch Belgien alle Frauen geschändet. Nicht nur deine Tante Rachel, auch alle anderen Amisch haben ihre Geschäfte hier geschlossen. Du solltest nicht mehr alleine hierherkommen.«

»Du glaubst, mir könnte jemand etwas tun?«

»Ja, leider. Letzte Woche gab es einen Überfall auf einen deutschen Einwanderer. Kein Amisch, eine Familie, die vor zehn Jahren in die USA kam. Er hat eine Bäckerei in der Main Street. Sie lief sehr gut, deutsches Brot ist einfach besser als unseres. Doch jetzt kauft fast niemand mehr bei ihm, obwohl er seinen Namen geändert hat.«

»Er hat seinen Namen geändert?«

»Von Heinrich Schneider in Henry Snyder. Und er hat auch eine amerikanische Flagge in der Bäckerei aufgehängt. Aber es hat nichts genützt.«

»Ich verstehe das nicht. Deutsche Auswanderer haben diese Stadt gegründet, die Amischen waren die ersten Siedler hier. Wir haben doch mehr als hundert Jahre gut zusammen gelebt.«

»Na ja«, sagte Grace. »Ihr habt euch schon immer abgesondert und deutlich gemacht, dass ihr euch für etwas Besonderes haltet und euren Glauben für den einzig wahren. Ihr habt euch doch nie als Amerikaner gefühlt.«

Ungläubig starrte Leah ihre Freundin an. »Und das rechtfertigt, dass man so mit uns umgeht? Denkst du auch so?«

»Natürlich nicht!. Ich käme nie auf den Gedanken, dass ihr es mit den Deutschen da drüben haltet. Aber in diesen Zeiten ist jeder verdächtig, der irgendetwas mit dem Feind zu tun hat, und sei es, dass er einen deutschen Namen trägt. Dass ihr euch weigert, gegen die Deutschen zu kämpfen, macht es nicht besser.«

Ihr, euch. So hatte Grace früher nie geredet.

»Du weißt sehr gut, dass wir niemals die Hand gegen unseren Nächsten erheben. Wehrlosigkeit gehört zu unserem Glauben. Das hat doch nichts mit den Deutschen zu tun. Wir kämpfen gar nicht, gegen niemanden.«

»Ich weiß das«, antwortete Grace beschwichtigend. »Aber ich kenne dich und deine Familie schon, seit ich ein Kind war. Viele der Leute hier hatten noch nie mit Amischen zu tun. Denk doch mal an Richard und seine Freunde.«

Auf der Heimfahrt dachte Leah darüber nach, was Grace über die Deutschenfeindlichkeit gesagt hatte. Wenn es schon in einer Gemeinde, in der mehr als die Hälfte Deutschstämmige waren, solche Vorurteile gab, wie mochte es dann in Camp Meade sein, wo es bestimmt nicht viele Amische gab?

26. Kapitel

Camp Meade, Winter 1917/18

Das Leben im Camp war voller Unwägbarkeiten. Joshua wusste morgens nie, was ihn im Laufe des Tages erwartete, nur eines war sicher: Es war niemals etwas Gutes. Formal hatte man sie als Kriegsdienstverweiger aus Gewissensgründen anerkannt, aber die Offiziere ließen nichts unversucht, um sie zu »überzeugen«, für Amerika zu kämpfen. Man hatte sie gezwungen, die Uniform anzuziehen, doch sie weigerten sich nach wie vor, Waffen zu tragen oder an Übungen teilzunehmen. Man wies ihnen andere Arbeiten zu: Fußböden scheuern, Latrinen reinigen, Geschirr spülen.

»Dürfen wir das tun?«, fragte Simon. »Auch das ist Dienst für das Militär. Das ist gegen die Empfehlung der Dienerversammlung.«

»Die Versammlung hat auch gesagt, wir sollen jede Anforderung der Regierung erfüllen und keine Handlungen begehen, die als Fahnenflucht oder Verrat ausgelegt werden können«, erwiderte Joshua. »Die Empfehlungen widersprechen sich. Entweder verweigere ich jeglichen Dienst für das Militär – dann hätten sie nicht sagen dürfen, dass wir die Anforderungen der Regierung erfüllen sollen –, oder ich tue die Arbeit, die keinem schadet. Die Empfehlung wurde von Menschen ausgesprochen, die sich gar nicht vorstellen konnten, wie es wirklich ist, als Verweigerer in einem Militärlager zu sein. Wir sollten unsere eigene Entscheidung treffen.«

»Ich frage Bischof Zook um Rat«, sagte Daniel.

Simon nickte. »Eine gute Idee. Doch was machen wir, bis wir Antwort bekommen?«

»Ich halte mich an den ersten Teil der Empfehlung«, sagte Joshua. »Die Fußböden zu schrubben und die Latrinen zu reinigen widerspricht nicht meinen Grundsätzen.«

Am nächsten Tag weigerte sich Georg Miller, ein Mennonit aus Ohio, der ein paar Wochen nach ihnen nach Camp Meade gekommen war, den Boden der Kantine zu fegen. Er begründete es mit seinem Glauben, der ihm verbot, irgendwelche Arbeit für das Militär zu leisten. Daraufhin packten ihn Ferguson, der Feldwebel, und ein Wachmann und banden ihm den Besen an die Hände. Als er sich immer noch weigerte, zu kehren, schlugen sie ihn zusammen, und als er am Boden lag, trat der Feldwebel ihm mehrfach in den Bauch.

»Ich gebe dir eine Stunde Zeit«, brüllte er. »Dann ist der Boden hier gefegt.« Er verließ die Kantine, die Soldaten folgten ihm.

Joshua kniete sich neben Georg und band seine Hände los. Daniel und Simon halfen ihm auf. Aus einer Platzwunde über der Augenbraue lief Blut über sein Gesicht, auch die Lippe war aufgeplatzt. Er hielt sich den Bauch und stöhnte. »Bringen wir ihn ins Lazarett?«, fragte Simon.

Joshua nickte. »Vielleicht hat er innere Verletzungen.«

Miller schüttelte schwach den Kopf. »Ihr bekommt Ärger, wenn ihr das tut.«

»Wir haben bereits Ärger«, sagte Daniel. »Komm, Bruder.« Er und Simon stützten Miller

und gingen zur Tür.

Joshua hob den Besen auf und fegte die Kantine. Vom Hof her hörte er die gebrüllten Befehle des Feldwebels und die rhythmischen Schritte der Soldaten beim Exerzieren. Als er fertig war, kamen Simon, Daniel und Georg Miller zurück.

»Und, seid ihr unbehelligt ins Lazarett gekommen?«

»Ja. Und der Arzt hat ihn auch versorgt«, antwortete Daniel. »Er hat nicht gefragt, was passiert ist, sondern ihn danach wieder an die Arbeit geschickt.«

»Er konnte sich wohl denken, was passiert ist. Die meisten finden es richtig, wie wir behandelt werden, und diejenigen, die nicht damit einverstanden sind, sehen weg. Kommt, die Latrinen warten auf uns.«

Joshua ging voraus. Auf dem Hof übten die Soldaten gerade einen Angriff, indem sie mit dem Bajonett auf Säcke einstachen. Joshua, Daniel und Simon gingen am Rand des Exerzierplatzes entlang und versuchten, unauffällig an den Soldaten vorbeizukommen.

»Halt! Wo wollt ihr hin?« Die Stimme des Feldwebels hielt sie auf. Joshua drehte sich um. »Die Latrinen reinigen, wie Sie es befohlen haben.«

»Ach, ihr seid das. Ich habe gedacht, es wären echte Männer. Von hinten seht ihr fast so aus wie unsere mutigen Soldaten. Eigentlich unverschämt, findet ihr nicht?« Den letzten Satz rief er den Soldaten im Hof zu.

»Sehr unverschämt, Herr Feldwebel«, brüllte einer zurück.

»Man sollte diese Feiglinge erkennen können«, rief ein anderer.

»Ja, damit wir sie nicht versehentlich wie tapfere Männer behandeln, die ihre Pflicht tun.«

Joshua stand stumm. Beleidigungen waren an der Tagesordnung, daran hatte er sich schon gewöhnt. Doch wenn der Feldwebel die Leute weiter aufhetzte oder sie sich in irgendeiner Weise provoziert fühlten, konnte es böse ausgehen. Der leitende Offizier würde wegsehen.

Feldwebel Ferguson grinste. »Ihr hört, was die Jungs über euch denken. Geht uns aus den Augen, zu den Latrinen, wo ihr hingehört.«

Bei der Ausgabe des Mittagessens standen die vier Verweigerer wie immer als Letzte in der Schlange. Erst nachdem alle anderen ihr Essen bekommen hatten, waren sie dran. Heute gaben Jenkins und Simons das Essen aus, was bedeutete, dass sie wenigstens heute Mittag satt werden würden. Von anderen Männern bekamen sie oft nur die Hälfte der üblichen Ration. Manchmal gab man ihnen noch weniger, mit der Begründung, sie kämen zu spät und es wäre nicht mehr genug da.

Sie setzten sich auf eine Bank, abseits der anderen. Millers rechtes Auge war zugeschwollen und dunkelblau. Der Feldwebel trat ein und blickte sich selbstgefällig um. Joshua senkte den Kopf. Hoffentlich kam Ferguson nicht auf die Idee, Miller auf die gekehrte Kantine anzusprechen. Georg würde zugeben, dass er es nicht getan hatte, und dann wäre die nächste Tracht Prügel fällig, dieses Mal auch für ihn.

»Na also, geht doch!«, sagte Ferguson in Millers Richtung und verließ den Raum. Er aß mit den anderen Offizieren in der Offiziersmesse.

Joshua atmete auf.

»Hast du gekehrt?«, fragte Georg.

»Ja. Und wenn dir etwas daran liegt, dass ich keine Prügel kriege, hältst du den Mund.«

»Ich danke dir, Bruder.«

Als sie nach dem Essen das Geschirr zurückbrachten, wurden sie plötzlich von zwölf Soldaten umringt. Einer baute sich mit verschränkten Armen vor ihnen auf.

»Wir haben uns etwas überlegt, damit man euch Hunnenfreunde von anständigen Soldaten unterscheiden kann. Packt sie.«

Zwei Männer griffen nach Joshuas Armen und zerrten ihn zur nächsten Bank. »Setzen!«

Er leistete keinen Widerstand. Was auch immer geschah, jetzt war er in Gottes Hand. Angst hatte er trotzdem. Er betete um die Kraft, auszuhalten, was nun geschehen würde.

Jemand griff ihm von hinten grob ins Haar. »Die sind viel zu lang. Du solltest jetzt ganz still halten, sonst rutscht mir vielleicht das Messer aus.«

Etwas Kaltes fuhr über seine Kopfhaut, riss an seinen Haaren. Ein Rasiermesser. Ein Büschel Haar fiel zu Boden, der Mann hinter ihm packte die nächste Strähne. Ihm gegenüber saß Daniel, auch er wurde von zwei Soldaten festgehalten, ein dritter rasierte ihm den Schädel, warf die blonden Strähnen vor ihm auf den Boden. Als er das Messer das dritte Mal ansetzte, schnitt er ihm in die Kopfhaut. Daniel zuckte zusammen.

»Ach, der Hunne ist empfindlich«, rief der Soldat. »Zuckt, weil es ein bisschen weh tut.« Er spuckte aus. »Deutschenfreund, das ist nichts im Vergleich damit, was eure Landsleute in Europa anrichten. Ihr könnt froh sein, wenn wir euch nicht eure verfluchten Kehlen durchschneiden.« Er zog Daniels Kopf zurück und legte das Messer an seine Kehle. »Vielleicht tue ich es nicht, wenn du um Gnade bittest, Pisser.«

Daniels Kehlkopf bewegte sich, als er hörbar schluckte.

»Na, ich warte«, sagte der Mann.

Der Soldat hinter Joshua rührte sich nicht, so wie alle anderen im Raum. Alle Aufmerksamkeit war auf Daniel gerichtet.

»Wenn ihr uns tötet, sind wir nur früher bei Gott.« Daniels Stimme klang laut und deutlich durch den Raum.

Stille folgte, dann sprach der Mann hinter Joshua. »Lass ihn. Diese miesen Ratten sind es nicht wert, dass du am Ende bestraft wirst, Kamerad. Weitermachen.«

Joshuas Kopf wurde zurückgerissen, vor seinen Augen blitzte Metall, und dann zog ein brennender Schmerz über seine rechte Wange.

»Hoppla, da ist mir doch das Messer ausgerutscht. Na ja, bei deiner Fresse spielt eine Narbe keine Rolle.«

Er rasierte den Rest von Joshuas Haaren ab, wobei er ihn öfter schnitt. Dann trat er vor ihn.
»So, nun wird euch keiner mehr mit anständigen Männern verwechseln. Und jetzt macht die Sauerei hier weg.«

Die Soldaten verließen den Speisesaal.

Blut tropfte von Joshuas Wange auf sein Hemd. Er wollte aufstehen, doch er war nicht sicher, ob seine Beine ihn tragen würden. Simon kam zu ihm und presste ein Tuch gegen seine Wange. Er blutete aus ein paar Kratzern auf dem Kopf. Daniel war schlimmer dran, seine Kopfhaut war voller Blut. Georg Miller holte ein Geschirrtuch und tupfte das Blut ab, dann sog er scharf die Luft ein. Der Soldat hatte ein Kreuz in Daniels Kopfhaut geritzt.

Joshua betrachtete sein Gesicht im Spiegel des Duschraumes. Der Schnitt war tief, er verlief von seinem Wangenknochen bis kurz vor seinem Mundwinkel. Er würde eine Narbe zurückbehalten. Die Schnitte auf der Kopfhaut waren harmlose Kratzer. Sein Gesicht wirkte ohne Haare völlig anders. Viel kantiger. Er fuhr sich mit der Hand über den Schädel, fühlte die Stoppeln, wo der Soldat nicht gründlich rasiert hatte. Neben ihm stand Simon und betastete ebenfalls seinen Schädel.

»Immerhin laufen wir jetzt nicht mehr Gefahr, Läuse zu bekommen. Und ich sehe ein bisschen älter aus. Ich glaube, Anna würde es gefallen, was meint ihr?«

Joshua bewunderte ihn für seinen schwarzen Humor. Aber vielleicht war das die einzige Möglichkeit, mit der Ungewissheit und der ständigen Bedrohung fertig zu werden.

Kurz vor dem Abendessen begegnete Joshua im Hof James Woodard, einem Unteroffizier. Woodards Schritt stockte, er kniff die Augen zusammen und musterte ihn.

»Was ist das?« Er deutete auf Joshuas Gesicht. Einige Soldaten, die in der Nähe herumlungerten, wandten die Köpfe ab, Anspannung lag in ihren Gesichtern.

Joshua straffte die Schultern. »Ist beim Rasieren passiert, Sir.«

Es war nicht völlig gelogen, und er beschuldigte niemanden. Es würde nichts bringen, wenn er erzählte, was passiert war. Damit würde er sich nur als Denunziant den erneuten Zorn der Männer zuziehen.

»So«, sagte Woodard. »Das war aber sehr ungeschickt von Ihnen.«

»Allerdings.«

»Und was ist mit Ihren Haaren passiert?«

»Vorbeugung gegen Läuse, Sir.«

Der Mann glaubte ihm kein Wort, das stand deutlich in seinem Gesicht. Doch er fragte nicht weiter, sondern ging seines Wegs. Die Soldaten in der Nähe setzten ihre Unterhaltung fort, doch einer von ihnen, ein untersetzter Mann mit roten Haaren, nickte Joshua anerkennend zu.

Also Joshua nach dem Abendessend sein Geschirr wegbrachte, kam der rothaarige Soldat auf ihn zu. Unwillkürlich spannte Joshua die Muskeln. Was wollte er von ihm?

Der Mann lächelte verlegen. »Ich wollte dir etwas sagen ...«

»Ja?«

»Es stimmt nicht, dass ihr Feiglinge seid«, sagte der Soldat hastig. »Ihr habt heute Mut bewiesen, und du hast uns nicht verpiffen, als du Gelegenheit dazu hattest.«

Joshua blickte ihn an. Ein junger Mann mit einem gutmütigen Gesicht, der aussah wie jemand, der seine Tiere gut behandelte, nett zu den Nachbarn war, zuverlässig und ehrlich.

»Warst du heute Mittag dabei?«

»Ich war dort und habe zugesehen.« Seine Wangen wurden so rot wie sein Haar. »Ich bin nicht besonders stolz darauf.«

»Du hättest nichts dagegen tun können. Aber warum hasst ihr uns so sehr? Wir halten uns an die Gesetze. Laut Präsident Wilson haben wir das Recht, den Kriegsdienst zu verweigern.«

»Die meisten hassen euch nicht. Jedenfalls nicht euch persönlich. Sie hassen die Deutschen. Viele können euch nicht leiden, weil sie glauben, ihr wollt euch nur drücken, dass ihr feige seid. Das habe ich auch geglaubt – bis heute.«

»Wir sind keine Deutschen. Der Kaiser und sein Krieg interessieren uns nicht. Wir wollen nichts anderes, als in Frieden unsere Religion auszuüben. Deutsch ist die Sprache unserer Vorfahren. Wir sprechen auch Englisch, wie du hörst.«

Der Soldat trat näher und senkte die Stimme. »Der Lagerkommandant hat uns gesagt, Leute wir ihr würdet die Moral der Soldaten untergraben, und wir sollten alles daran setzen, euch zu überzeugen, die Waffen zu ergreifen.«

Joshua nickte. Das passte zu dem Bild, das er sich gemacht hatte. Man wollte sie in die Knie zwingen, um dann zu sagen: »Seht her, so stark ist ihr Glaube doch nicht.« Und wenn es ihnen gelänge, würden sie es bei jedem anderen Kriegsdienstverweigerer versuchen. Deshalb mussten sie stark bleiben. Für die, die nach ihnen kommen würden.

»Also ist es noch nicht zu Ende«, sagte er.

»Ich fürchte nicht«, antwortete der Soldat. »Am Wochenende hat Woodard Urlaub, und ich habe den Verdacht, Ferguson heckt irgendetwas aus.« Nervös blickte er über seine Schulter in den Speisesaal. Einige seiner Kameraden sahen misstrauisch zu ihnen herüber.

»Danke für den Hinweis.«

»Ich werde mich an keiner Aktion gegen euch mehr beteiligen. Ich würde gerne mehr tun, aber es steht nicht in meiner Macht.«

»Du kannst uns nicht helfen. Wie heißt du?«

»Raymond Walker.«

»Danke, Raymond Walker. Gott schütze dich.«

Nach dem Abendessen sprach Joshua mit den anderen über das, was Walker ihm erzählt hatte.

»Du hast recht«, sagte Daniel. »Wir müssen stark bleiben, denn wenn wir es nicht sind, ermutigen wir sie dazu, jeden anderen Verweigerer zu misshandeln, um seine Überzeugungen zu brechen.«

Der Freitag und der Samstag vergingen ohne besondere Vorkommnisse. Joshua hatte die leise Hoffnung, dass Ferguson es aufgegeben hatte.

Am Samstagabend schrieb er an Leah. Es war nicht einfach, denn er wollte ihr nichts von den Schikanen erzählen. Zum einen wurden seine Briefe sicher gelesen, zum anderen würde sie sich Sorgen machen, und helfen konnte sie ihm nicht. So bemühte er sich um einen leichten Tonfall, berichtete von einigen alltäglichen Arbeiten und stellte viele Fragen, wie es ihr ging, ob sie noch die Bücherei besuchte, wie viel die Gemeinde vom Krieg mitbekam.

In dieser Nacht träumte er von zu Hause. Er stand in der Werkstatt und arbeitete an dem Buggy, den er Leah zur Hochzeit schenken wollte. Er hatte vor seiner Einberufung mit der Arbeit daran begonnen und wollte ihn fertig bauen, wenn er zurückkehrte. In seinem Traum knarrte die Tür, und Leah betrat die Scheune.

»Raus aus dem Bett!« Eine Männerstimme schreckte ihn auf. Jemand riss die Decke fort und zerrte ihn auf die Beine. Es war dunkel. Neben ihm wurden Daniel, Simon und Georg aus ihren Betten geholt. Als Joshua sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, erkannte er fünf Soldaten mit Gewehren.

»Ihr kommt jetzt mit«, sagte einer und stieß ihm den Gewehrlauf in den Rücken. Joshua erkannte die Stimme des Feldwebels.

»Was soll das?«, fragte Simon. »Was habt ihr vor?«

»Das erfahrt ihr draußen«, sagte einer der Männer und schubste Simon vorwärts.

Mit vorgehaltenen Gewehren trieben die Soldaten sie nach draußen, über den Hof hinter das Gebäude, in dem sich die Speiseräume befanden.

»Stellt euch an die Wand!«, befahl Ferguson. »Wir haben den Befehl erhalten, euch wegen Hochverrats hinzurichten.«

»Aber wir haben keinen Verrat begangen!«, schrie Georg.

»Halt's Maul! Ihr seid Spione. Und gemäß dem Spionage-Gesetz werdet ihr jetzt erschossen. Simons, verbinden Sie den Kerlen die Augen.«

Kälte rieselte über Joshuas Rücken, sein Herz schlug wie rasend. Sie meinten es ernst. Er wehrte sich nicht, als ihm die Augen verbunden wurden. Selbst wenn er gewollt hätte, er konnte nicht. Seine Arme und Beine gehorchten ihm nicht mehr, er war wie gelähmt. Neben sich hörte er Simon leise beten. »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue.«

»Legt an!«, unterbrach die Stimme des Feldwebels das Gebet. Es klackte, die Gewehre wurden entsichert.

Joshua wollte auch beten, doch er brachte keinen Ton heraus. Stattdessen sah er Leahs Gesicht vor sich. Ihre strahlend blauen Augen, ihr Lächeln.

»Will noch jemand etwas sagen?« Der Feldwebel wartete.

Jetzt wäre wohl die Gelegenheit, zu sagen, dass man doch zur Waffe greifen und in den Krieg ziehen würde. Vielleicht wartete Ferguson genau darauf. Joshua schluckte. Er würde es nicht tun. Wenn dies der Zeitpunkt seines Todes sein sollte, dann war es Gottes Wille. Er bereute nichts. Doch, eines: dass er Leah nie in den Armen halten, sie nie lieben würde.

»Wirklich niemand?«

Da erklang Simons Stimme.

»Unser Vater in dem Himmel! Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme.«

Joshua fand seine Stimme wieder und fiel ein.

»Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.«

Auch Daniel und Georg beteten mit.

»Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldigern vergeben.«

Schüsse krachten. Dann Stille. Joshua schluckte. Er stand noch. Er spürte nichts, keinen Schmerz. Fühlte es sich so an zu sterben? Oder hatte die Kugel ihr Ziel verfehlt?

Plötzlich ertönte Gelächter. Joshua riss sich die Augenbinde herunter. Die Soldaten hatten die Gewehre gesenkt und gingen fort.

»Denen haben wir einen schönen Schrecken eingejagt, was!«, rief einer.

Joshuas Beine gaben nach, er sank an der Mauer zusammen. Sie lachten und rissen Witze. Ein gelungener Scherz. Diese Leute hatten es nicht verdient, Menschen genannt zu werden.

»W... was ...«, stotterte Simon. Auch er riss sich die Augenbinde ab. »Wir leben!«

»Sie haben nur so getan«, sagte Daniel, dann brach auch er zusammen, barg das Gesicht in den Händen und schluchzte. Joshua kroch zu ihm hinüber und schlang seine Arme um ihn. Neben ihm kniete Simon, und auf Daniels anderer Seite kauerte Georg. Sie umarmten einander, hielten sich aneinander fest. Joshua wusste nicht, wie lange sie dort saßen, in Kälte und Regen. Irgendwann standen sie auf und wankten zurück zum Schlafsaal, wobei sie sich gegenseitig stützten. Keiner sprach. Stumm stiegen sie in ihre Betten.

Am folgenden Tag ließ man sie in Ruhe. Noch nicht mal Feldwebel Ferguson trug ihnen Arbeit auf. Alle vier trafen sich zum gemeinsamen Gebet hinter den Latrinen.

»Wir sind nicht wankend geworden«, sagte Georg. »Wir konnten nicht wissen, dass sie nur so tun.«

Daniel nickte. »Ferguson hat wohl geglaubt, wir würden nachgeben. Jetzt wissen Sie, dass wir es nicht tun werden. Aber ich hatte Angst.«

»Ich auch«, sagte Joshua. »Schreckliche Angst.«

»Vielleicht lassen sie uns jetzt in Frieden. Schlimmeres können sie uns doch nicht antun.«

Hoffentlich, dachte Joshua, doch er zweifelte daran.

Später öffnete er den Brief, den er am Tag zuvor an Leah geschrieben hatte. Bisher hatte er nicht um sein Leben gefürchtet, doch jetzt tat er es. Und er wollte nicht gehen, ohne ihr zu schreiben, wie sehr er sie liebte.

Liebste Leah, gestern ist etwas geschehen, das mir klar gemacht, wie vergänglich wir sind. Wir wissen nie, was in der nächsten Minute passieren wird. Es geht mir gut, Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen, aber ich möchte, dass Du weißt, wie sehr ich Dich liebe. Der Gedanke an Dich hilft mir und gibt mir Kraft.

Er verschloss den Umschlag wieder. Danach holte er ein neues Blatt und begann aufzuschreiben, was ihnen bisher widerfahren war. Es musste bewahrt werden für die, die nach ihnen kommen würden.

Als er fertig war, legte er die Aufzeichnungen in einen Umschlag und versteckte ihn unter Matratze. Er würde ab jetzt jeden Tag notieren, was passierte.

Am Montag war Offizier Woodard wieder zurück und holte Joshua und die anderen in sein Büro.

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass man Sie vier in der Nacht von Samstag auf Sonntag bedroht hat.« Er blickte Joshua an. Vermutlich hielt er ihn für den Anführer der Gruppe, weil er der Größte war.

»Das ist richtig, Sir.«

»Was ist geschehen?«

Joshua dachte nach. Wenn ihm jemand etwas zugetragen hatte, dann doch sicher auch, was passiert war. »Man hat gedroht, uns zu erschießen«, sagte er vorsichtig.

Woodards Augen blitzten zornig auf. »Man hat nicht nur gedroht. Es gab eine Scheinhinrichtung.«

»Ja, Sir.«

Woodard beugte sich vor. »Wer war dabei?«

Joshua zögerte. Was würde passieren, wenn er Fergusons Namen nannte? Dann würde es zu einer Anhörung kommen. Bei der die Aussagen eines Offiziers gegen die von vier Kriegsdienstverweigerern ständen. Und Ferguson würde keine Schwierigkeiten haben, Zeugen zu finden, die bestätigten, dass er zu der fraglichen Zeit friedlich geschlafen hatte. Er blickte hinüber zu den anderen. Vielleicht wollte einer von ihnen etwas sagen? Doch sie

erwiderten seinen Blick schweigend.

»Ich weiß nicht, wer dabei war. Es war dunkel, und dann hat man uns die Augen verbunden.«

Woodard wandte sich an die anderen. »Hat einer von Ihnen jemanden erkannt? Vielleicht an der Stimme?«

Alle drei verneinten.

Woodard stand auf. »Ich glaube Ihnen nicht. Wollen Sie nicht, dass diejenigen bestraft werden, die Ihnen das angetan haben?«

Daniel ergriff das Wort. »Bestrafung macht das Geschehene nicht ungeschehen. Wir vergeben unseren Feinden.«

Ungläubig ließ der Offizier seinen Blick von einem zum anderen wandern. »Denken Sie alle so?«

Joshua nickte ebenso wie Georg und Simon.

»Gut. Sie können gehen.«

»Wer hat ihm das zugetragen?«, fragte Simon, als sie zurück zu ihrem Quartier gingen.

Joshua zuckte mit den Schultern. »Es dürfte einige geben, die es mitbekommen haben.«

Er hatte eine Vermutung, doch er äußerte sie nicht. Wer es auch gewesen war, er wollte anonym bleiben, sonst wäre er bei diesem Gespräch dabei gewesen.

Am nächsten Tag suchte er nach einer Gelegenheit, unauffällig mit Raymond Walker zu sprechen. Sie ergab sich nach dem Mittagessen, als er und Daniel Geschirr spülten und Walker einen Stapel Teller in die Küche brachte.

Joshua nahm ihm die Teller ab und winkte ihn zur Seite.

»Was willst du von mir?« Walkers Stimme und sein Blick waren abwehrend, was Joshuas Vermutung bestätigte, dass er derjenige war, der dem Offizier den Hinweis gegeben hatte, aber nicht wollte, dass es bekannt wurde.

»Ich habe eine Bitte an dich. Nichts Großes.«

Sichtlich erleichtert nickte Walker.

Joshua fuhr fort. »Unter meiner Matratze liegt ein Umschlag mit Briefen. Wenn mir etwas zustoßen sollte, würdest du ihn an dich nehmen und an die Adresse schicken, die darauf steht? Es stehen keine militärischen Geheimnisse darin.«

Walker zögerte. »Warum schickst du die Briefe nicht jetzt schon?«

»Es ist eine Art Tagebuch. Bisher hat keiner von uns nach Hause geschrieben, wie wir hier behandelt werden. Wir wollen nicht, dass unsere Familien sich Sorgen machen, und es würde auch nichts ändern. So soll es auch bleiben. Aber wenn wir hier sterben sollten, müssen unsere Angehörigen die Wahrheit erfahren.« Er zögerte, dann sprach er weiter. »Ich habe die

Frau, die ich liebe, belogen. Ich habe ihr geschrieben, es ginge mir gut. Ich will nicht mit einer Lüge in den Tod gehen.«

Wenn Walker wirklich Woodard über die Scheinhinrichtung informiert hatte, dann hatte er sicher auch ein Interesse daran, die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Walker nickte. »Ich werde es tun. Aber ich denke nicht, dass sie euch weiterhin drangsalieren werden.«

»Ich hoffe, du hast recht.«

27. Kapitel

Der Winter breitete seine weiße Decke über das Land aus. Es wurde stiller und friedlicher. Im November war auf den Höfen geschlachtet worden, Schinken und Würste hingen in den Räucherammern. Leahs Ziegen gaben kaum noch Milch, doch sie hatte im Sommer reichlich Käse gemacht. Nur noch selten fuhr jemand nach Jacobstown zum Einkaufen, lieber tauschten sie untereinander, wenn irgendwo etwas fehlte. Die Hetze gegen die Deutschen hatte sie noch enger zusammenrücken lassen, und der Winter sorgte dafür, dass auch die Englichen in der Stadt blieben.

Kurz vor dem Wintereinbruch waren Grace und ihre Mutter auf dem Mühlenhof und bei den Baumgartners gewesen, um Käse und Würste zu kaufen. Solche Dinge seien in der Stadt nicht mehr zu bekommen, erzählte Grace. Lebensmittel seien rationiert, alles Fleisch gehe an die Armee. Auch Kohle gäbe es kaum, sie wurde für Truppentransporte gebraucht. Graces Mutter heizte nur noch den Herd in der Küche an. Fett wurde in den Sprengstofffabriken gebraucht, deshalb war Butter schier unerschwinglich.

Leah dankte im Stillen Gott für den Schnee, er hinderte die patriotischen Vereinigungen daran, auf die Höfe der Amisch zu kommen und Lebensmittel zu konfiszieren. Doch früher oder später würde es wohl so weit kommen.

Einmal in der Woche fuhr einer der Amisch zum Postamt, um Post zu holen und Briefe aufzugeben. Meist war es ein Familienmitglied der Wagners, Beilers oder Grabers, die auf Briefe von ihren Söhnen hofften.

Bisher hatte Leah drei Briefe von Joshua bekommen. Er und die anderen waren immer noch in Camp Meade. Er schrieb davon, dass sie nach wie vor nicht in der Landwirtschaft eingesetzt wurden. Angeblich gab es keinen Bedarf. Wie sie ihre Tage im Camp verbrachten, was sie taten, darüber schrieb er nichts. In seinem letzten Brief hatte er die Kälte in den Baracken erwähnt und dass Daniel krank war, er hatte sich erkältet und hustete stark. Das Essen sei auch nicht gerade gut, schrieb er. In Anbetracht dessen, dass Grace erzählt hatte, alles Fleisch gehe zur Armee, fand Leah das seltsam.

Joanna schlug vor, ein Paket nach Camp Meade zu schicken. »Es ist doch bald Weihnachten, da ist es bestimmt erlaubt.«

Also packten die Familien Würste, Käse, Brot und Plätzchen ein. Daniels Mutter Naomi schickte eine Flasche ihres selbstgemachten Hustensirups mit.

Leah war oft bei den Wagners. Sie fühlte sich wohl dort, Ruben und Joanna behandelten sie, als sei sie bereits ihre Schwiegertochter. Und außerdem verbrachte sie viel Zeit mit Deborah und der kleinen Rebecca.

Ruben ließ sich jede Woche vom Postamt die Zeitung mitbringen, und so war Leah auch über das Kriegsgeschehen informiert. Sie wusste, dass ihre Eltern es nicht gerne sahen, wenn sie Zeitung las, deshalb vermied sie es, zu Hause darüber zu sprechen. Auch das war einer der Gründe, weshalb sie sich bei den Wagners wohlfühlte. Sie interessierten sich für das, was in der Welt geschah.

An den Gemeindesonntagen saß sie beim Liebesmahl mit Anna, Martha, Johanna und Emma zusammen. Fast immer sprachen sie über die Männer in Camp Meade, sie verglichen den

Inhalt ihrer Briefe.

»Ich finde, sie schreiben alle drei sehr ähnlich«, stellte Anna fest. »Als würden sie sich absprechen.«

Leah nickte. »Das Gefühl habe ich auch. Und ich fürchte, sie tun es, um uns nicht zu beunruhigen. Ich bin sicher, es geht ihnen nicht gut und sie werden auch nicht gut behandelt.«

Sie erzählte, was Grace ihr über die Lebensmittelrationierung gesagt hatte. Johanna runzelte die Stirn. »Warum schreibt Simon dann, dass das Essen so schlecht sei? Ich hoffe, unser Paket kommt an.«

Es kam an. Kurz nach Weihnachten erreichten sie Briefe von allen dreien, in denen sie sich bedankten. Offensichtlich hatte man ihnen auch den gesamten Inhalt übergeben.

Daniel gehe es wieder gut, schrieb Joshua, der Hustensaft habe geholfen.

Im Januar entdeckte Leah in der Zeitung einen langen Artikel, in dem vehement abgestritten wurde, dass Kriegsdienstverweigerer in den Militärcamps schlecht behandelt wurden. Ein Mennonitenprediger hatte angeblich Missstände entdeckt und Beweise gefunden, dass die Kriegsdienstverweigerer misshandelt wurden. Gänsehaut bildete sich auf Leahs Armen, während sie las. Sie notierte sich den Namen des Mennonitenpredigers und auch den des Offiziers, der widersprochen hatte. Vielleicht konnte sie mehr darüber herausfinden.

In ihrem nächsten Brief an Joshua erwähnte sie den Artikel, ohne konkret auf die Vorwürfe einzugehen. Sie wusste nicht, ob ihre Briefe noch von jemand anderem gelesen würden. Aber Joshua würde sicher verstehen, worauf sie hinauswollte.

Er antwortete unverbindlich. Ja, natürlich seien nicht alle Soldaten ihnen freundlich gesinnt, und manche hätten sich auch den einen oder anderen derben Scherz erlaubt.

28. Kapitel

Anfang April 1918 kam die Nachricht, dass die Soldaten von Camp Meade demnächst nach Europa geschickt würden. Der genaue Zeitpunkt war geheim. Doch ab jetzt durften keine Briefe mehr nach Hause geschickt werden.

Offizier Woodard beorderte Joshua und die anderen drei Verweigerer in sein Büro.

»Sie haben die Wahl, mit den Soldaten nach Europa verschifft zu werden und dort Wiederaufbauarbeit zu leisten oder auf Bauernhöfen hier in den Staaten zu arbeiten. Es fehlen Arbeitskräfte in der Nahrungsproduktion.« Er machte eine Pause. »Oder Sie gehen ins Gefängnis. Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde, um sich zu entscheiden.«

Er stand auf und verließ den Raum.

Simon sprach zuerst. »Gibt es in den Beschlüssen der Dienerversammlung oder im Brief unseres Bischofs etwas, das uns die Richtung weisen könnte?«

»Bischof Zook hat nicht konkret auf meine Fragen geantwortet«, sagte Daniel. »Er hat uns ermahnt, unserem Glauben treu zu bleiben und unserem Gewissen zu folgen.«

»Arbeit auf dem Feld widerspricht weder meinem Glauben noch meinem Gewissen und auch nicht der Ordnung«, stellte Joshua fest. »Noch dazu, wenn es nicht genug Männer gibt, die diese Arbeit tun können und die Nahrungsmittel knapp werden.«

»Aber es gibt doch nur deshalb nicht genug Männer, weil sie alle nach Europa geschickt werden«, wandte Georg ein. »Wenn wir jetzt einspringen, unterstützen wir das.«

Joshua sah ihn an. »Und was passiert, wenn wir es nicht tun? Holen sie dann die Männer aus Europa zurück, damit die Arbeit auf den Feldern erledigt wird?« Er gab die Antwort selbst. »Das werden sie nicht tun. Für mich ist es ein Unterschied, ob ich in Europa Straßen baue, auf denen Panzer und Soldaten schneller transportiert werden können, oder ob ich hier etwas gegen drohenden Hunger tue.«

»Ich stimme dir zu«, sagte Daniel. »Ich bin auch bereit, in der Landwirtschaft zu arbeiten.«

Auch Simon stimmte zu. Georg zögerte. Doch dann nickte er.

Eine Woche später saß Joshua im Zug nach Rosedale in Pennsylvania. Er würde dort in der Nähe auf einer Farm namens High Valley Fields arbeiten. Wo die anderen hingeschickt wurden, wusste er nicht, man hatte ihnen keine Gelegenheit gegeben, noch mal miteinander zu sprechen, nachdem für jeden der Einsatzort festgestanden hatte. Er hoffte, dass sie es alle gut treffen würden. In Harrisburg musste er umsteigen und bereute, dass er keine Möglichkeit gehabt hatte, Leah zu benachrichtigen. Sie hätte ihn hier treffen können. Doch sobald er in High Valley Fields war, konnte er ihr wieder schreiben.

29. Kapitel

Im Mai kam nach langer Zeit wieder ein Brief von Joshua. Er war nicht mehr in Camp Meade, sondern auf einer Farm in Pennsylvania, etwa zweihundert Meilen von Jacobstown entfernt. Es gehe ihm gut dort, schrieb er. Der Farmer züchtete auch Pferde, und nachdem Joshua ihm erzählt hatte, dass er Wagen baue und etwas vom Schmieden verstehe, half er dem örtlichen Hufschmied beim Beschlagen der Pferde und reparierte Wagen. Nach acht Monaten im Camp sei das Leben auf der Farm wunderbar, zumal er nicht wie ein Zwangsarbeiter behandelt wurde. Die Birdwells seien Quäker. Freundliche Leute, die jegliche Gewalt ablehnten.

Leah küsste den Brief. Joshua war nicht mehr im Militärlager, und er musste nicht nach Europa. Er war in Sicherheit und machte die Arbeit, die er liebte. Der Krieg würde nicht ewig dauern.

Im August berichtete die Zeitung über eine auffällige Häufung von Grippefällen in den Großstädten. Leah kannte sich damit nicht aus, doch Ruben Wagner meinte, es gäbe jedes Jahr eine Grippewelle in den großen Städten.

»Die Englischen leben nicht gesund. Und in diesen Wolkenkratzern mit all den Wohnungen und den vielen Menschen in den Straßen, steckt man sich leichter an als auf dem Land.«

Doch als Abraham Beiler das nächste Mal von seiner Fahrt zum Postamt zurückkehrte, brachte er auch einen Brief von Grace für Leah mit.

Ich wollte Dich eigentlich diese Woche besuchen, doch Mama ist sehr krank geworden. Der Arzt sagt, es sei eine neue Art von Grippe und dass ganz viele Leute in Jacobstown krank sind, einige sind daran gestorben. Er hat gesagt, dass ich nicht aus dem Haus gehen soll, weil nicht sicher ist, ob ich mich auch angesteckt habe. Unsere Nachbarn kaufen für uns ein und stellen uns die Lebensmittel vor die Haustür. Mama hat hohes Fieber, und sie bekommt furchtbar schlecht Luft. Der Arzt, der hier war, war übrigens dieser Freund von Richard, Denis Hunter. Erinnerst Du Dich an ihn? Er hat die Praxis von Doktor Mitchell übernommen. Ich hätte ihn fast nicht erkannt, weil er eine Maske über Mund und Nase getragen hat, gegen die Ansteckung. Sobald es Mama wieder besser geht, komme ich Dich besuchen.

Viele liebe Grüße,

Deine Grace

Leah legte den Brief weg und sprach ein Gebet für Grace und ihre Mutter.

Bei der nächsten Gemeeh kamen die Fishers ohne Selma, und auch Johanna Graber und Gideon Shrock fehlten. Alle drei lagen mit Fieber, Husten, Kopf- und Gliederschmerzen im Bett.

Während des Liebesmahls begann Sarah, die Frau von Bischof Zooks ältestem Sohn, zu husten. Miriam Zook klopfte ihr sanft auf den Rücken, doch Sarah hustete immer stärker. Ihr Gesicht lief rot an, sie rang nach Luft. Naomi Beiler ging zu ihr hinüber und legte ihr die Hand auf die Stirn.

»Sie ist ganz heiß. Ihr solltet sie nach Hause bringen und einen Arzt holen lassen. Und der sollte sich am besten auch die anderen Kranken ansehen.«

Sarahs Mann stand auf und brachte sie nach draußen. Naomi ging zum Tisch der Männer und flüsterte mit dem Bischof. Er nickte einige Male und erhob sich.

»Hört mir bitte zu. Einige von uns haben schon von dieser neuartigen Grippe gehört, die jetzt überall umzugehen scheint. Ich schlage vor, wir beenden das Liebesmahl und lassen das Singen heute Abend ausfallen.«

Niemand erhob Einspruch.

Zwei Tage später war Johanna Graber tot. Die Nachricht verbreitete sich schnell in der Gemeinde. Leah erfuhr es von ihrem Vater, der es von Ruben Wagner gehört hatte. Fassungslos saß die Familie beim Abendessen.

»Sie war doch noch jung und kerngesund«, sagte Katie. »Wie kann es sein, dass man so schnell an einer Grippe stirbt?«

Maria schüttelte den Kopf, in ihren Augen schimmerten Tränen. »Ich verstehe es auch nicht.«

»Weiß jemand, wie es den anderen Kranken geht?«, fragte Leah.

»Sarah Zook liegt mit hohem Fieber im Bett«, sagte Elias. »Ruben hat gesagt, dass der Bischof sich auch nicht wohl fühlt. Trotzdem ist er zu den Grabers gegangen, um ihnen Beistand zu leisten. Von Gideon habe ich nichts gehört.«

Am nächsten Morgen klagte Katie über Kopfschmerzen. Maria schickte sie sofort zurück ins Bett. »Du bleibst liegen. Leah und ich kümmern uns um die Kinder.«

»Ich hole den Arzt«, sagte Elias. »Ich reite zu der Telefonzelle auf dem Land der Brennemanns.«

Er wollte sofort aufbrechen, doch Dave hielt ihn zurück. »Vor acht Uhr wird der Doktor nicht arbeiten. Du kannst noch frühstücken.«

Nach dem Frühstück sah Maria nach Katie.

»Es geht ihr schlecht. Sie hat Fieber und Schüttelfrost. Ich mache ihr Wadenwickel.«

Leah setzte sich mit den Kindern in die Stube und erzählte ihnen Geschichten.

Dr. Hunter kam am späten Nachmittag. »Entschuldigen Sie bitte, es ging nicht schneller. Ich komme mit den Besuchen kaum nach.«

Er trug eine Stoffmaske vor Mund und Nase. Unter seinen Augen lagen dunkle Ringe, er wirkte erschöpft.

»Wer ist bei Ihnen krank und seit wann?«

»Meine Frau«, antwortete Elias. »Seit heute Morgen. Gestern ging es ihr noch gut.«

Dr. Hunter nickte. »Das ist typisch für die Spanische Grippe. Die Leute erkranken innerhalb

von Stunden. Bringen Sie mich zu ihr, aber ziehen Sie bitte diese Maske auf. Und auch alle anderen sollten immer eine Maske tragen, wenn sie ins Krankenzimmer gehen.« Er blickte in die Runde. Als er Leah ansah, weiteten sich seine Augen. »Leah?«

»Hallo Denis.«

An seinen Augen erkannte sie, dass er lächelte. Dann legte er einige Stoffmasken auf den Tisch.

»Jeder benutzt bitte immer nur seine Maske. Sie schützen vor Ansteckung. Und jetzt möchte ich die Kranke sehen.«

»Ich bringe dich zu ihr«, sagte Leah und setzte die Maske auf.

Trockener Husten empfing sie, als sie das Schlafzimmer von Katie und Elias betraten. Katies Gesicht war vom Fieber gerötet, ihre Lippen waren bläulich verfärbt.

Denis stellte sich vor und bat sie, sich aufzusetzen. Mit einem Stethoskop hörte er ihre Lunge und ihren Herzschlag ab, dann gab er ihr ein Fieberthermometer, das sie unter die Achselhöhle klemmte.

»Was ist die Spanische Grippe?«, fragte Leah.

»Das wissen wir noch nicht genau. Die Krankheit ist plötzlich aufgetreten. Es gab im Frühjahr schon eine Grippewelle, aber die war nicht so schlimm. Jetzt geht es viel schneller. Völlig gesunde Leute werden innerhalb eines Tages schwer krank und – « Er räusperte sich und ließ sich das Thermometer wiedergeben. »Neununddreißig Komma neun Grad Fieber, und die Lunge ist betroffen.«

Er legte Katie die Hand auf die Stirn. »Sie bleiben im Bett. Ich sehe in zwei Tagen wieder nach Ihnen. Solange verlassen Sie bitte nicht dieses Zimmer, vielleicht können wir verhindern, dass sich noch mehr anstecken.«

Er trat zum Waschtisch und wusch sich lange die Hände. Dann wandte er sich an Leah. »Jeder, der das Zimmer betritt, muss eine Maske tragen und sich anschließend die Hände waschen. Das Geschirr, das sie benutzt, muss sofort danach gespült werden, so heiß wie möglich.«

Er ging zur Tür, holte eine Flasche und ein Tuch aus seiner Tasche, goss die Flüssigkeit auf das Tuch und rieb die Türklinke ab. Der beißende Geruch von Alkohol füllte den Raum.

»Das solltet ihr mit allen Türklinken im Haus machen. Es muss kein reiner Alkohol sein, irgendein Schnaps tut es auch.«

Leah folgte ihm nach draußen. Unten bat er alle Familienmitglieder in die Stube.

»Sie hat die Spanische Grippe. Diese Krankheit ist sehr ansteckend und äußerst gefährlich. Wie ich gehört habe, gibt es in Ihrer Gemeinde bereits zwei Todesfälle.«

»Zwei?«, fragte Leahs Vater entsetzt. »Ich weiß nur von Johanna Graber.«

»Heute Morgen ist ein junger Mann gestorben, die Familie heißt Lehmann, glaube ich. Ich

fürchte, es werden nicht die letzten Todesfälle bleiben. In der Stadt gibt es bereits fünfzehn Fälle, und ich habe gehört, in Philadelphia können sie keine Särge mehr liefern. So etwas haben wir noch nie erlebt. Deshalb ist es wichtig, dass Sie alle Vorsichtsmaßnahmen treffen.« Er wiederholte, was er schon Leah erklärt hatte, und fuhr dann fort: »Am besten wäre es, wenn sich nur eine Person im Haushalt um die Kranke kümmert und ihr Zimmer betritt. Alle anderen sollten sich fernhalten.«

»Ich mache das«, sagte Leah. »Mama kann sich besser um Katies Kinder und den Haushalt kümmern als ich.«

Ihr Vater stimmte zu.

Denis wandte sich wieder an Leah. »Dann solltest du keine Leute außerhalb der Familie treffen, keine Versammlungen besuchen und keine Mahlzeiten mit anderen Familien einnehmen. Am besten wäre es, wenn Sie sich alle daran halten. Das habe ich auch den anderen betroffenen Familien hier schon gesagt.«

»Es gibt noch mehr?«, fragte Maria.

Denis nickte. »Ja, leider. Ich war auf drei Höfen, bevor ich zu Ihnen gekommen bin. Deshalb mein dringender Rat: Bleiben Sie unter sich. Ich weiß, dass es gegen Ihre Tradition ist, aber Gottesdienste und vor allem die gemeinsame Mahlzeit anschließend sorgen für eine Verbreitung der Grippe. Und nun zur Behandlung: Legen Sie ihr Senfpflaster auf die Brust, so heiß, wie sie es aushalten kann. Sie müssen alle drei Stunden gewechselt werden. Gegen das Fieber machen Sie Wadenwickel. Sirup aus Zwiebel und Knoblauch hilft gegen den Husten. Haben Sie Thymian im Haus?«

»Ja«, sagte Maria.

»Kochen Sie Tee aus Thymian, Kamille und Salbei. Sie soll viel davon trinken und es auch mehrmals am Tag inhalieren.«

Elias trat vor. »Wie schlimm ist es?«

»Es lässt sich kaum voraussagen. Diese Krankheit ist unberechenbar. Normalerweise sterben an der Grippe alte Menschen oder sehr kleine Kinder, doch dieses Mal trifft es hauptsächlich junge Leute, zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt. Die meisten sterben an einer Lungenentzündung. Ihre Frau hat noch keine. Wenn sie die nächsten drei Tage übersteht, sind die Chancen, dass sie wieder gesund wird, sehr gut.«

Leah begleitete ihn zur Tür.

»Ich habe mich gefreut, dich wiederzusehen«, sagte er. »Auch wenn die Umstände nicht schön sind. Geht es dir sonst gut?«

»Ja, bisher ging es mir gut. Und dir?«

»Mir auch. Rose und ich haben vor Kurzem geheiratet.«

»Wie schön, herzlichen Glückwunsch.«

Also lebte Rose jetzt auch in Jacobstown. Ob es ihr wohl gefiel, die Frau eines Landarztes zu

sein?

Sie verabschiedeten sich.

»Du kennst den Doktor?«, fragte ihr Vater, als sie in die Stube zurückkehrte.

»Ich habe ihn Anfang des Jahres kennengelernt.«

»Ach so.« Er fragte nicht weiter.

Maria bereitete das Senfpflaster und die Wadenwickel vor, und Leah brachte alles nach oben.

Am Freitagabend kam Denis Hunter wieder, um nach Katie zu sehen. Das Fieber war gesunken, doch sie hatte immer noch heftige Glieder- und Kopfschmerzen und war völlig erschöpft. Sie aß kaum etwas, doch Leah schaffte es, ihr viel Tee einzuflößen.

»Das Schlimmste hat sie überstanden«, sagte Denis. »Wenn sie jetzt keine Lungenentzündung bekommt, erholt sie sich. Sie muss mindestens noch eine Woche im Bett bleiben.«

Das hätte er nicht sagen müssen, Katie war gar nicht in der Lage, das Bett länger zu verlassen. Sie schaffte es gerade eben, den Nachtopf zu benutzen.

»Wie geht es dir und dem Rest der Familie?«, fragte Denis, bevor er ging.

»Es geht uns allen gut.«

»Kein Kratzen im Hals, Kopfschmerzen, Hitzewallungen?«

»Nein, bisher nicht.«

»Gut. Sollten bei irgendeinem von euch diese Symptome auftreten, soll derjenige sich sofort hinlegen. Beachtet bitte weiterhin alle Vorsichtsmaßnahmen. Es gibt neue Krankheitsfälle in der Gemeinde.«

Das wusste Leah. Sarah Troyer, die Lehrerin, Michael Baumgartner und Agnes Swartzentruber waren krank. Solche Nachrichten verbreiteten sich schnell. Auch dass es Selma Fisher besser ging, aber dass nun ihr Vater krank war.

»Ich denke, ich muss nicht mehr kommen«, sagte Denis. »Sollte es ihr schlechter gehen, ruf mich an.«

Leah nickte. »Weißt du vielleicht, wie es Mrs. Halsey aus der Rose Alley geht? Ihre Tochter hat mir geschrieben, dass sie krank war.«

Er schüttelte den Kopf. »Es gibt so viele Fälle in der Stadt, Dr. Mitchell und ich wissen gar nicht mehr, wen wir behandelt haben. Aber ich kann in unseren Patientenakten nachschauen und lasse es dir dann ausrichten, wenn ich das nächste Mal auf einem der Höfe hier bin.«

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Jetzt muss ich weiter.«

Leah blieb an der Tür stehen und sah ihm nach, als er zu seinem Wagen ging. Er bewegte sich langsam, mit schleppenden Schritten, wie jemand, der mit seinen Kräften am Ende ist.

Sie dachte an Joshua. Wenn es hier so viele Kranke gab, wie war es dann in Rosedale? Bisher hatte er nichts von der Grippe geschrieben, doch das musste nichts heißen, so schnell, wie sich die Krankheit verbreitete.

Johanna Graber und Jonas Lehmann wurden drei Tage später, an einem Samstag, beerdigt. Leah nahm nicht daran teil, sie blieb bei Katie, der es inzwischen etwas besser ging. Auf die dringende Bitte von Doktor Hunter verzichteten die trauernden Familien auf den Leichenschmaus.

Einer der Ältesten hatte die Predigt auf dem Friedhof gehalten, und danach seien die Leute nach Hause gegangen. Aus beinahe jeder Familie habe jemand wegen Krankheit gefehlt, erzählte ihr Vater anschließend.

»Bischof Zook war sehr blass, und ich hatte das Gefühl, es geht ihm gar nicht gut.«

Am nächsten Morgen kam Samuel auf den Mühlenhof.

»Ich wollte euch Bescheid geben, dass Deborah krank ist«, sagte er. »Es kam ganz plötzlich. Gestern Abend ging es ihr noch gut, und heute Morgen bekam sie plötzlich hohes Fieber.«

Eine Gänsehaut überlief Leah. Ihre Schwester. Die kleine Rebecca war gerade mal acht Monate alt.

»Braucht ihr Hilfe?«

»Wir kommen zurecht. Mutter kümmert sich um die Kleine und Deborah.«

Leah schüttelte den Kopf und erzählte ihm, was Doktor Hunter bei seinem ersten Besuch gesagt hatte. Ihre Mutter schaltete sich ein: »Es ist besser, wenn ihr Rebecca zu uns bringt. Ich kann mich auch um sie kümmern.«

»Aber du kümmerst dich doch schon um Katies Kinder.«

»Und? Ich habe acht Kinder großgezogen, da werde ich doch mit vieren zurechtkommen. Hier ist sie besser aufgehoben.«

»Danke«, sagte Samuel. »Ich bringe sie später zu euch.«

Maria widersprach. »Nein, ich hole sie. Gideon, spann den Zweisitzer an, ich fahre zu den Wagners. Du fährst schon mal vor und sagst Joanna, sie soll alles für die Kleine zusammenpacken.«

30. Kapitel

Leah saß in ihrem Zimmer am Tisch und schrieb an Joshua. Besser gesagt, sie versuchte es. Es war schon das dritte Mal, dass sie anfang. Sie suchte nach den richtigen Worten. In seinem letzten Brief hatte er gefragt, ob es auch in der Gemeinde Grippefälle gab. Auf dem Hof, auf dem er arbeitete, gebe es keine, aber der Nachbarhof sei betroffen.

Leah wollte ihn nicht beunruhigen. Wenn sie von Katie und Deborah schrieb, würde er sich Sorgen machen. Doch er konnte ja nicht helfen. Aber lügen wollte sie auch nicht. Jetzt verstand sie, warum seine Briefe aus Camp Meade so seltsam gewesen waren. Ihm war es sicher genauso gegangen wie ihr jetzt.

Schließlich schrieb sie ihm, dass es einige Grippefälle in der Gemeinde gab, ohne Namen zu nennen, und versicherte ihm, dass es ihr selbst gut ging. Auch Deborah erwähnte sie nicht. Sie war überzeugt, dass auch seine Eltern zunächst nichts über Deborahs Erkrankung oder die Todesfälle in der Gemeinde schreiben würden.

Zehn Tage waren vergangen, seit Katie krank geworden war. Inzwischen ging es ihr besser, auch wenn sie kaum Kraft hatte, um aufzustehen. Elias hatte den Schaukelstuhl ins Schlafzimmer gebracht, und sie saß jeden Tag ein bis zwei Stunden in Decken gehüllt am Fenster und sah hinaus. Wenn die Sonne schien, öffnete Leah das Fenster. Denis Hunter war doch noch mal vorbeigekommen und hatte gesagt, dass frische Luft gut für sie sei und auch, dass sie sich bewegen sollte, soweit sie die Kraft dazu hatte.

»Sie sollen sich nicht überanstrengen, aber für Ihre Lunge ist es besser, wenn Sie nicht nur liegen.«

Er hatte sich für Leah nach den Halseys erkundigt, doch die Nachrichten waren nicht gut. Mrs. Halsey sei an der Grippe verstorben, Grace sei erkrankt und in ein Hospital gebracht worden. Er wusste nicht, in welches.

Leah kämpfte mit den Tränen. Mrs. Halsey tot und Grace im Krankenhaus, alleine, ohne jemanden, der ihr beistand, der ihre Hand hielt und sie tröstete. Das Einzige, was sie jetzt tun konnte, war, für Grace zu beten. Für sie, für Deborah und alle anderen, die betroffen waren.

Samuel kam jeden Tag vom Wagnerhof. Er betrat das Haus nicht. Eine Sicherheitsmaßnahme, die Dr. Hunter empfohlen hatte. Deborah ging es unverändert. Sie hatte hohes Fieber, und alles tat ihr weh, aber bisher hatte sie keine Lungenentzündung. Nach vier Tagen berichtete er, dass das Fieber zurückging. Leah atmete auf. So war Deborah wohl außer Gefahr.

Bisher waren weder auf dem Mühlenhof noch bei den Wagners neue Fälle von Grippe aufgetreten. Aber die Welle war noch nicht gebrochen. In vielen Familien der Gemeinde gab es Kranke. Sarah Troyer war gestorben.

In den Zeitungen, die Samuel bei seinen Besuchen mitbrachte, waren die Nachrichten noch schlimmer.

Siebzig Fälle von Influenza in Middletown lautete die Schlagzeile auf der ersten Seite vom »Harrisburg Telegraph«.

Leah stutzte. Middletown? Das war nur ein paar Meilen von Harrisburg entfernt. Und in der Nähe der Bell-Steel-Werke.

Sie las weiter. Die Krankheit war in einem Lager bei einem Militärflugplatz ausgebrochen. Man versuche alles, um die Situation unter Kontrolle zu bringen. Das staatliche Gesundheitsamt hatte eine Quarantäne verhängt und jegliche Art von Versammlungen verboten. Gottesdienste waren verboten. Gaststätten, Kneipen, Theater, Tanzkaffees waren geschlossen, Footballspiele abgesagt, und Beerdigungen durften nur noch im Kreise der engsten Angehörigen stattfinden. Die Verkäufer in den Läden waren verpflichtet, Masken zu tragen. Auf der zweiten Seite stand ein dringender Appell der Telefongesellschaft von Pennsylvania, nur lebenswichtige Anrufe zu machen, da sechzig Angestellte erkrankt waren und der Betrieb nur mit wenigen Leuten aufrechterhalten wurde.

Zwischen den Artikeln stand der Aufruf an alle, möglichst zu Hause zu bleiben und Maske zu tragen, sobald man das Haus verließ.

Erschüttert ließ Leah die Zeitung sinken. Es war schlimmer, als sie gedacht hatte. Sie blätterte weiter. Auf den nächsten Seiten waren die üblichen Werbeanzeigen für Kleider, Schuhe und andere Dinge. Auf der vorletzten Seite gab es eine Spalte mit der Überschrift: *Verstorben*.

Es standen ungewöhnlich viele Namen dort. Leah wollte weiterblättern, als ihr Blick an einem Namen hängenblieb.

Bellamy – Lillian M. Bellamy, gestorben im Harrisburg Hospital am 17. Oktober um vier Uhr im Alter von einundzwanzig Jahren. Die Beerdigung findet am 21. Oktober im engsten Familienkreis statt.

Also waren auch die Bellamys nicht verschont geblieben. War Lillian das einzige Opfer der Grippe innerhalb der Familie? Lebte Richard noch? Sicher war er als Soldat in Europa. Sie hatte lange nicht mehr an ihn oder Lillian gedacht. Jetzt sah sie die beiden vor sich, wie an dem Tag, an dem sie sie kennengelernt hatte. Lillian mit dem silberblonden Haar, den schmal gezupften Augenbrauen, die Lippen blutrot geschminkt, eine Zigarettenspitze in der Hand. Richard, blond und blauäugig, den kleinen Schnurrbart über den schmalen Lippen. Er sehe aus wie Douglas Fairbanks, hatte Grace gesagt.

Grace, von der Leah auch nicht wusste, ob sie noch lebte. Was war das für eine grausige Krankheit, die so viele Opfer forderte?

Sie schlug die Zeitung zu und legte sie zu den anderen auf die Bank am Fenster.

Katie durfte nun immer länger aufstehen und das Zimmer verlassen. Immer noch war sie sehr erschöpft und musste sich oft ausruhen. Aber da war noch mehr als Erschöpfung. Sie hatte sich verändert. Ihre Fröhlichkeit, ihr zupackendes Wesen waren verschwunden. Wenn sie wach war, saß sie in der Stube und starrte vor sich hin. Sie spielte nicht mit ihren Kindern, sie reagierte nur auf sie, wenn sie von ihnen angesprochen wurde. Manchmal glitt dann auch ein Lächeln über ihr Gesicht.

»Sie ist ganz anders«, sagte Elias. »Als würde sie in ihrer eigenen Welt leben. Sie redet nur, wenn man sie anspricht, und sie tut auch nichts. Ich meine gar nicht, dass sie im Haushalt helfen soll oder so. Aber wenn sie früher in der Stube gegessen hat, hat sie immer gestrickt

oder genäht. Ich habe sie so gut wie nie ohne ihre Handarbeit gesehen.«

»Sie war sehr krank«, antwortete Maria. »Vielleicht braucht sie einfach mehr Zeit.«

»Ich weiß, dass sie sich erholen muss. Aber ich habe das Gefühl, sie lebt gar nicht mehr mit uns. Sie ist wie eine Puppe. Wenn man ihr sagt, was sie tun soll, dann macht sie es. Doch von ihr kommt nichts. Die Kinder verstehen es nicht. Sie glauben, ihre Mama hat sie nicht mehr lieb.«

Auch Debroah hatte die Grippe überstanden und befand sich auf dem Weg der Besserung, doch sie war nicht teilnahmslos. Im Gegenteil, Samuel musste sie bremsen, damit sie sich nicht überanstrengte. Sie verbrachte viel Zeit mit Rebecca, spielte mit ihr, freute sich an ihren ersten Schritten.

Also musste Katies Zustand einen anderen Grund haben.

Leah ging zur Telefonzelle, rief Denis Hunter an und beschrieb ihm Katies Zustand.

»Das höre ich nicht zum ersten Mal«, sagte er. »Viele Genesene verhalten sich so. Vielleicht ahnen wir gar nicht, wie sehr die Grippe sie mitgenommen hat. Man kann nichts anderes tun als abzuwarten.«

Der Schlachtmonat November kam. Die Hochleitners hielten kein Schlachtvieh, sie kauften ein Schwein von den Kaufmanns. Jetzt im Winter wurde nicht gebaut, so stand die Sägemühle still, und Dave, Elias und Gideon halfen den Kauffmanns beim Schlachten und Wurstern.

An einem Donnerstag saß Leah abends mit einem Brief von Joshua auf der Bank neben dem Ofen in der Stube. Fröstelnd zog sie die Schultern hoch. Kalt war es heute. Katie saß im Lehnssessel und döste, ihre Mutter stopfte Socken, ihr Vater besserte ein gerissenes Zaumzeug aus, und Elias las Zeitung, wobei er immer wieder aufblickte und Katie ansah.

Joshua schrieb von seinem Leben in Rosedale. Es gefiel ihm immer noch. Er erzählte von seiner Arbeit, von den Pferden und der Familie. So ausführlich hatte er nicht geschrieben, als er noch in Camp Meade gewesen war. Zum ersten Mal glaubte Leah ihm, dass es ihm gut ging.

Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen, sie blinzelte. An welcher Stelle im Brief war sie gewesen? Ah, hier, wo er über einen Kaltbluthengst berichtete.

Ein so großes Pferd habe ich noch nie zuvor gesehen.

Ihre Gedanken schweiften ab. Immer noch war ihr kalt. Sie holte sich eine der Woldecken von der Bank und legte sie über ihre Beine.

Ihre Mutter sah auf. »Du frierst?«

»Ja, es ist kalt heute Abend. Vielleicht kann Papa noch mal Holz nachlegen.«

»Das habe ich vorhin erst gemacht«, antwortete ihr Vater. »Ich finde nicht, dass es kalt ist.«

Leah zuckte mit den Schultern und blickte auf das Blatt vor sich. Schon wieder hatte sie die

Zeile verloren. Worüber hatte sie zuletzt gelesen? Was war nur los mit ihr? Normalerweise ließ sie sich von nichts und niemandem von Joshuas Briefen ablenken. Aber sie war furchtbar müde. Die letzten Wochen waren wohl doch anstrengender gewesen, als sie gedacht hatte. Erst die Sorgen um Katie, dann um Deborah, dazu die ständige Anspannung.

Sie ließ den Brief sinken und rieb sich über die Augen. Ihre Mutter runzelte die Stirn. »Geht es dir nicht gut?«

»Doch, eigentlich schon, ich bin nur sehr müde. Ich gehe zu Bett. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Leah zündete eine Kerze an und stieg die Treppe hinauf. In ihrem Zimmer zog sie ihre Kleider aus und ihr Nachthemd an. Sie war zu müde, um sich zu waschen, sie würde ausnahmsweise gleich ins Bett gehen. Sie pustete die Kerze aus und schlüpfte unter die Decke.

Trotz ihrer Müdigkeit schlief sie nicht ein. Sie fror immer noch, und es wollte einfach nicht warm werden. Sie hätte sich eine Wärmflasche mitnehmen sollen. Zitternd zog sie die Knie an den Körper. Als sie endlich einschlummerte, träumte sie wirres Zeug.

Irgendwann erwachte sie. Jeder Muskel in ihrem Körper schmerzte, ihr Kopf dröhnte, das Atmen tat ihr weh. Und plötzlich war alles klar: Sie war krank. Sie hätte es viel früher merken müssen, sie kannte doch die Symptome. Was sollte sie nun tun? Aufstehen und um Hilfe bitten? Doch als sie sich aufsetzte, schüttelte ein Hustenanfall sie und nahm ihr den Atem. Als er endlich vorbei war, hatte sie nicht genug Kraft, um aufzustehen. Keuchend lag sie im Bett, schwitzte und fror gleichzeitig. Sie dachte an Johanna, die innerhalb von zwei Tagen an der Spanischen Grippe gestorben war, und an Jonas Lehmann, bei dem es nur Stunden gedauert hatte. Es lag in Gottes Hand, ob sie sterben würde oder nicht. Sie versuchte, ihre Gedanken zu sammeln, um zu beten, doch in ihrem Kopf tanzten Bilder. Sie sah Richard, der sie anlächelte und nach ihrer Hand griff. Sie stand mit Grace in deren Zimmer und probierte englische Kleidung an. Ob ihr Hut wohl noch dort lag? Dann erschien Joshuas Gesicht, seine grauen Augen, die manchmal hellgrau oder blau wirkten, dann wieder dunkelgrau. Wenn sie jetzt starb, würde sie ihn erst im Himmel wiedersehen. Sie flüsterte seinen Namen. Dann dachte sie an ihre Eltern. Ihren Schmerz, wenn sie sie morgen tot im Bett fänden. Das Bett schien sich zu drehen, die Wände kamen auf sie zu und entfernten sich wieder. Die Holzmaserung bildete Fratzen, die sie verhöhnten. Sie schloss die Augen. Die Kopfschmerzen steigerten sich ins Unerträgliche, und ihr ganzer Körper brannte. Sie hörte jemanden stöhnen.

»Mama, Mama.«

Ein schwarzes Loch tat sich auf, und sie stürzte hinein. Sie fiel und fiel, und mit ihr fielen Sterne.

Doch plötzlich packte jemand sie am Arm und bremste ihren Sturz. Sie schrie vor Schmerz.

»Leah!« Etwas Eiskaltes berührte ihre Stirn. »Leah, um Himmels willen.« Die Stimme kannte sie.

»Mama.« Sie blinzelte. Das Gesicht ihrer Mutter schwebte über ihr. »Kind, du glühst.« Das Gesicht verschwand, und kurze Zeit später lag ein nasses Tuch auf ihrer Stirn. Sie schloss die

Augen wieder. Ihre Mutter war da. Sie würde ihr helfen.

»Dave, komm schnell. Leah ist krank. Wir brauchen nasse Tücher.«

Die nächste Schmerzwelle überrollte sie. Die Stimmen verschwammen. Sie spürte noch, wie jemand ihr das Nachthemd auszog, dann wurde es dunkel.

Es gab nur Dunkelheit und Schmerz. Ab und zu drangen Stimmen an ihr Ohr, sie spürte Hitze auf ihrer Brust und Kälte an ihren Beinen. Irgendwann richtete sie jemand auf und flößte ihr eine heiße süße Flüssigkeit ein. Jede Bewegung und jeder Atemzug taten weh, sie jammerte leise.

»Du musst trinken!«

Leah öffnete die Augen. Ihre Mutter saß an ihrem Bett, eine Maske vor Mund und Nase. Hinter ihr stand noch jemand. Ein Mann. Auch er trug eine Maske. Jetzt trat er zu ihr und legte etwas auf ihre Brust. Ein Stethoskop. Ein Name tropfte in ihr Gedächtnis. Denis, der Arzt. Er hörte ihre Brust ab, dann ihren Rücken. Danach durfte sie sich endlich wieder hinlegen. Ihre Mutter blieb bei ihr und hielt ihre Hand.

In der Dunkelheit, die sie immer wieder umfing, gab es keine Zeit. Menschen kamen und gingen, unterschiedliche Stimmen, männliche und weibliche, drangen an ihr Ohr. Leah hörte sie, doch sie verstand nicht, was sie sprachen.

Doch irgendwann spürte sie, dass sie leichter atmete und die Schmerzen nachließen. Sie öffnete die Augen. In ihrem Zimmer war es hell. Sie war zugedeckt, jemand hatte ihr Haar zu zwei Zöpfen geflochten, die über ihrer Brust lagen. Sie blinzelte. Die hämmernden Kopfschmerzen waren fort, doch sie fühlte sich, als wäre eine Dreschmaschine über sie gerollt. Völlig zerschlagen. Aber sie lebte. Und nach allem, was sie über die Grippe wusste, hatte sie das Schlimmste überstanden.

»Ich danke dir, O Herr«, flüsterte sie.

Ihre Worte schreckten jemanden auf, der im Lehnstuhl gesessen hatte. Eine große Gestalt, die sie vorher nicht bemerkt hatte. Er erhob sich und kam zum Bett.

Leahs Herz schlug bis in den Hals. Dunkles Haar, graue Augen. »Josh ...« Ihre Stimme war kaum hörbar.

»Leah.« Er setzte sich auf die Bettkante und griff nach ihren Händen. »Du bist wach, endlich. Gott sei gedankt.«

Jetzt erst sah sie, dass er eine Maske trug. Seine Augen strahlten. »Liebste.«

»Seit wann ...?« Sie rang nach Luft. Seit wann war er hier?

»Schsch. Nicht reden. Du musst langsam machen. Ich bin seit drei Tagen hier. Du warst fast zwei Wochen schwer krank.«

Kein Wunder, dass ihre Stimme versagte.

Er streichelte ihre Wange. »Ich hole deine Mutter.«

In den nächsten Tagen ging es Leah ein wenig besser. Sie war noch so schwach, dass sie es mit Hilfe ihrer Mutter gerade mal vom Bett auf den Nachttopf und zum Waschtisch schaffte, und sie musste sehr abgemagert sein, ihre Arme und Beine waren dünn geworden. Doch ihr Appetit kam rasch wieder, und ihre Mutter versorgte sie mit ihren Lieblingsspeisen.

Das Sprechen fiel ihr zusehends leichter, auch wenn sie immer noch sehr kurzatmig war. Joshua verließ ihr Zimmer nur nachts oder wenn ihre Mutter ihr beim Waschen half und das Nachthemd wechselte. Denis Hunter hatte sie nochmals untersucht und gesagt, sie sei nicht mehr ansteckend, und so musste niemand mehr eine Maske tragen. Jetzt erst bemerkte Leah eine Narbe an Joshuas rechter Wange. Eine schmale rote Linie, die sich von seinem Wangenknochen zu seinem Mundwinkel zog. Als sie ihn fragte, was passiert sei, presste er die Lippen zusammen, bevor er sprach.

»Nachdem sie uns in Camp Meade unsere Kleider weggenommen hatten und wir dann doch die Uniformen angezogen haben, hatten einige das Problem, dass man uns nicht mehr von normalen Soldaten unterscheiden konnte. Eines Tages packten sie uns und rasierten uns die Haare ab. Dabei ist dem Mann, der meinen Kopf rasiert hat, das Messer ausgerutscht.«

Entsetzt starrte Leah ihn an. »Aber warum? Man hat euch gezwungen, Uniform zu tragen, und dann fand man es nicht passend, dass ihr ausgesehen habt wie alle anderen?«

»Nun, man musste doch sicher sein, dass man die Richtigen verhöhnt und drangsaliert.« Seine Augen waren so dunkel, dass sie fast schwarz wirkten.

»Was haben sie euch angetan?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich möchte lieber nicht darüber reden. Vielleicht später einmal. Wenn alles nicht mehr so frisch ist.«

Irgendwann fragte sie ihn, wann er zurück nach Rosedale müsse.

Verwundert sah er sie an. »Gar nicht mehr. Ich bin entlassen.«

»Entlassen? Wieso?«

Er stutzte, dann warf er den Kopf zurück und lachte.

Leah starrte ihn an. War er verrückt geworden? »Was gibt es denn zu lachen?«

Er wurde ernst und sah sie beinahe schuldbewusst an. »Liebste Leah. Hat dir noch niemand gesagt, dass der Krieg zu Ende ist?«

»Was?« Ruckartig fuhr sie hoch. »Seit wann?«

»Am 13. November wurde ein Waffenstillstand geschlossen.«

Sie ließ sich zurücksinken. »Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass wir am 7. November geschlachtet haben. An diesem Abend bin ich krank geworden.«

»Das ist über drei Wochen her.«

»Der Krieg ist vorbei.« Tränen traten ihr in die Augen. »Du musst nicht mehr fort.«

Er nahm sie in die Arme. »Nein, ich muss nicht mehr fort. Wir können heiraten, sobald du dich kräftig genug fühlst. Wenn du willst.«

»Und ob ich will.« Sie streichelte sein Gesicht, spürte die Narbe unter ihren Fingerspitzen. Sie hatte akzeptiert, dass er nicht über das reden wollte, was in Camp Meade passiert war. Irgendwann würde er es vielleicht erzählen.

31. Kapitel

Bischof Zook hatte Joshua um ein Gespräch gebeten, sobald feststand, dass Leah nicht mehr ansteckend war. Mittlerweile waren auch Simon und Daniel heimgekehrt. Simon war in Ohio auf einem Mennoniten Hof gewesen und Daniel auf einer Farm in Iowa, und so wurde ein Treffen der drei jungen Männer mit dem Bischof und den Ältesten im Hause des Bischofs vereinbart.

Joshua ging zu Fuß. Er wollte darüber nachdenken, was er bei dem Treffen sagen würde. Sollte er erzählen, was man ihnen angetan hatte? Niemand hatte ihn und die anderen darauf vorbereitet, was es wirklich bedeutete, den Kriegsdienst zu verweigern. Wie auch, keiner hatte geahnt, wie es in den Militärlagern zuging. Dass sie zwar per Gesetz und auf dem Papier im Recht waren, dass die Soldaten und ihre Offiziere sich aber nicht um Recht und Gesetz scherten.

Der Bischof und die Ältesten erwarteten sie schon. In der Stube war es warm, es duftete nach Kaffee.

»Willkommen zurück«, empfing Bischof Zook sie. »Dem Herrn sei Dank, dass er euch unbeschadet nach Hause gebracht hat.«

Joshua tauschte Blicke mit Daniel und Simon. Unbeschadet? Keiner von ihnen war unbeschadet.

Enos Grabill ergriff das Wort. »Auch von mir ein herzliches Willkommen. Wir sind hier, um mit euch über eure Erfahrungen zu reden. Doch zuerst wollen wir beten.« Er neigte den Kopf, und alle taten es ihm nach.

Nach dem Beten setzten sie sich alle an den Tisch. Die drei Ältesten auf die eine Seite, Joshua, Simon und Daniel ihnen gegenüber. Peter Zook nahm an der Stirnseite Platz. Miriam und Sarah schenkten Kaffee ein und zogen sich dann zurück. »Wir haben natürlich während eurer Abwesenheit mit euren Eltern gesprochen und so erfahren, dass es wohl nicht einfach für euch war«, begann Eli Weaver. »Und wir sind sehr froh, dass ihr so stark im Glauben gewesen seid. Nun möchten wir gerne von euch hören, wie es euch ergangen ist.«

Simon und Daniel blickten Joshua an, also begann er. Zunächst erzählte er, wie man sie empfangen hatte und sie zum Einkleiden geschickt worden waren.

»Ihr habt die Uniform nicht getragen«, sagte Enos Grabill. »Sehr gut.«

Simon errötete und senkte den Blick. Joshua sprach weiter. Erzählte von den Schikanen, davon, dass sie keine Kleidung zum Wechseln hatten und wie ihnen ihre durchnässten Sachen gestohlen worden waren.

»Danach hatten wir die Wahl, nackt zu bleiben oder Uniform zu tragen.«

Eli Weaver runzelte die Stirn. »Was habt ihr getan?«

»Die Uniform angezogen. Anders hätten wir den Winter nicht überlebt.«

»Also seid ihr wankend geworden in eurem Glauben und habt euch gemein gemacht mit dem

Unreinen.«

»Bruder Eli, wir sind noch nicht so weit«, unterbrach der Bischof ihn. »Lass sie erst einmal weiterreden.«

»Wankend geworden?« Joshua bohrte seinen Blick in den von Eli Weaver. »Wir haben keine Waffen getragen, wir haben uns geweigert zu exerzieren. Eine Uniform ist nur ein Kleidungsstück. Es tötet nicht, es schadet niemandem. Wenn ich mich im Winter verirre und Angst haben müsste zu erfrieren, würde ich auch einen Mantel nehmen, den mir ein Engländer anbietet. Habt ihr nicht Medikamente, Masken und Hilfe von den Englischen angenommen, als die Grippe umging?«

Peter Zook hob die Hände. »Sachte, Joshua, ich verstehe deinen Standpunkt, und wir sind nicht alle der Meinung wie Bruder Eli.«

Joshua atmete tief durch.

Daniel ergriff das Wort. Er schilderte, wie man ihnen die Köpfe geschoren hatte. Joshua dachte an das Kreuz, das der Soldat in Daniels Kopfhaut geschnitten hatte. An dieser Stelle war sein Haar nicht nachgewachsen. Man sah es jedoch kaum, weil er die Haare wieder lang trug und sie die Stelle verdeckten.

Erschütterung spiegelte sich in den Mienen der Älteren. Noah Bender schüttelte den Kopf. »Das ist unfassbar. Es wurde immer behauptet, man würde die Kriegsdienstverweigerer gut behandeln.«

»Das war noch nicht das Schlimmste«, sagte Daniel und berichtete mit bebender Stimme von der Scheinhinrichtung.

Joshuas Hände zitterten, Daniels Worte schickten ihn zurück in jene Nacht, als man sie aus dem Bett gezerrt hatte. Er stand wieder mit verbundenen Augen im Regen, spürte die Kälte der Wand hinter sich im Rücken, hörte das Klicken, als die Gewehre entsichert wurden, und dann das Gelächter der Männer, als sie fortgingen. Er hob die Hand an den Mund und biss in den Daumenballen, um die Bilder zu verdrängen. Der Schmerz holte ihn zurück in die Gegenwart. Er sah in die entsetzten Gesichter von Bischof Zook und den anderen.

Daniel konnte nicht weitersprechen. Joshua räusperte sich und fuhr fort. »Danach haben sie wohl begriffen, dass wir nicht kämpfen werden, egal was sie tun. Es wurde besser. Irgendwann haben sie uns angeboten, als Nichtkämpfer in landwirtschaftlichen Betrieben zu arbeiten oder in Europa beim Straßenbau zu helfen oder wegen Desertion zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt zu werden. Ich habe mich für die Landwirtschaft entschieden. Ich war dann für sechs Monate auf einem Hof in Rosedale.«

»Ich war auf einer Mennonitenfarm in Ohio«, sagte Daniel.

»Und ich in Iowa«, fügte Simon hinzu.

Bischof Zook räusperte sich mehrmals, bevor er sprach. »Wie hat man euch dort behandelt?«

»Gut«, sagte Joshua, und die anderen beiden nickten.

»Ich bin tief erschüttert«, sagte Bischof Zook. »So etwas hätte ich niemals erwartet. Es gab

einen Befehl vom Kriegsminister im September 1917, der jegliche strafende Härte gegenüber den Verweigerern verbot.«

»Was man unter strafender Härte versteht, ist wohl Auslegungssache«, sagte Joshua. »Ich habe den Bericht von Major Walter Kellogg gelesen.« Er holte den Zeitungsartikel, den er ausgeschnitten hatte, aus der Tasche und las vor. »Er schreibt: ›Im Allgemeinen wurden die Schikanen im Geiste des Späses unternommen; sie haben den Verweigerern im Großen und Ganzen sehr wahrscheinlich wenig Schaden zugefügt, sosehr sie auch gegen die Vorschriften des Departements und die Disziplin der Armee verstoßen haben mögen. In der Tat ist es ein großes Verdienst der Armee, dass sie nicht viel häufiger vorkamen.« Er legte den Zeitungsausschnitt auf den Tisch. »Sie haben uns nicht aus Spaß schikaniert, sondern weil sie unseren Willen brechen wollten. Ein Soldat hat mir gesagt, dass es eine Anweisung gab, uns zu ›überzeugen‹, doch Dienst mit der Waffe zu tun.« Er trank einen Schluck Kaffee, dann sprach er weiter. »Wir hatten keine Ahnung, was uns erwartet, als wir ins Lager gegangen sind und uns dort als Kriegsdienstverweigerer gemeldet haben.«

Weaver ergriff das Wort. »Aber ihr hattet die Vorgaben der Dienerversammlung. Wenn Amische zum Militärdienst einberufen werden, sollten sie sich bei der Behörde melden und ihr demütig mitteilen, dass sie unter keinen Umständen in einen Dienst unter dem militärischen Arm der Regierung einwilligen können, weder als Kämpfer noch als Nichtkämpfer.«

»Daran haben wir uns gehalten«, antwortete Daniel. »Wir haben es mitgeteilt. Es hat nur niemanden interessiert. Man hat unsere Weigerung, Waffen zu tragen und zu exerzieren, als Befehlsverweigerung angesehen und entsprechend bestraft.«

»Niemand hat gesagt, dass es leicht sein würde«, versetzte Weaver. »Schon unsere Vorfahren haben für ihren Glauben gelitten. Jesus spricht: Tretet der Gewalt des Feindes entgegen, und nichts wird euch schaden!«

Simons Augen blitzten zornig. »Gelitten haben wir ebenfalls.«

»Aber ihr habt euch ihnen gebeugt. Ihr habt die Uniformen angezogen und für das Militär gearbeitet.«

Joshua beugte sich vor und fixierte Weaver. »Wir haben uns nicht gewehrt, als sie uns die Augen verbunden und ihre Gewehre auf uns gerichtet haben. Wir haben alles getan, was unser Glaube erfordert. Wäre es dir lieber, *Bruder*, wir wären gestorben und die Gemeinde von Jacobstown hätte nun drei Märtyrer? Ihr habt uns im Stich gelassen. Wir haben vergeblich darauf gewartet, dass uns jemand sagt, wie wir uns verhalten sollen. Mit uns war ein junger Mennonite im Camp. Seine Bischöfe haben ihm geraten, nur einen Dienst anzunehmen, der dazu bestimmt ist, Leben zu unterstützen und zu retten und sich an keiner Arbeit zu beteiligen, die zu einer persönlichen Verletzung führen würde. Das ist ein Rat, wie ich ihn gerne von euch bekommen hätte.«

Weaver runzelte die Stirn und öffnete den Mund, doch Bischof Zook sprach zuerst. »Ich bin anderer Meinung als Bruder Eli. Ihr seid für euren Glauben eingestanden, sogar im Angesicht des Todes. Es tut mir leid, dass wir euch im Stich gelassen haben. Die Situation war neu, keiner hat geahnt, was euch dort erwartet. Ihr musstet selbst entscheiden, und ihr habt gut entschieden.«

»Diese Meinung teile ich nicht«, sagte Weaver scharf.

»Das hast du deutlich kundgetan«, erwiderte Noah Bender ruhig. »Worauf willst du hinaus?«

»Ich bin der Meinung, dass diese drei gegen die Grundsätze unseres Glaubens verstoßen haben, als sie Uniformen angezogen und auf den Farmen gearbeitet haben. Auch wenn sie niemanden getötet oder verletzt haben, war es Arbeit für das Militär, und das widerspricht dem Gebot Jesu. Ich möchte, dass wir darüber beraten.«

Bischof Zook schüttelte mit ungläubiger Miene den Kopf. »Ich fasse es nicht. Aber wenn du darauf bestehst, werden wir darüber beraten.«

Eine andere Möglichkeit hatte er nicht, das wusste Joshua. Wenn einer der Ältesten einen möglichen Verstoß gegen die Ordnung sah, musste darüber gesprochen werden, möglicherweise auch vor der gesamten Gemeinde.

Die Vorstellung, dass seine Erlebnisse in Camp Meade in einer Gemeindeversammlung besprochen werden würden, verursachte ihm Übelkeit, und er war sicher, dass es Simon und Daniel ebenso ging.

»Ihr drei könnt nach Hause gehen«, sagte der Bischof. »Die Brüder und ich besprechen diese Angelegenheit jetzt gleich.«

Sie verabschiedeten sich und verließen das Haus.

»Worauf will Bruder Eli hinaus?«, fragte Daniel. »Er kann doch nicht ernsthaft daran denken, den Bann über uns zu verhängen?«

»Ich weiß nicht, was in seinem Kopf vorgeht.« Joshua konnte es immer noch nicht fassen, dass Eli Weaver der Ansicht war, sie hätten ihr Leben wegen eines Kleidungsstücks opfern sollen. »Vielleicht möchte er auch nur, dass wir bekennen und bereuen.«

»Bekennen und bereuen, das heißt doch, erklären, dass wir nicht noch einmal so handeln würden«, sagte Simon nachdenklich. »Der Krieg ist vorbei. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass wir je wieder vor solchen Entscheidungen stehen werden.«

Damit hatte er nicht unrecht, dachte Joshua. Es wäre ein leichter Weg. Die Ältesten wären besänftigt, er könnte Leah heiraten und in Frieden mit ihr hier leben. Doch wollte er das überhaupt? Unter Menschen leben, die so etwas von ihm verlangten?

»Ich werde es nicht tun. Ich habe meine Entscheidungen nicht leichtfertig getroffen, ich halte sie für richtig, und ich bereue sie nicht. Dazu stehe ich. Wenn ich mich dafür entschuldigen soll, gehe ich fort. Dann habe ich in dieser Gemeinde keine Heimat mehr.«

Simon blickte betreten zu Boden. »Ich möchte nur noch meine Ruhe – und Camp Meade vergessen. Ich will nicht mehr darüber sprechen. Ich möchte Anna Yoder fragen, ob sie mich heiratet.«

Joshua legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich verstehe dich. Wenn es für dich der richtige Weg ist, dann mach es so. Deswegen halte ich nicht weniger von dir, und ich bin immer noch dein Freund. Mein Weg ist ein anderer.«

»Noch ist ja nicht sicher, was passieren wird«, schaltete Daniel sich ein. »Sie reden ja noch. Und Bischof Zook steht auf unserer Seite.«

Ja, der Bischof stand auf ihrer Seite und Noah Bender wohl auch, dachte Joshua, als er den Weg zum Wagnerhof ging, aber Eli Weaver nicht, und Enos Grabill hatte sich ebenfalls kritisch geäußert. Im Grunde konnte er nur abwarten, doch er hatte genug vom Abwarten. Mehr als ein Jahr hatte er nicht gewusst, was am nächsten Tag passieren würde, hatte nichts tun können, um sein Schicksal selbst zu gestalten. Jetzt wollte er vorbereitet sein.

Er erzählte seinen Eltern vom Gespräch mit dem Bischof und den Ältesten und sagte auch, dass er eher die Meidung auf sich nehmen und die Gemeinde verlassen würde, als sich zu entschuldigen.

»So einfach ist das nicht. Wenn ein Bann verhängt werden soll, dann haben alle Gemeindemitglieder Mitspracherecht«, sagte sein Vater.

»Ja, aber wenn viele so denken wie Weaver? Sie wissen nichts von den Camps. Es ist ein Unterschied, Geschichten über Märtyrer zu lesen, oder selber vor der Wahl zu stehen, zu einem zu werden.«

Sein Vater blickte ihn scharf an. »Du bist jetzt zwei Wochen wieder hier und hast nie etwas über das Camp erzählt.«

»Ich konnte nicht darüber sprechen. Ich wollte es nur vergessen. Aber inzwischen denke ich, dass Vergessen der falsche Weg ist. Wir müssen bekannt machen, was uns widerfahren ist. Damit andere Menschen wissen, was auf sie zukommt, wenn sie den Kriegsdienst verweigern.«

»Hätte es denn Alternativen gegeben? Was hättet ihr anders machen können?«

»In Camp Meade war auch ein Mennonit. Er hat uns erzählt, dass die Generalkonferenz der Mennoniten ihren Mitgliedern geraten hat, nach Kanada auszuwandern. Er hat später gesagt, wenn er gewusst hätte, was ihn erwartet, hätte er es getan.«

Die Augen seines Vaters weiteten sich. »War es so furchtbar? In deinen Briefen hast du es nicht so schlimm dargestellt.«

»Es hätte ja nichts geändert, wenn ihr davon gewusst hättet. Uns konnte niemand helfen, wir mussten da alleine durch. Ich habe alles aufgeschrieben, für den Fall, dass wir nicht überleben. Du kannst es lesen.«

»Für den Fall, dass ihr nicht überlebt?«, fragte sein Vater leise.

Joshua nickte. »Sie haben gedroht, uns hinzurichten. Einmal haben sie auch so getan, als würden sie uns erschießen. Sei nicht böse, ich will jetzt nicht darüber sprechen. Wir haben es gerade eben erst dem Bischof und den Ältesten erzählt.«

»Ich werde deine Aufzeichnungen lesen.«

Am Nachmittag spannte Joshua den Buggy an und fuhr zum Mühlenhof. Er musste mit Leah sprechen.

32. Kapitel

Leah saß am Küchentisch und schälte Kartoffeln. Mittlerweile konnte sie wieder Treppensteigen, auch wenn sie immer wieder Pausen machen musste, weil ihr die Luft knapp wurde. Doch sie wollte nicht mehr die ganze Zeit in ihrem Zimmer sein. Viel im Haushalt helfen konnte sie noch nicht, aber Tätigkeiten, die im Sitzen erledigt werden konnten, übernahm sie wieder.

Sie hörte einen Wagen auf den Hof rollen und sah aus dem Fenster. Joshua. Er begrüßte ihre Mutter, die aus dem Ziegenstall kam, und betrat mit ihr gemeinsam das Haus.

»Guten Tag, Leah.« Er lächelte sie an, doch unter seinem Lächeln lag etwas, das sie nicht einordnen konnte. »Hast du Zeit für mich? Ich möchte etwas mit dir besprechen.«

»Ihr könnt in die Stube gehen, da seid ihr ungestört«, sagte ihre Mutter.

Joshua hatte zwar noch nicht um ihre Hand angehalten, doch ihre Mutter behandelte ihn bereits wie ihren Schwiegersohn. Sie war überglücklich, dass Leah nun doch einen Mann aus der Gemeinde heiraten würde.

»Es wird etwas länger dauern, liebe Maria«, sagte Joshua.

»Das macht nichts. Katie kann mir helfen.«

Joshua hielt Leah die Tür zur Stube auf. Sie setzten sich auf die Bank neben dem Ofen. Er griff nach ihrer Hand und sah sie ernst an.

»Was ist denn?«

Er räusperte sich. »Daniel, Simon und ich waren heute beim Bischof. Die Ältesten waren auch da. Sie haben uns willkommen geheißen und wollten hören, wie es uns ergangen ist.«

Das war nicht ungewöhnlich. Warum wirkte er so beunruhigt?

»Die Brüder Eli Weaver und Enos Grabill haben uns getadelt, weil wir Uniform getragen haben.«

»Aber das habt ihr doch nicht freiwillig gemacht! Ihr hattet doch keine Sachen mehr zum Anziehen. Was hättet ihr denn tun sollen?«

»Darüber haben sich die Brüder wohl keine Gedanken gemacht. Wir hätten die Uniform jedenfalls nicht tragen sollen. Fertig.«

»Das ist unfassbar. Aber diese beiden haben die Ordnung schon immer sehr streng ausgelegt. Manchmal denke ich, die Ältesten sollten weniger Macht haben.«

Joshua nickte. »Das ist noch nicht alles. Eli ist außerdem der Ansicht, dass auch unsere Arbeit auf den Farmen gegen die Grundsätze unseres Glaubens verstoßen hat. Er wollte darüber beraten.«

Leah schluckte. Das konnte nicht wahr sein. »Was sagt Bischof Zook?«

»Er ist anderer Meinung. Nachdem wir erzählt hatten, wie man uns behandelt hat, hat er sich entschuldigt. Aber sein Wort hat nicht mehr Gewicht als das der Ältesten, und ich weiß nicht, wie Grabill und Weaver entscheiden werden. Sie sind dort geblieben, als wir gegangen sind.«

»Was gibt es da zu beraten? Ihr habt nur getan, was ihr tun musstet. Haben sie gedacht, ihr solltet ins Gefängnis gehen?«

»Das hätte ich am Anfang vielleicht sogar getan. Aber die Wahl hatten wir gar nicht. Sie haben uns auf dem Camp behalten und versucht, uns ... umzustimmen.«

Seine Stimme war sehr leise geworden.

»Was hat man euch angetan?«

»Viel. Ich erzähle es dir gleich. Jetzt wollte ich dir nur sagen, dass ich nicht bereit bin, vor der Gemeinde um Vergebung für meine Entscheidungen im Camp zu bitten. Du weißt, was das bedeuten kann.«

Leah wusste es. »Noch ist nichts entschieden.«

»Das ist richtig. Aber ich will auf alles vorbereitet sein. Und das heißt auch, dass ich mir überlege, was im schlimmsten Fall passiert.« Er schluckte. »Wenn sie mich meiden, dürfen wir uns nicht mehr treffen. Wir können nicht heiraten. Auch deshalb wollte ich mit dir sprechen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass sie es tun werden. Sie müssten euch dann alle drei bannen.«

»Nicht unbedingt. Simon wird vielleicht machen, was sie wollen. Er möchte nur noch seine Ruhe, hat er gesagt. Ich verstehe ihn auch. Es ist leicht zu sagen, ich bereue und werde es nie wieder tun, wenn es eine Entscheidung war, die man niemals wieder treffen muss. Der Krieg ist vorbei. Wenn ich wie Simon entscheiden würde, dann könnten wir heiraten, ich könnte weiterhin hier Buggys bauen. Ich möchte, dass du verstehst, warum ich es nicht tun kann.«

Er ließ ihre Hand los und blickte auf die Wand gegenüber. Und dann erzählte er. Leise und mit tonloser Stimme.

Mit wachsendem Entsetzen hörte Leah, was er im Camp erlebt hatte. Als er von dem Erschießungskommando erzählte, liefen ihr die Tränen über die Wangen. Am Ende seiner Schilderung atmete er schwer, wie jemand, der eine lange Strecke gerannt war. Er zitterte.

Auch Leah bebte – vor Zorn und Mitleid. Wie schwer musste es sein, darüber zu reden, alles wieder vor Augen zu haben? Kein Wunder, dass er bisher geschwiegen hatte.

»Wissen der Bischof und die Ältesten davon?«

»Ja. Wir haben es ihnen erzählt.«

Sie wandte sich ihm zu. »Ihr habt geglaubt, dass sie euch erschießen. Ihr hättet euch retten können, wenn ihr euch bereit erklärt hättet, Waffen zu tragen und zu exerzieren, und habt es nicht getan. Ihr wart bereit, für euren Glauben zu sterben, und er tadelt euch wegen eines Kleidungsstücks und Landarbeit?« Sie schrie beinahe. »Das hat nichts mehr mit unserem

Glauben zu tun. Das ist selbstgerecht und eitel.«

Ein kurzes Lächeln blitzte in seinem Gesicht auf. »Ich habe gehofft, dass du mich verstehst.«

»Ja, ich verstehe dich. Und wenn du gehen musst, komme ich mit. Denn dann ist das hier kein Ort mehr, an dem ich leben möchte.«

»Du müsstest deine Familie und deine Freunde verlassen. Nicht alle hier sind wie Weaver. Es gibt viele, die so denken wie wir.«

»Wenn sie die Mehrheit sind, wird es nicht dazu kommen, dass ihr vor die Gemeinde treten und eure angebliche Sünde bereuen müsst.«

»So denke ich auch. Trotzdem solltest du dir Zeit nehmen für deine Entscheidung.«

Sie nickte. »Wir reden darüber, wenn es so weit kommen sollte.«

Aber die Vorstellung, ihn zu verlieren, nachdem sie sich endlich wiedergefunden hatten, schnürte ihr die Kehle zu. Ein Leben ohne Joshua konnte sie sich nicht vorstellen. Sie hatte über ein Jahr ohne ihn verbracht, und was sie aufrechtgehalten hatte, war die Hoffnung gewesen, ihn wiederzusehen. Wenn er dieses Mal ginge, wäre es für immer. Im Grunde hatte sie sich schon entschieden, mit ihm zu gehen, wobei sie immer noch glaubte, dass es nicht dazu kommen würde.

»Wo könntest du denn hingehen?«

»Ich könnte wieder nach Harrisburg zu Henry Wenger, aber das möchte ich nicht. Es gibt inzwischen viele Amisch-Gemeinden, die nicht so streng sind wie unsere hier. Ich weiß allerdings nicht, ob sie mich aufnehmen werden, wenn ich unter dem Bann stehe. In Ohio gibt es eine Gemeinde von Amisch-Mennoniten. Dort ist nach dem Bürgerkrieg jemand aus dieser Gemeinde hingezogen. Möglicherweise wäre das ein guter Ort.«

»Weißt du, wer dort hingegangen ist und warum?«

Er nickte. »Du solltest deine Eltern fragen. Sie wissen auch davon.«

Plötzlich fiel ihr ein, dass er vor langer Zeit von Geschwistern ihres Großvaters gesprochen hatte, deren Namen sie noch nie gehört hatte. Sie hatte es über den Wirren des Krieges und den Schrecken der Grippe vergessen, doch heute Abend würde sie danach fragen.

»Ihr habt lange geredet«, stellte ihre Mutter fest, als Joshua gegangen war. »Du bist ganz blass. Hattet ihr Streit? Du warst zwischendurch sehr laut.«

»Nein, wir haben nicht gestritten.«

Ihre Mutter nickte und fuhr fort, Fleisch durch den Wolf zu drehen. Heute Abend sollte es Hackbraten mit Kartoffeln geben.

»Wie steht es denn mit euch beiden? Er ist kaum von deinem Bett gewichen, als du krank warst. Eigentlich erwarten dein Vater und ich jeden Tag den Schtecklimann.«

Trotz ihres Kummers musste Leah lächeln. Schtecklimann, so nannte man den

Heiratsvermittler, der im Auftrag des Bräutigams bei den Eltern der Braut um ihre Hand anhielt. Es war eine der Aufgaben des Armendieners.

»Joshua und ich haben schon letztes Jahr übers Heiraten gesprochen, doch dann wurde er eingezogen.«

Ihre Mutter drehte sich um und strahlte sie an. »Aber jetzt ist er ja hier, und einer Hochzeit steht nichts mehr im Wege. Ich bin einverstanden, und ich weiß, dass auch dein Vater Joshua als Schwiegersohn willkommen heißen würde.«

Leah seufzte. Ob ihre Eltern auch einverstanden wären, wenn sie von denn Vorwürfen der Brüder Eli und Enos wüssten?

»Warum dieser Seufzer?«

Die Gelegenheit war günstig. Vielleicht wusste ja ihre Mutter auch Bescheid. »Es gibt etwas, worüber ich mit euch reden möchte. Joshua erwähnte bei einem Gespräch einmal Geschwister meines Großvaters. Esther und Ben. Als er gemerkt hat, dass ich noch nie von ihnen gehört habe, wollte er nichts weiter dazu sagen. Er meinte, ich solle euch fragen.«

Ihre Mutter schob die letzten Fleischstücke in den Wolf und drehte die Kurbel. Als sie fertig war, wischte sie sich die Hände mit einem feuchten Tuch ab, dann drehte sie sich um. »Esther und Ben sind abtrünnig geworden. Deshalb wird nicht über sie gesprochen.«

»Ich würde aber gerne mehr über sie wissen. Was ist passiert? Sind sie verstoßen worden oder von sich aus gegangen?«

»Danach musst du deinen Vater fragen.«

Sie drehte sich wieder um, schlug Eier auf und mengte sie zusammen mit eingeweichten Brötchen und gehackten Zwiebel unter die Fleischmasse.

»Das werde ich tun.«

Doch als sie beim Abendessen das Thema ansprach, schüttelte ihr Vater den Kopf. »Sie haben sich von uns abgewandt, du brauchst nichts über sie zu wissen.«

Einer von beiden musste in die Gemeinde nach Ohio gezogen sein, von der Joshua gesprochen hatte.

»Joshua weiß etwas darüber. Woher?«

»Vielleicht hat Tante Lena etwas erzählt. Ich weiß es nicht«, antwortete ihr Vater knapp.

Leah dachte nach. Tante Lena war ihre Großtante. Sie war mit dem Bruder von Joshuas Großvater verheiratet gewesen. Beide lebten nicht mehr.

Ihr Vater wechselte das Thema. »Deine Mutter hat gesagt, dass Joshua heute hier war?«

»Ja.« Sie erzählte kurz von seinem Besuch, erwähnte auch, dass sie über Camp Meade gesprochen hatten, ohne Einzelheiten zu beschreiben.

»Also war er nur hier, um dich zu treffen?«, fragte Katie lächelnd. Es ging ihr mittlerweile

wieder besser. Die seltsame Teilnahmslosigkeit, die sie nach ihrer Krankheit befallen hatte, war vorbei.

»Wir haben auch über unsere Zukunft gesprochen«, antwortete Leah. »Aber dazu möchte ich jetzt noch nichts sagen.«

»Natürlich.« Ihr Vater nickte. »Aber ich denke doch, wir sollten dieses Jahr viel Sellerie pflanzen.«

Leah schwieg, was ihr einen besorgten Blick ihrer Mutter einbrachte.

Am selben Abend kam sie in Leahs Zimmer, nachdem Leah zu Bett gegangen war.

»Du machst mir Sorgen, Kind. Du hast kaum etwas gegessen und bist immer noch so blass. Was ist mit Joshua und dir?«

Tränen stiegen in Leahs Augen. »Wir lieben uns und wollen heiraten.« Sie schluchzte.

»Und das ist ein Grund zum Weinen?«

»Es kann sein, dass er gemieden wird«, platzte sie heraus, und dann erzählte sie die ganze Geschichte.

Ihre Mutter saß auf der Bettkante und hielt ihre Hand, während sie sprach.

»Ich werde ihn auf jeden Fall heiraten«, sagte Leah am Ende. »Und wenn er gehen muss, gehe ich mit ihm. Deshalb wollte ich etwas darüber hören, wer nach Ohio gegangen ist.«

Ihre Mutter schwieg eine Zeitlang, dann schien sie einen Entschluss zu fassen. Sie setzte sich aufrecht hin und sprach. »Es war Esther. Dein Vater war vier Jahre alt, und ich war noch nicht geboren, als sie fortgegangen ist, aber meine Eltern haben sie gekannt. Meine Mutter ist sogar kurzzeitig mit ihrem Bruder Ben rumgesprungen.«

»Großmutter Hannah?«

Ihre Mutter nickte. »Nach der Schlacht von Gettysburg hat Esther einen schwerverletzten Soldaten der Südstaaten auf dem Mühlenhof gesund gepflegt. Sie haben sich ineinander verliebt, und der Soldat wollte unseren Glauben annehmen. Doch der Bischof und die Ältesten haben ihm die Aufnahme in unsere Gemeinde verweigert. Daraufhin sind Esther und er nach Columbiana in Ohio gegangen. Zu einer Gemeinde von Amisch-Mennoniten. Sie haben Jack in ihre Gemeinde aufgenommen, und dort haben sie geheiratet.«

»Aber dann hat sie doch einen Amischen geheiratet und wurde nicht gemieden, oder?«

»Nein, sie standen nicht unter dem Bann. Deine Urgroßeltern, Daniel und Rebekka, deine Urgroßeltern und Großtante Lena Wagner sind zur Hochzeit nach Ohio gefahren. Doch dein Großvater Caleb war anderer Meinung. Für ihn war Esther abtrünnig geworden. Nach dem Tod von David und Ruth hat er den Kontakt zu Esther und ihrer Familie abgebrochen und verfügt, dass ihr Name nie wieder genannt wird.«

»Und was war mit Ben?«

»Als der Sezessionskrieg ausgebrochen ist, waren einige junge Männer unter uns der Meinung, dass man etwas gegen die Sklavenhaltung tun müsse. Zwei haben sich als Sanitäter zum Militär gemeldet. Sie wollten nicht kämpfen, aber helfen. Der eine war Elias Beiler, der Großvater von Daniel Beiler, und der andere Ben Hochleitner. Ben hat eine Englische geheiratet, die er auf dem Schlachtfeld kennengelernt hat. Sie sind nach Ithaca gezogen.«

»Danke, dass du mir das erzählt hast. Dann habe ich also Verwandte in Columbiana und in Ithaca.«

»Esther und Jack sind nicht mehr am Leben, aber ihre Kinder leben noch dort. Was aus Ben und seiner Frau geworden ist, weiß ich nicht.«

»Joshua denkt darüber nach, nach Columbiana zu gehen.«

»Ich bete zu Gott, dass es nicht so weit kommt.«

33. Kapitel

Zwei Tage vergingen, bis Peter Zook Joshua, Daniel und Samuel erneut zum Gespräch bat.

Er empfing sie an der Haustür und bat sie in die Stube. Dort warteten bereits die drei Ältesten. Ein Kribbeln rann über Joshuas Rücken. Das war kein gutes Zeichen.

Bischof Zook bat sie, sich zu setzen, und nahm ebenfalls Platz. Eli Weaver warf ihnen finstere Blicke zu.

»Wir haben lange beraten«, begann Bischof Zook. »Und sind zu dem Ergebnis gekommen, dass ihr nicht vor der Gemeinde bekennen müsst, die Uniform getragen zu haben, weil es unter Zwang geschehen ist.«

Joshua hatte unwillkürlich die Luft angehalten, jetzt atmete er langsam aus.

»Außerdem verstößt eure Arbeit auf den Farmen nicht gegen das Gebot der Friedfertigkeit«, fuhr der Bischof fort.

Daniel atmete sichtlich erleichtert auf, über Simons Gesicht glitt ein Lächeln. Auch Joshua fiel ein Stein vom Herzen. Nun konnte er um Leahs Hand anhalten. Simon konnte Anna Yoder fragen, ob sie ihn heiraten würde.

Eli Weaver blickte ausgesprochen grimmig in die Runde. »Ich sage deutlich, dass ich mit dieser Entscheidung nicht einverstanden bin. Ich wurde überstimmt, nicht überzeugt.«

Also würde Eli Weaver in einer seiner nächsten Predigten diese Sache in irgendeiner Weise zur Sprache bringen. Nun, in diesem Fall hatte er, Joshua, auch einiges zu sagen. Doch heute würde er mit Noah Bender reden. Er war der Armendiener und damit auch der Schteckliman, der Heiratsvermittler.

Joshua sprach ihn draußen vor dem Haus der Zooks an.

»Entschuldigung, Bruder Noah, ich möchte mit dir wegen einer anderen Sache sprechen.«

Noah blieb stehen. »Ja? Um was geht es?«

Eli Weaver und Enos Grabill hielten ebenfalls inne. »Wir sind zusammen gekommen. Sollen wir warten?«

»Ich kann Noah anschließend nach Hause bringen«, sagte Daniel.

Eli und Enos stiegen in den Buggy, und auch Daniel und Simon verließen den Hof der Zooks.

Plötzlich fühlte sich Joshua wie ein junger Bursche, der das erste Mal zum Singen ging. Nervös, verlegen. Er wurde sogar rot, wenn er die Wärme in seinem Gesicht richtig deutete. Er räusperte sich. »Ich möchte Leah Hochleitner heiraten und wollte dich bitten, bei ihrem Vater für mich zu sprechen.«

Noah lächelte. »So, die Hochleitner Leah und du. Weiß sie davon?«

»Ja, natürlich. Wir waren uns schon einig, bevor ich eingezogen wurde, und sie ist immer

noch einverstanden.«

»Und deine Eltern?«

»Sind ebenfalls einverstanden.«

»Wenn ich jetzt ohnehin mit dir fahre, kann ich auch gleich mit deinen Eltern sprechen.«

So fuhr Joshua mit Noah zum Wagnerhof. Kaum dass er das Pferd gezügelt hatte, kamen sein Vater aus der Werkstatt und seine Mutter aus dem Haus. Noah stieg vom Kutschbock und nickte lächelnd ihre erwartungsvollen Gesichter.

Sein Vater begrüßte Noah. »Gott zum Gruß. Entschuldige, dass ich dir nicht die Hand gebe.« Er hob seine rußverschmierten Hände. »Ich bin gerade dabei, Radnaben zu schmieden.«

»Komme ich ungelegen?«

Joshua warf seinem Vater einen bittenden Blick zu. Verständnis blitzte in Rubens Augen. »Nein. Geh schon mal ins Haus, ich wasche mir nur noch die Hände.«

Noah ging zur Haustür, Ruben legte die schmutzige Schürze ab. »Ist es das, was ich denke?«

»Ja. Ich habe ihn gebeten, bei Dave um Leahs Hand anzuhalten.«

»Und was ist mit der anderen Sache?«

»Der Bischof, Noah und Enos finden, dass wir richtig gehandelt haben. Eli nicht.«

»Von Eli habe ich nichts anderes erwartet.« Er ging ins Haus.

Joshua schirrte das Pferd nicht aus, sondern band es nur an. Er würde Noah nach Hause bringen und danach noch zu Leah fahren.

Er betrat die Werkstatt. In der Mitte stand das Fuhrwerk, an dem sie zur Zeit arbeiteten, vor der Wand der halbfertige leichte Zweisitzer, den er Leah zur Hochzeit schenken wollte. Üblicherweise schenkte ein Mann seiner Braut nützliche Dinge. Küchenutensilien, Geräte für die Gartenarbeit oder etwas für Näharbeiten. Er wollte ihr etwas Besonderes schenken. Ein Stück Freiheit. Mit einem eigenen Buggy konnte sie jederzeit in die Stadt fahren oder ihre Freundinnen besuchen, ohne auf jemanden angewiesen zu sein. Pferde gab es auf dem Mühlenhof genug, und wenn sie verheiratet waren, würden sie zwei Pferde haben.

Noahs Gespräch mit seinen Eltern dauerte nicht lange. Joshua brachte ihn nach Hause und fuhr zum Mühlenhof. Auch hier wurde er bereits erwartet.

»Und, was hat der Bischof gesagt?«, fragte Leah noch im Hof.

Joshua berichtete von dem Gespräch.

»Dem Herrn sei Dank. Ich habe mich schon gewundert, warum es so lange dauert, bis er euch wieder zu sich gerufen hat.«

»Ich hatte danach noch ein Gespräch mit Noah Bender ...«

Ihre Augen weiteten sich. »Mit Noah? Du meinst wegen uns?«

»Ja. Er kommt die nächsten Tage zu euch. Mit meinen Eltern hat er schon geredet.«

Sie stieß einen leisen Schrei aus und fiel ihm dann stürmisch um den Hals. Er drückte sie an sich. Ein tiefes Lachen stieg von seinem Brustkorb in seine Kehle.

34. Kapitel

Joshua sollte recht behalten, was Eli Weaver anging. Schon bei der nächsten Gemeeh hielt er die Predigt. Seine Stimme rollte mit der Wucht eines Gewittersturms über die Köpfe der Gemeinde.

»Ihr lieben Brüder und Schwestern, lasset uns darüber reden, was wir in unserem Bund mit Gott versprochen haben: dass wir der Welt, dem Hochmut und der Eitelkeit entsagen, als da ist Häuserpracht.« Er ließ seinen Blick auf Gideon Shrock ruhen, der auf seiner Bank erstarrte. Das Haus, das Gideon für seine Familie gebaut hatte, war nicht nur sehr groß, sondern auch hellgelb gestrichen und mit »prächtigem Hausgerät« angefüllt. Nämlich mit einem modernen Gasherd und einem gasbetriebenen Kühlschrank.

»Auch tragen wir keine Kleidung in auffälligen Farben.« Elis Blick wanderte zu Anna Yoder. Sie besaß ein Kleid in einem leuchtenden Violett, hatte Leah erzählt.

»Auch militärische Uniformen sind ein Gräuel.«

Jetzt blickte er Joshua an. Joshua erwiderte seinen Blick unbewegt.

»Wir sind träge geworden, ich glaube nicht, dass Jesus mit uns zufrieden ist«, donnerte Eli weiter. »Manche Brüder lesen die Zeitungen der Englischen, dabei haben wir mit ihnen und ihrer Politik nichts zu schaffen. Dagegen sollten die Diener aufwachen und die Menschen belehren.«

Nachdem Eli losgeworden war, was er hatte sagen wollen, wandte seine Predigt sich der Bibel zu.

Joshua dachte nach. Die Bemerkung mit den Zeitungen zielte auf seine und einige andere Familien. Doch dazu hatte er etwas zu sagen. Es wäre das erste Mal, dass er seine Stimme in der Gemeinde erhob, und er wusste nicht, wie die Menschen hier reagieren würden. Doch das Thema war zu wichtig, um es Eli zu überlassen.

Nach dem Schlusslied stand er auf und hob die Hand. Bischof Zook sah ihn verwundert an. »Ja, Joshua?«

»Ich möchte etwas zu einer Sache sagen, die Eli in seiner Predigt erwähnt hat.«

Schlagartig wurde es ruhig in der Scheune. Joshua schluckte. Nun gab es kein Zurück.

»Tritt vor und sprich«, sagte der Bischof.

Joshua ging nach vorne. Er suchte Leahs Blick. Wie würde sie auf das reagieren, was er zu sagen hatte? Sie erwiderte seinen Blick mit einem verhaltenen Lächeln und nickte ihm zu.

»Eli hat getadelt, dass hier einige die englischen Zeitungen lesen und sich für die Politik der Englischen interessieren. Ich habe Einwände.«

Die Stille in der Scheune wurde beinahe fühlbar.

»Nicht nur aus unserer Gemeinde, auch aus anderen wurden junge Männer gegen ihren

Willen zum Kriegsdienst eingezogen. Sie wurden in den Militärlagern vor schwierige Entscheidungen gestellt und hatten so gut wie keine Hilfe dabei, weil sie völlig unerwartet in diese Situation geraten sind.«

»Was hat das mit den Zeitungen und der Politik zu tun?«, rief Eli Weaver.

»Wir dachten, wir könnten uns freikaufen wie unsere Großeltern im Bürgerkrieg. Niemand hat bemerkt, dass ein neues Gesetz, der *Selective Service Act*, erlassen wurde, aufgrund dessen sich jeder Mann zwischen einundzwanzig und dreißig Jahren registrieren lassen musste. Weil wir uns nicht für die Politik der Englischen interessieren. Wir haben uns auf unser Recht verlassen, den Kriegsdienst aus Gewissensgründen verweigern zu können. Die Kommission, die über die Einberufung und unsere Anerkennung als Verweigerer entschieden hat, bestand aus Bürgern von Jacobstown. Und doch saß keiner von uns darin. Nur Englische, die sich mit unserem Glauben nicht auskennen. Und so war es überall in Amerika. Wären Amische und Mennoniten Mitglieder dieser Ausschüsse gewesen, wäre so manche Entscheidung sicher anders ausgefallen. Und deshalb bin ich der Ansicht, dass wir uns an der Politik dieses Landes beteiligen müssen.«

Bischof Zook schüttelte den Kopf. »Ich kann dir in vielen Dingen folgen, Joshua, doch hierin nicht. ›Mein Reich ist nicht von dieser Welt‹, spricht der Herr.«

»Aber wir müssen in dieser Welt leben und sterben«, widersprach Joshua.

»So ist es der Wille des Herrn.«

Joshua hob die Hände. »Wir sollten uns zumindest für die Politik dieses Landes interessieren, wenn wir sie schon nicht mitgestalten. Es darf nicht noch einmal passieren, dass wir derartig hilflos ausgeliefert sind. Die Mennoniten haben Briefe an Politiker geschrieben und mit ihnen verhandelt.«

»Jakob Ammann hatte Gründe, sich von den Mennoniten abzuspalten«, rief Eli Weaver. »Sie waren ihm zu träge geworden, haben die Ordnung zu großzügig ausgelegt. Er wollte, dass wir den wahren Regeln von Jesus Christus folgen.«

»Jesus hat nie gesagt, dass Menschen sterben müssen, nur weil sie ein bestimmtes Kleidungsstück tragen!«, brüllte Joshua. Erschrocken hielt er inne. Das hatte er nicht sagen wollen. Auf seine Worte folgte Stille.

Bischof Zook und die drei Ältesten wechselten Blicke.

»Nun«, begann der Bischof. »Das gehört nicht hierher.«

Abraham Beiler erhob sich. »Ich bin der Meinung, dass es durchaus hierhergehört.«

Ein Raunen zog durch den Raum.

»Wovon ist die Rede?«, fragte Henry Kauffmann. »Was meint Joshua damit, wegen eines Kleidungsstücks zu sterben?«

Der Bischof warf Joshua einen auffordernden Blick zu. »Du hast das Thema aufgegriffen. Nun erkläre dich.«

»Nur wenn Simon und Daniel einverstanden sind.«

Beide standen auf und stellten sich an seine Seite.

»Ja, erzähle es«, sagte Daniel.

Und so sprach Joshua über den Abend, an dem sie drei Stunden bei strömendem Regen auf dem Hof stehen mussten und dass man ihnen anschließend die Kleider weggenommen hatte.

»Wir hatten nur noch unsere Unterwäsche«, sagte Daniel. »Darin wären wir im Winter erfroren. Deshalb haben wir die Uniformen angezogen.«

Viele Köpfe nickten, zustimmendes Gemurmel erklang, aber auch einige missbilligende Laute.

Bischof Zook erhob die Stimme. »Amische tragen keine Uniform. Aber diese jungen Männer haben es nicht freiwillig getan. Wir haben darüber beraten und sind zu dem Schluss gekommen, dass sie dafür nicht gemieden werden. Und deshalb habe ich gesagt, es gehört nicht hierher.«

Joshua räusperte sich. »Die Zeiten, seit Jakob Ammann lebte, haben sich geändert. Wir können uns nicht mehr so von der Welt abschotten wie damals. Englische leben in Jacobstown. Sie werden mehr, und sie treffen alle wichtigen Entscheidungen. Sie haben die deutsche Sprache verboten. Es gibt keine Bücher mehr auf Deutsch. Gottesdienste dürfen nicht mehr auf Deutsch gehalten werden. Wusstet ihr das?«

Ein Murmeln zog durch den Raum, fast alle schüttelten die Köpfe.

»Das gilt nur für diejenigen, die ein Gebetshaus haben«, wandte Enos Grabill ein. »Uns betrifft das nicht, weil niemand weiß, wo wir unsere Gottesdienste abhalten.«

»Ihr habt auch gesagt, der Kriegsdienst beträfe uns nicht, und wir mussten erfahren, dass es nicht stimmte. Wir dürfen nicht die Augen vor der Welt verschließen. Ich meine ja nicht, dass wir leben sollen wie sie, aber wir müssen vorbereitet sein, unsere Interessen zu vertreten, unseren Glauben zu verteidigen. Und dazu müssen wir mit ihnen reden, uns für Politik interessieren. Wir müssen wissen, was sie planen.«

»Ich stimme Joshua zu.« Ruben Wagner hatte sich erhoben. »In den letzten Jahrzehnten haben wir uns immer mehr abgeschottet und unsere Regeln immer strenger ausgelegt.«

»Natürlich stimmst du Joshua zu«, rief Eli Weaver. »Er ist dein Sohn, und eure Familie war schon immer nachlässig, was die Auslegung der Ordnung angeht. Zur Zeit des Bürgerkriegs war diese Gemeinde recht offen gegenüber den Englischen. Das führte dazu, dass drei unserer jungen Männer in den Krieg gezogen sind und eine Frau aus unserer Mitte einen Soldaten zum Mann genommen hat. Ich sage, jegliche Öffnung gegenüber den Englischen ist ein Fehler. Wir sollten auch unseren jungen Leuten nicht mehr erlauben, während der Rumspringa unter ihnen zu leben.«

Der letzte Satz brachte Eli einen erbosten Blick von Bischof Zook ein.

In dem darauffolgenden Wortgefecht kehrten Joshua, Daniel und Simon auf ihre Plätze zurück.

Es gab überraschend viele, die sich Joshuas Meinung anschlossen. Schließlich hob Bischof Zook die Hände.

»Liebe Brüder und Schwestern. Ich sehe, dass wir über dieses Thema reden müssen. Aber nicht heute. Lasst uns jetzt zur Ruhe kommen und mit dem Liebesmahl beginnen.«

35. Kapitel

Joshua traut sich was«, sagte Martha zu Leah am Tisch der Frauen. »Sich da vorne hinstellen und Eli Weaver zu widersprechen, dazu gehört schon Mut.«

»Er hätte besser geschwiegen«, erwiderte Sophia Grabill, die Frau von Enos Grabill, scharf. »Er und die beiden anderen standen kurz davor, gemieden zu werden. Da ist etwas Zurückhaltung angebracht.«

Naomi Beiler, Daniels Mutter, schüttelte den Kopf. »Das sehe ich anders. Joshua hat jedes Recht, seine Stimme zu erheben. Und was er sagt, ist wahr. Wir müssen in Zukunft unsere Söhne und Enkel schützen, falls es wieder zu einem Krieg kommen sollte.«

»Wir sollten es Gott überlassen, uns, unsere Kinder und Enkel zu beschützen, und nicht hochmütig gegen seine Gesetze verstoßen.«

»Ich finde auch, dass der junge Joshua den Mund ein wenig zu voll genommen hat für jemanden, der schwach geworden ist«, sagte Tabea Wyse.

Leah sah zu ihr hinüber. »Schwach geworden? Was meinst du damit?«

»Nun, dass er sich den Ungläubigen gebeugt und die Uniform getragen hat.«

»Die Gründe dafür hat Bischof Zook genannt.«

»Ja, aber man kann darüber durchaus anders denken. Und dass er jetzt davon spricht, dass wir uns mit der Politik der Englichen befassen sollen, zeigt doch, dass sein Glaube nicht fest genug ist.«

Leah presste die Lippen zusammen und versuchte, ihren Zorn zu unterdrücken. Nur zu gerne hätte sie Tabea und Sophia erzählt, wie hart der Glaube der drei jungen Männer geprüft worden war. Doch solange Joshua zu niemandem darüber sprach, würde sie es auch nicht tun. Sie begegnete dem Blick von Joshuas Mutter, die ihr schräg gegenüber saß. Auch in ihrer Miene stand Zorn. »Es gibt ein Sprichwort, Tabea: Urteile nie über einen Menschen, bevor du nicht hundert Schritte in seinen Schuhen gegangen bist.«

Auch am Tisch der Männer wurde offenbar über das Thema gesprochen. Etwas besorgt sah Leah, dass ihr Vater in einen Disput mit Ruben Wagner verwickelt war. Beide Männer gestikulierten und schienen unterschiedlicher Meinung zu sein.

Sie stand auf und ging hinaus. Es hatte angefangen zu schneien. Dicht sanken die Flocken, der Hof und die Wiesen waren bereits von einer dünnen weißen Schneeschicht bedeckt. Ihr Atem bildete Wolken in der kalten Luft. Sie hätte ihren Mantel mitnehmen sollen. Sie rieb sich die Arme, trotzdem blieb sie auf dem Hof stehen. Es war so friedlich hier draußen. Sie sah in den Himmel, verlor sich im Gewirr der tanzenden Schneeflocken.

Knirschende Schritte erklangen hinter ihr. »Frierst du nicht?«, fragte Joshua.

»Nur ein bisschen. Es geht ziemlich hitzig zu da drinnen. Und hier ist es so friedlich.«

»Viele sind der Meinung, ich wäre zu weit gegangen. Was denkst du?«

»Ich finde, du hast richtig gehandelt. Bei neuen Erfindungen prüfen wir immer, ob sie gut für uns sind, aber die alten Regeln wagt niemand infrage zu stellen. Dabei ändert sich die Welt.«

»Ich hoffe, dein Vater denkt genauso. Noah will nachher noch mit ihm reden.«

»Das hoffe ich auch. Ich möchte nicht mit ihm streiten.«

Joshua legte den Arm um ihre Schultern und sah ebenfalls in das wirbelnde Treiben. Sie schwiegen, doch es war ein einträchtiges Schweigen. Schließlich gingen sie wieder hinein.

Am selben Abend bat ihr Vater alle außer Leah und ihrer Mutter, die Stube zu verlassen.

»Noah hat heute für Joshua bei mir um deine Hand gebeten.«

Leah lächelte. »Das kommt wohl kaum überraschend.«

»Nein, das tut es nicht. Ich habe es erwartet und war auch mit deiner Mutter einig, dass wir Joshua als Schwiegersohn willkommen heißen.«

Leah horchte auf. »Ihr wart einig?«

»Ich bin nicht mehr sicher, ob er wirklich der richtige Mann für dich ist. Mir gefällt der Weg der Öffnung, den er einschlagen möchte, nicht.«

Joshuas Bedenken waren also nicht unberechtigt gewesen. Innerlich bebend, aber äußerlich ruhig sah sie ihrem Vater ins Gesicht. »Ich weiß, dass Joshua der richtige Mann für mich ist, und ich habe keine Zweifel an seinem Glauben. Als ich bei den Englischen gelebt habe, hat er mir gezeigt, dass es einen Weg zurück gibt. Ich liebe ihn, und ich werde ihn heiraten.«

Ihr Vater öffnete den Mund, doch zu ihrer Überraschung ergriff ihre Mutter das Wort.

»Joshua ist ein guter Mann. Ein besonnener Mann. Ich bin sicher, es gibt gute Gründe für das, was er heute gesagt hat. Und ich möchte unsere Tochter nicht noch einmal verlieren.«

»Was redest du da, Maria?«

»Leah war bereit, mit ihm fortzugehen, wenn die Gemeinde über ihn und die anderen den Bann verhängt.«

Ihr Vater runzelte die Stirn und sah von ihrer Mutter zu Leah. Sie sagte: »Joshua hat recht mit dem, was er heute gesagt hat. Ihm und den anderen sind furchtbare Dinge passiert. So weit hätte es nicht kommen müssen.«

Dumpfe Hufschläge auf dem verschneiten Hof unterbrachen das Gespräch.

»Wer kommt denn bei diesem Wetter?«, fragte Maria. Sie stand auf und ging zu Tür.

»Oh, hallo Ruben, hallo Joshua, kommt doch rein.«

Die beiden Männer hängten ihre Hüte an die Haken im Flur und betraten die Stube. Leahs Vater erhob sich zur Begrüßung. »Grüß Gott.«

»Grüß Gott, Dave. Ich denke, du weißt, was uns hierherführt«, antwortete Ruben lächelnd.

»In der Tat. Wir haben gerade über Joshua gesprochen.«

Bei diesen Worten warf Joshua Leah einen fragenden Blick zu, dann wandte er sich an ihren Vater.

»Ich wollte Leah zu einer Ausfahrt abholen. Wir sind mit dem Schlitten hier.«

Leahs Vater nickte. »Gut. Setz dich, Ruben.«

Leah zog ihren Mantel an und die Haube über und folgte Joshua nach draußen. Es hatte aufgehört zu schneien. Sie stieg in den Schlitten. Joshua schob ihr einen heißen Stein an die Füße und gab ihr eine dicke Wolldecke, dann setzte er sich neben sie. Er schnalzte mit der Zunge, und das Pferd trabte an. Mit dem Schlitten zu fahren, war anders als mit dem Buggy. Der Schnee dämpfte die Hufschläge des Pferdes, die Kufen knirschten leise im Schnee. Sie glitten vorbei an schneebedeckten Bäumen und Weiden.

»Was hat dein Vater denn zu Noahs Werbung gesagt? Er sah nicht besonders glücklich aus.«

»Er war schon immer streng und hat für die Amischen der neuen Ordnung nicht viel übrig. Aber meine Mutter steht auf unserer Seite, und ich glaube nicht, dass er sich wirklich gegen eine Hochzeit stellen wird.«

»Ich kann es mir auch nicht vorstellen. Immerhin hat er bereits einen Schwiegersohn aus unserer Familie.«

»Wohin fahren wir eigentlich?«

»Zum Wagnerhof. Ich möchte dir etwas zeigen.«

Doch als sie ankamen, hielt Joshua nicht vor dem Haupthaus, sondern vor der Werkstatt. Er sprang aus dem Schlitten und band das Pferd an. Leah stieg ebenfalls aus. Was wollte er in der Werkstatt? Verwundert folgte sie ihm hinein. Im Dämmerlicht erkannte sie ein halbfertiges Fuhrwerk, an einer Wand lagerten Räder in verschiedenen Größen. Joshua zündete eine Lampe an und leuchtete in eine Ecke des Raumes. Leah trat näher. Dort stand ein offener Zweisitzer, ähnlich dem, den Joshua auch fuhr. Er hatte hohe Hinter- und etwas kleinere Vorderräder. Hinter der Sitzbank befand sich eine kleine Ladefläche. Das ganze Gefährt wirkte leicht und elegant.

»Ein neuer Buggy?«

»Für dich. Das ist mein Hochzeitsgeschenk.«

»Für mich?« Ihr blieb der Mund offen stehen.

»Ja. Man soll doch etwas Nützliches schenken. Damit kannst du jederzeit in die Stadt oder woandershin fahren, wenn dir danach ist. Wir brauchen dann auch noch ein zweites Pferd, aber ich habe schon einen hübschen grauen Wallach bei den Lapps gesehen.«

Leah trat an den Wagen heran. Die Sitzbank war gepolstert und mit dunkelgrünem Leder bezogen, die Rückenlehne so hoch, dass man sich bequem anlehnen konnte.

»Gefällt er dir?«

»Er ist wunderschön. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

Er nahm sie in die Arme. »Du brauchst nichts sagen. Ich möchte nicht, dass du jedes Mal fragen musst, wenn du irgendwohin willst, oder warten musst, bis jemand Zeit hat, dich zu fahren.«

Sie lächelte zu ihm auf. Unabhängigkeit. Was für ein Geschenk.

»Komm, wir sagen noch schnell meiner Mutter guten Tag, und dann fahre ich dich heim. Bis dahin sind unsere Väter entweder einig oder zerstritten.«

Sie waren sich einig. Er werde zwar in der nächsten Gemeeh seine Stimme gegen die Lockerung der Ordnung erheben, erklärte Dave, aber das habe nichts mit Joshua und Leah zu tun, und auch seine Freundschaft mit Ruben bliebe unberührt.

Als der Bischof zwei Wochen später die Hochzeit von Joshua Wagner und Leah Hochleitner ausrief, war niemand überrascht, und keiner hatte Einwände. Der Termin wurde für einen Dienstag Mitte Januar festgelegt. Danach bat Bischof Zook alle Ungetauften, das Haus zu verlassen. »Es gibt etwas zu besprechen.«

Er wartete, bis wieder Ruhe eingekehrt war. »Wie wir von der letzten Gemeeh wissen, sind einige unter uns, die sich für eine Öffnung unserer Gemeinde gegenüber den Englischen aussprechen. Damit ist nicht gemeint, dass wir Elektrizität in unsere Häuser holen oder Autos fahren. Es geht darum, dass wir uns mit der Politik des Landes, in dem wir leben und das uns die Freiheit gibt, unsere Religion auszuüben, befassen.« Wieder wartete er, bis das einsetzende Gemurmel verstummte. »Trotz langer Beratungen konnten wir uns dieses Mal nicht einigen. Die Brüder Enos und Eli sind gegen eine Öffnung, Bruder Noah und ich sprechen uns dafür aus. Nun fragen wir euch.«

Die anschließende Diskussion glich der vom Sonntag vor zwei Wochen. Weaver und viele der Älteren forderten eine noch stärkere Abschottung der Gemeinde, doch die Mehrheit der Jüngeren vertrat Joshuas Standpunkt.

»Wir werden niemanden ermutigen, englische Zeitungen zu lesen«, sagte der Bischof schließlich. »Aber wer es tun will, soll es tun. Joshua Wagner wird zur Dienerversammlung der Mennoniten Kontakt aufnehmen, um über die Erfahrungen der Kriegsdienstverweiger zu sprechen. Wir sind der Meinung, dass dokumentiert werden muss, was in den Lagern passiert ist.«

Eli Weaver sprang auf. »Ich werde nicht in einer Gemeinde leben, die sich mit Englischen abgibt. Es gibt genug Amische der alten Ordnung in Lancaster County. Wir ziehen fort.«

Einige stimmten ihm zu.

Erleichtert verließ Leah nach dem Ende der Versammlung das Haus. Endlich war auch diese Sache geklärt. Nun würden sie Weihnachten feiern und im Januar heiraten.

In der Woche vor Weihnachten bekam Leah einen Brief von Grace. Man hatte sie nach Harrisburg ins Krankenhaus gebracht. Sie war sehr schwer krank gewesen, doch nun ging es ihr wieder einigermaßen gut. Sie war auf dem Weg nach Jacobstown, um den Nachlass ihrer Mutter zu regeln. Antonio hatte sie einige Male im Krankenhaus besucht. Sie würden heiraten und gemeinsam die Pension weiterführen.

Leah weinte vor Glück, als sie den Brief gelesen hatte. Joshua bot ihr an, sie mit dem Schlitten in die Stadt zu fahren, da immer noch Schnee lag.

Auf ihr Klopfen öffnete Antonio. »Guten Tag, Madame. Es tut mir leid, die Pension ist noch nicht wieder eröffnet.«

Er erkannte sie nicht, was nicht weiter verwunderlich war, er hatte sie nicht oft gesehen und nur in englischer Kleidung.

»Ich bin eine Freundin von Grace. Wir wollten sie besuchen.«

Graces Gestalt tauchte hinter Antonio auf. »Leah?« Sie schob Antonio zur Seite und fiel Leah um den Hals. »O Gott, ich freue mich so, dich zu sehen.« Sie trat einen Schritt zurück. »Du bist dünn geworden.«

»Du auch«, gab Leah zurück. Es war untertrieben, Grace war geradezu mager.

Graces Blick fiel auf Joshua, der hinter Leah stand.

»Du hast den schönen Mann mitgebracht. Joshua, nicht wahr? Kommt doch rein.«

Sie setzten sich in die Küche, Grace goss Tee auf.

»Ich habe von Denis Hunter vom Tod deiner Mutter gehört«, sagte Leah. »Es tut mir sehr leid. Er hat mir auch gesagt, dass man dich in ein Hospital gebracht hat, aber er wusste nicht, in welches, sonst hätte ich mich bei dir gemeldet.«

»Ich bin froh, dass die Grippe euch verschont hat. Diese verdammte Krankheit hat so viele Opfer gefordert.« Grace zögerte. »Ich wage gar nicht zu fragen, wen es bei euch getroffen hat.«

Leah seufzte. »Es gab auch bei uns Opfer, aber niemand aus der engeren Familie. Katie war krank, und ich dann auch.«

Danach sprachen sie über ihre Zukunftspläne. Grace klatschte begeistert in die Hände, als Leah erzählte, dass sie und Joshua heiraten würden. »Ich habe schon gewusst, dass er der Richtige für dich ist, als ich ihn das erste Mal gesehen habe.« Sie griff nach Antonios Hand. »Wir heiraten Anfang Januar. Es wird nur eine kleine Hochzeit, aber ihr beide seid eingeladen.«

Leah blickte Joshua an. »Wir kommen gerne«, sagte er.

»Und ihr kommt zu unserer Hochzeit«, ergänzte Leah.

Grace nickte. »Das machen wir.«

Sie saßen zusammen und redeten, bis es dämmerte.

»Wenn sich Menschen wie Eli Weaver in unserer Gemeinde durchsetzen«, sagte Leah auf dem Heimweg, »dann dürfte ich nicht zu Graces Hochzeit gehen und sie nicht zu unserer. Und wir dürften keine Freundinnen mehr sein.«

»Ich glaube nicht, dass er sich durchsetzen wird. Es gibt mehr Gemeindemitglieder, die

anders denken.«

Weihnachten kam. Am Heiligabend blieb die Familie zu Hause. Die Frauen saßen in der Stube. Katie strickte und erzählte ihren Kindern Märchen und die Weihnachtsgeschichte. Maria stopfte, und Leah nähte an ihrem Hochzeitskleid. Der Stoff, den sie ausgesucht hatte, war kornblumenblau. Ihr Vater hatte die Augenbrauen hochgezogen, als er ihn gesehen hatte, aber nichts gesagt.

Auf dem Herd in der Küche schmorte der Weihnachtstraten, Dave, Elias und Gideon versorgten die Tiere.

Leah dachte an Weihnachten vor zwei Jahren. Damals hatte sie ihrer Rumspringa entgegengefiebert, hatte es kaum erwarten können, die vermeintlich enge Welt der Amisch zu verlassen. Jetzt wusste sie, dass es auch an ihr lag, wie eng ihre Welt in Zukunft sein würde.

Epilog

Jacobstown, Sommer 1925

Leah holte Smokey, den grauen Wallach, aus dem Stall und schirrte ihn an. Sie wollte in die Stadt fahren, einige Einkäufe machen, zur Bücherei gehen und Grace besuchen. Ihre Tochter Becky hüpfte derweil auf dem Hof von einem Bein aufs andere. »Darf ich mir für mein neues Kleid die Farbe selbst aussuchen?«

Leah lächelte. »Welche Farbe hättest du denn gerne?«

»Rosa. Ich hätte so gern ein rosafarbenes Kleid.«

»Rosa ist aber sehr empfindlich. Da sieht man jeden Fleck. Und wenn es schmutzig ist, musst du es waschen. Ich fürchte, ein solches Kleid würde öfter auf der Wäscheleine hängen, als du es trägst.«

Becky schob die Unterlippe vor. »Aber dunkelblau, braun oder grau sind so langweilige Farben. Dann vielleicht so ein hell-lilafarbenes Kleid, wie Tante Rachel es kürzlich anhatte.«

»Das ist eine schöne Farbe, aber Tante Rachel arbeitet in ihrem Laden in der Stadt und tobt nicht den ganzen Tag im Freien herum so wie du.«

Becky dachte nach. »Draußen könnte ich ja dann das alte Kleid anziehen.«

Und sich mehrmals am Tag umziehen? Es würde wohl nicht lange dauern, und Becky hätte ihre guten Vorsätze vergessen und würde im neuen Kleid auf dem Hof und in der Werkstatt ihres Vaters herumlaufen. Doch der Wunsch nach einer schönen Farbe war nur allzu verständlich, und wenn das Kleid dann Gras- oder Rußflecken hatte, würde Becky selber merken, dass manche Farben einfach unpraktisch waren. Doch dann wäre es ihre eigene Erfahrung und nicht nur etwas, was die Mutter ihr erzählt hatte.

Leah stellte den Einkaufskorb auf die Ladefläche des Buggys, hob ihre Tochter auf den Kutschbock und stieg dann auch hinauf. Joshua kam aus seiner Werkstatt, an der Hand den dreijährigen Caleb. »Viel Freude in der Stadt. Grüß Grace und Antonio von mir.«

»Das mache ich. Bis später. Eure Mittagssuppe steht auf dem Herd. Er ist aus, aber noch warm.«

»Wir kommen zurecht, nicht wahr, Caleb?« Joshua blickte seinen Sohn an.

»Ich helfe dir.«

Caleb hob seine Hand und winkte ihnen zu. Leah schnalzte mit der Zunge, und Smokey trabte an. Es war ein schöner Sommertag, außer ein paar weißen Wölkchen im Horizont war der Himmel blau, die Sonne schien. Leah fuhr vorbei an Maisfeldern, dann am Hof der Kauffmanns. Dort arbeiteten Elizabeth und Annie, die Frau von Andreas Kauffmann, im Garten. Der Wind wehte den Geruch von den Schweinen herüber, die hinter dem Stall in ihrem Gatter grunzten.

Alma Kauffmann hatte vor vier Jahren Leahs Bruder Gideon geheiratet. Sie lebten auf einer Farm westlich von Jacobstown. Elizabeth winkte ihr zu. »Fährst du in die Stadt?«, rief sie.

Leah zügelte das Pferd. »Ja, ich fahre zu Landers Stoffladen. Soll ich euch etwas mitbringen?«

Elizabeth dachte kurz nach. »Das wäre sehr nett. Ich brauche dunkelgrünes Stopfgarn.«

»Ich bringe es mit.«

Während sie weiterfuhr, dachte Leah darüber nach, wie sich das Leben in der Amisch-Gemeinde in den letzten sechs Jahren verändert hatte. Im Frühjahr 1919 wäre es unmöglich gewesen, wie Rachel ein fliederfarbenes Kleid zu tragen. Viele hatten es unerhört gefunden, dass Leah Wagner einen eigenen Buggy besaß, mit dem sie alleine in die Stadt fuhr. Immer wieder war es zu Konflikten zwischen Bischof Zook und Eli Weaver wegen der angeblich zu laschen Auslegung der Ordnung gekommen. Im Frühjahr 1919 war eine weitere Grippewelle über das Land hereingebrochen und hatte Opfer gefordert. In der Gemeinde waren sechs Menschen gestorben, darunter Bischof Zook.

Ein neuer Bischof musste gewählt werden. Wie es üblich war, zogen sich die Ältesten während der Gemeeh in ein Zimmer zurück und ließen die Tür offen. Danach gingen alle getauften Mitglieder, Männer und Frauen, an dieser Tür vorbei und flüsterten den Namen ihres Kandidaten. Die Ältesten notierten die Namen. Die beiden Männer mit den meisten Stimmen waren Michael Weaver, ein jüngerer Bruder von Eli Weaver, und – zur allgemeinen Überraschung – Ruben Wagner.

Die endgültige Wahl lag nicht in der Hand der Gemeinde: Noah Bender legte zwei Exemplare des »Ausbunds« auf einen Tisch. Beide waren mit einem Band verschlossen. Ruben Wagner und Michael Weaver traten vor und wählten jeder ein Buch. Beide lösten die Bänder und öffneten ihre Bücher. In Rubens Exemplar befand sich ein Blatt Papier, auf dem stand: *Und sie beteten und sprachen: Du, Herr, der Du die Herzen aller Menschen kennst, zeige, wen von diesen beiden Du gewählt hast.* Das andere Buch war leer.

Damit war Ruben Wagner zum neuen Bischof bestimmt. Drei Familien, die Weavers, die Grabills und die Swartzentrubers verließen daraufhin Jacobstown und zogen nach Holmes County in Ohio, wo Verwandte der Familie Swartzentruber eine neue Gemeinde gegründet hatten, die sehr streng nach den alten Regeln lebte.

»Mama, schau!« Becky zupfte sie am Ärmel. »Siehst du die Blumen da? So eine Farbe soll mein Kleid haben.« Sie deutete auf den Wegrand, wo das helle Blau der Wegwarten, von den Englischen Zichorien genannt, leuchtete. »Gott hat diese Farben gemacht, also dürfen wir sie auch tragen. Das hat Großvater Ruben gesagt.«

»Das ist eine schöne Farbe. Mr. Landers hat bestimmt so einen Stoff.« Leah sah auf die Blumen und hatte eine Idee. »Und für ein zweites Kleid nehmen wir dann eine Farbe wie das Laub der Wegwarte, ja?«

Becky nickte ernsthaft. Ein guter Kompromiss. Ein dunkelgrünes Kleid und ein hellblaues. Leah strich ihrer Tochter über den Haaransatz. Es war rotblond, wahrscheinlich würde es noch nachdunkeln, wenn sie älter wurde. Ihr Sohn Caleb hatte hellblondes Haar, was alle überrascht hatte, bis Joanna erzählte, dass auch Joshua als kleiner Junge hellblond gewesen

war.

Traditionsgemäß hätte ihr Sohn nach seinem Großvater Ruben heißen müssen, doch Ruben selbst hatte vorgeschlagen, ihn nach dem Vorfahr zu nennen, der 1818 von Deutschland nach Pennsylvania gekommen war.

»Caleb Wagner war Bischof in Schönthal, und er war ein Bischof, wie ich jetzt einer sein möchte«, hatte er gesagt. »Gläubig, aber nicht dogmatisch, sondern offen für die Idee Jesu. Nennt euren Sohn nach ihm.«

Ebenso war die fünfjährige Becky nach Rebekka Hochleitner aus Schönthal benannt, die mit ihrem Mann Daniel zusammen mit den Wagners ausgewandert war.

Sie erreichten die Stadt. Inzwischen fuhren viele Automobile auf den Straßen. An der Hauptkreuzung gab es sogar eine Lampe, die den Verkehr regelte, weil es einige Male zu Zusammenstößen gekommen war. Jetzt zeigte ein rotes Licht, dass man halten musste, und ein grünes, wann man fahren durfte.

Nach ihrem Besuch in der Bücherei und dem Einkauf bei Mr. Landers fuhr Leah zu Grace. Es war kurz nach Mittag. Über dem Eingang zur Pension hing jetzt ein Schild »Rose Alley Inn«. Rechts und links neben der Tür hatten Grace und Antonio Kletterrosen gepflanzt. Vor drei Jahren hatten sie auch die Gästezimmer und den Frühstücksraum renoviert. Vorhänge mit Rosenmuster hingen an den Fenstern und Bilder von Rosen in den Zimmern.

Leah band Smokey an das vorgesehene Geländer. Becky kletterte vom Buggy, rannte zur Haustür und betätigte die Klingel. Die Tür öffnete sich fast im selben Moment, und Grace trat heraus.

»Becky, mein Schatz. Ich habe euch schon kommen sehen. Wie schön.«

»Ich hoffe, wir stören nicht«, sagte Leah. Sie hatte sich nicht angemeldet, Telefone gab es in der Gemeinde nach wie vor nicht.«

»Du störst nie, das weißt du doch. Kommt herein.«

Im Hausflur stand Graces Tochter Anna und strahlte ihnen entgegen. Sie war ein halbes Jahr jünger als Becky.

»Geht schon mal in die Stube«, sagte Grace. »Ich sehe noch schnell nach John, er schläft.«

John war der knapp zweijährige Sohn von Grace und Antonio.

Während Leah sich an den Tisch setzte, zog Anna Becky in ihre Spielecke und zeigte ihr eine neue Puppe. Kurz danach kam Grace zurück. Sie brachte Kaffee und einen Teller mit Schokoladenkuchen mit.

»Den Kuchen hat Rosa gebacken«, erklärte sie. »Nach einem italienischen Rezept. Unsere Gäste lieben ihn. Ich leider auch.« Sie lachte und legte ihre Hände auf die Hüften. »Sie werden immer breiter. Rosa backt viel zu gut und viel zu gerne.«

Leah lächelte. Es stimmte, Grace war um einiges fülliger geworden, seit sie mit Antonio verheiratet war und ihre Schwiegermutter das Kochen übernommen hatte. Aber es stand ihr

gut. Man sah ihr an, dass sie glücklich war.

Leah probierte den Kuchen. Er war wirklich köstlich. Saftig, mit viel Schokolade, er zerging geradezu auf der Zunge.

»Aber du bist auch ein bisschen kräftiger als das letzte Mal«, sagte Grace »Und du siehst aus wie das blühende Leben.«

Leah lächelte und legte die Hand auf ihren Bauch. »Bei mir liegt es aber nicht am Kuchen.«

»Oh. Das ist ja wunderbar! Wann ist es denn so weit?«

»Mitte November.«

»Ich freue mich so für euch. Weißt du noch, wie wir vor deiner Rumspringa in meinem Zimmer gesessen und über Männer gesprochen haben?«

Leah nickte. »Ich weiß sogar noch, was du gesagt hast: ›Ich wünsche mir einen Mann, bei dem mein Herz klopft, wenn ich ihn sehe, der meine Träume und meine Gedanken mit mir teilt.‹ Damals habe ich bezweifelt, dass ich so einen Mann in meiner Gemeinde finden könnte.«

»Aber du hast ihn gefunden.«

»Ja, das habe ich. Joshua und ich teilen unsere Gedanken und unsere Träume.«

Grace lächelte verschmitzt. »Und, bringt er auch dein Herz zum Klopfen?«

»Ja, auch nach sechs Jahren Ehe noch.«

»So geht es mir mit Antonio auch. Es ist ein Geschenk, sich so zu lieben.«

Auf dem Heimweg dachte Leah über Graces Worte nach. Ja, es war ein Geschenk, sich so zu lieben, einander so nahe zu sein, wie Joshua und sie es waren. Sie freute sich darauf, nach Hause zu kommen, ihn aus der Werkstatt treten zu sehen, sein Lächeln, wenn er sie ansah, seine Augen, die manchmal hell- und manchmal dunkelgrau wirkten und in denen sich ab und zu das Blau des Sommerhimmels spiegelte. Ein tiefer Frieden erfüllte sie, als sie auf den Hof zwischen Werkstatt und Wohnhaus einbog. Hier gehörte sie hin. Zu Joshua. Ihre gemeinsame Welt war nicht eng. Sie war groß, und es gab immer wieder Neues zu entdecken.

Nachwort und Danksagung

Da ist er nun, der dritte Teil der Geschichte um die Familie Hochleitner. Zwei Jahre lang habe ich sie begleitet, über drei Generationen und hundert Jahre. Sie sind mir ans Herz gewachsen.

Über die Amisch und ihre Lebensart habe ich in den Nachworten der Vorgängerbände geschrieben. Viel hat sich da auch Anfang des 20. Jahrhunderts nicht geändert. Wie schon früher wurde bei neuen Erfindungen gefragt, ob sie nützlich seien. Automobile und Telefone waren kurzfristig erlaubt, warum die Erlaubnis zurückgenommen wurde, darüber gibt es keine Angaben. Interessanterweise wurden dieselbetriebene Traktoren und Erntemaschinen bis Ende der 1920er Jahre benutzt. Die Amisch waren dafür bekannt, dass sie die modernsten landwirtschaftlichen Geräte besaßen.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es erneut zu einer größeren Spaltung der Amisch, neue Gruppen wie die Beachy Amish entstanden, die dem Fortschritt offener gegenüberstanden.

Bis zum Ersten Weltkrieg waren Deutsch-Amerikaner, auch Amische und Mennoniten, ein gut angesehener und geschätzter Teil der amerikanischen Gesellschaft. Dies änderte sich mit dem Eintritt der USA in den Krieg im April 1917. Ab Herbst 1917 wurde der Kampf gegen Deutsche in Europa auf ihre Kultur in den USA ausgedehnt. Dazu zählte auch ein Verbot des Gebrauchs der deutschen Sprache in Schulen, Universitäten, Bibliotheken und Gottesdiensten. Mennoniten, Amische und Hutterer gehörten zu den Gruppen, die am stärksten angefeindet wurden, da ihre Mitglieder nicht nur deutscher Abstammung, sondern auch gegen militärische Beteiligung waren. Während des Krieges wurde ihr pazifistisches Glaubensbekenntnis als Beweis für ihre Sympathien für Deutschland und den Kaiser angesehen. Dabei empfanden sie keine Loyalität gegenüber Deutschland, sie wollten nur in Ruhe ihren Glauben ausüben.

Obwohl der »Selective Service Act« von 1917 zur Einberufung von Soldaten ausdrücklich Ausnahmen für Verweigerer aus religiösen Gründen zuließ, wurden Tausende von Amischen und Mennoniten eingezogen und in Trainingscamps wie Camp Meade untergebracht. Wie sie dort behandelt wurden, kann man in den Briefen und Tagebuchaufzeichnungen von Kriegsdienstverweigerern im Ersten Weltkrieg auf der Seite <https://cosandgreatwar.swarthmore.edu/nachlesen>.

Mein Dank gilt wie immer denjenigen, die den Weg dieser Geschichte von der Idee bis zum Roman begleitet haben. Meiner tollen Agentin Anna Mechler für ihre Ermutigung, weil ich zwischendurch mal wieder an mir gezweifelt habe, und meiner wunderbaren Lektorin vom Aufbau Verlag, Constanze Bichlmaier, für ihr einfühlsames Lektorat, Kürzungen an den richtigen Stellen und das Geraderücken mancher schrägen Sätze.

Mein besonderer Dank gilt auch meinen Kolleginnen und Freundinnen, Ute Bareiss und Nicole Wellemin.

Liebe Nicole, ohne unsere virtuellen morgendlichen Schreibtreffs wäre dieser Roman niemals rechtzeitig fertig geworden. Wir behalten das bei.

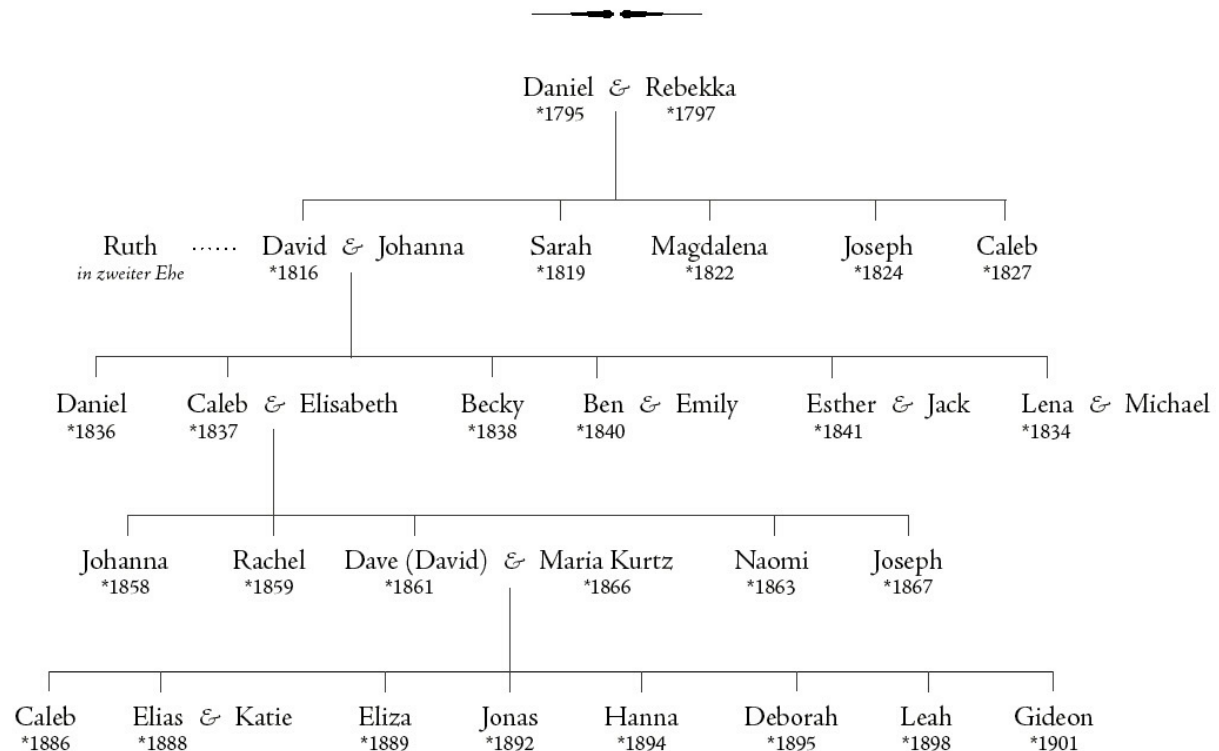
Liebe Ute, meine Mutmacherin, Erstleserin und Seelentrösterin. Ich bin so froh, dass es dich

gibt.

Mein Mann hat mir nicht nur den Rücken freigehalten, sondern ihn abends auch massiert, wenn ich völlig verspannt vom Schreibtisch gekommen bin, und zahllose Abende mit mir auf der Terrasse über Handlung und Figuren gesprochen.

Und natürlich danke ich euch, meine lieben Leser:innen, dass ihr mich und die Familie Hochleitner auf dieser Reise zu den Amisch begleitet habt.

STAMMBAUM DER FAMILIE HOCHLEITNER



Impressum

ISBN 978-3-8412-2927-4

Aufbau Digital

veröffentlicht in der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin, Juni 2022

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2022

Die Originalausgabe erschien 2022 bei Aufbau Taschenbuch, einer Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Covergestaltung www.buerosued.de, München

unter Verwendung von Motiven von © Ildiko Neer / Arcangel , www.buerosued.de

www.aufbau-verlage.de

Wer von dieser Saga begeistert ist, liest auch ...

Karin Seemayer

Die Sehnsucht der Albatrosse



Jetzt kostenlos reinlesen

[Jetzt kostenlos reinlesen](#)

Zwischen uns das Meer.

San Francisco, 1904: Sarah ist ein gefeierter Opernstar, doch als sie ihre Stimme verliert, scheint ihre Karriere beendet. Um wieder zu sich zu finden, beschließt sie nach Hawaii zu reisen. Während eines Sturms passiert das Unvorstellbare: Ihr Schiff sinkt. In letzter Sekunde gelingt Sarah die Rettung, sie wird von einem Segelschiff aufgenommen, das auf dem Weg ins Eismeer ist, um dort Robben zu jagen. Plötzlich muss sich Sarah in der rauen Männerwelt, die auf dem Schiff herrscht, behaupten. Doch als sie glaubt, ihre Rolle gefunden zu haben, stößt sie auf ein Geheimnis aus der Vergangenheit ...

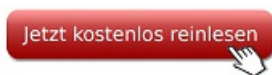
Eine Frau, die nur für die Musik lebt. Ein Mann, der ohne das Meer nicht leben kann. Und eine Reise, auf der beide an ihre Grenzen kommen.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<https://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Karin Seemayer

Das Geheimnis des Nordsterns



[Jetzt kostenlos reinlesen](#)

Eine Liebe, die alle Grenzen überwindet.

San Francisco, 1904: Sarah ist nach dem Schiffsunglück wieder in ihrer Heimatstadt angekommen. Zum Entsetzen ihrer Mutter in Begleitung ihrer großen Liebe, des Seemanns Peer. Gemeinsam wollen sie sich in San Francisco eine Zukunft aufbauen. Doch Sarah merkt, dass es ihr schwer fällt, sich wieder in ihr altes Leben einzufinden, dafür hat sie in den letzten Monaten zu viel erlebt. Und auch Peer muss kämpfen, denn die Gesellschaft, in der Sarah und ihre Familie sich bewegen, ist nicht bereit, den Seemann in ihren Reihen zu akzeptieren. Schon bald muss sich das Paar fragen, ob ihre Liebe stark genug ist, sich den äußerlichen Zwängen zu widersetzen ...

Hochemotional und romantisch: eine Frau, die ihren Weg sucht, und ein Mann zwischen Pflicht und Gefühl.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<https://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Karin Seemayer

Die Tochter der Toskana & Das Gutshaus in der Toskana



[Jetzt kostenlos reinlesen](#)

Die ersten zwei Bände der großen Toskana Saga erstmals in einem E-Book.

Die Tochter der Toskana.

Toskana, 1832: Antonellas Traum ist es, zu kochen und Wein anzubauen, doch sie soll den reichen Sohn des Müllers heiraten. Voller Verzweiflung bricht sie aus der Enge ihres kleinen Dorfes in den Apuanischen Alpen aus und flieht nach Genua. Die Reise ist gefährlich, denn Italien gleicht einem Pulverfass. Überall regt sich erbitterter Widerstand gegen die Herrschaft der Habsburger. Daher ist Antonella froh, als sie Marco trifft, der ihr Geleit anbietet. Was aber verheimlicht er ihr? Und wieso fühlt sie sich trotzdem so zu ihm hingezogen? Als sein Geheimnis offenbart wird, muss sie allen Mut aufbringen, um sein Leben zu retten ...

Das Gutshaus in der Toskana.

Toskana, 1833: Auf dem Weingut in der Toskana scheinen Marco und Antonella am Ziel ihrer Träume angekommen: Marco kann nun endlich seiner Berufung nachgehen, Antonella freundet sich schnell mit Tiziana, der Besitzerin der benachbarten Osteria an, und ist froh, bei ihr als Köchin und Bäckerin arbeiten zu können. Außerdem erwarten die beiden ihr erstes Kind. Doch dann taucht ihr ehemaliger Verlobter auf und droht, ihr Glück zu zerstören ...

Registrieren Sie sich jetzt unter:

<https://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

[Datenschutzhinweis](#)